This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

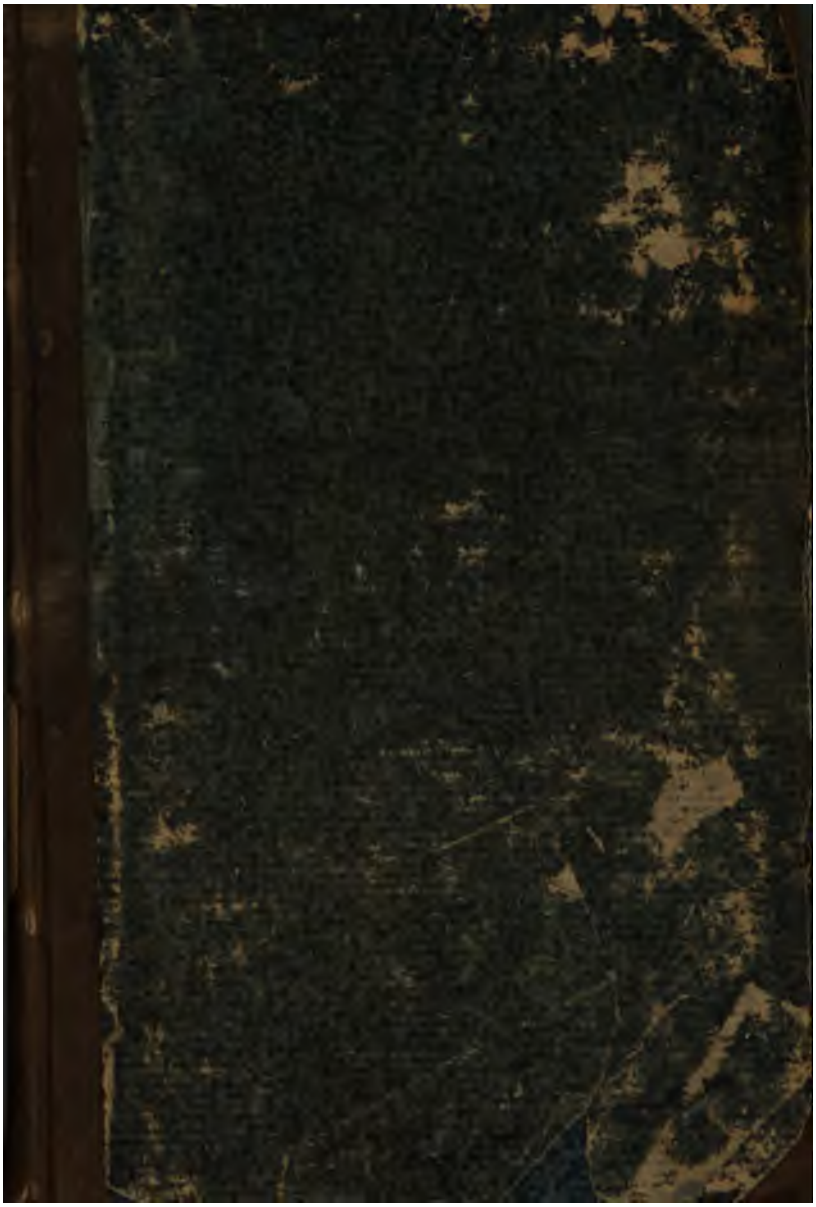
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

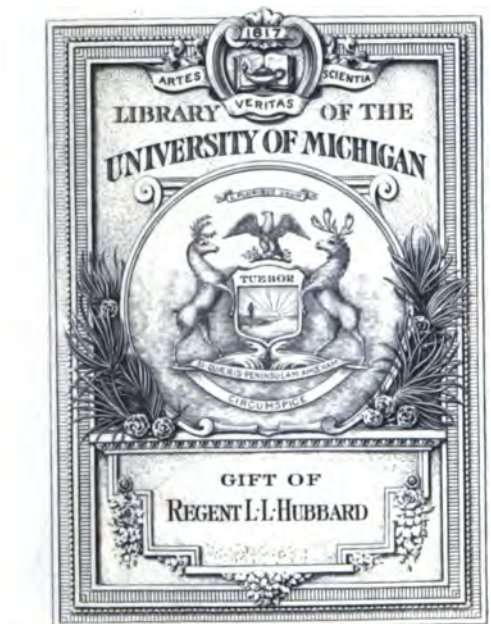
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



A[illegible]bliothek
Arm[illegible]cel. Witwe
Fr[illegible]Gerold,
[illegible]Nr. 678,
[illegible]ersten Stock rechts.



E
164
.C485

Chateaubriand, François-Auguste-René, vicomte de

Chateaubriands

Reise in Amerika.

Ueberſetzt

von

Dr. K. J. Perleb.

Dritter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1828.

gift
Regent L S Mitchell
7-21-28

Der Ohio und der Miſſiſſipi.

Der Ohio wird durch die Vereinigung des Monongahela und des Alleghany gebildet; deren erſterer ſüdlich in den blauen Bergen oder den Apalachen, der andere in einer nördlichen Gebirgskette zwiſchen dem Erie- und Ontario-See entſpringt. Der Alleghany ſteht mittelſt eines kurzen Seitenarmes mit dem Eriefee in Verbindung. Die beiden Flüſſe vereinigen ſich unterhalb der kleinen Feſtung, welche ehedem Fort Duquesne hieß, jetzt aber Fort Pitt oder Pittsburg genannt wird, am Fuße eines beträchtlich hohen Steinkohlenhügels; ſie verlieren nun ihre Namen und erhalten die gemeinſchaftliche Benennung Ohio, was — mit vollem Rechte — ſo viel heißt als ſchöner Fluß.

Mehr als sechzig Flüsse ergießen ihre Gewässer in diesen Strom; die von Osten und Süden kommenden entströmen den Höhen, welche die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ocean und dem Stromgebiete des Ohio und Mississipi bilden; die von Westen und Norden herfließenden haben ihre Quellen auf den Hügeln, deren Abhänge einerseits den Seen von Canada, andererseits dem Mississipi und Ohio Nahrung zuführen.

Der Raum, durch welchen der letztgenannte Strom seinen Lauf nimmt, stellt im Ganzen ein weites von gleichhohen Hügeln begränztes Thal dar, im Einzelnen aber ändert sich, wenn man auf seinen Fluthen dahinschifft, die Scene mannigfach.

Es giebt keinen üppigern Landstrich als den vom Ohio bewässerten; die Hügel sind mit Wäldern von rothen Fichten *), Lorbeerholz **), Myrten, Zuckerahorn und viererlei Eichen bedeckt; in den Thälern wachsen Wallnußbäume, Weißdorne, Eschen und Tupelobäume ***); die Sümpfe brin-

*) Verschiedene verwandte Arten wachsen in jenen Gegenden, die eigentliche rothe Fichte (Pinus rubra *Mill.*) ist aber im nördlichen Europa, auf den Pyrenäen ꝛc. einheimisch. A. d. U.

**) Croton corylifolium *Lam.* A. d. U.

***) Von diesen Bäumen, die die Gattung Nyssa *Linn.* bilden, kommen in Nordamerika mehrere

gen Birken, Espen, Pappeln und die kahle Cypresse. *) Die Indianer verfertigen Zeuge aus der Rinde des Pappelbaumes; sie essen den Bast der Birken; sie wenden den Saft des Wegdorns zur Heilung des Fiebers und zur Abhaltung der Schlangen an; die Eiche giebt ihnen Pfeile, die Esche Kanots.

Eine große Mannigfaltigkeit von Kräutern und Pflanzen schmückt das Land, doch besonders häufig sind: das 7 — 8 Fuß hohe Büffelkraut (herbe à buffle) **), das Dreiblätterkraut (herbe à trois feuilles) **), der Windhafer oder wilde Reis, und die Indigopflanze.

Unter dem überall fruchtbaren Boden stößt man bei fünf bis sechs Fuß Tiefe gemeiniglich auf ein Lager eines weißlichen Gesteines, welches die Grundlage der trefflichen Dammerde ausmacht. Näher gegen den Mississipi hin besteht die Oberfläche des Bodens aus einer schweren schwarzen

---

Arten, theils auf Anhöhen, theils auf überschwemmtem Lande vor. A. d. U.

*) Cupressus disticha *Linn*; kahle Cypresse genannt, weil sie im Herbste die Blätter (Nadeln) abwirft. A. d. U.

**) Es läßt sich nicht ausmitteln, was eigentlich für Pflanzen unter diesen provinziellen Namen verstanden sind; ersteres scheint eine Doldenpflanze zu seyn. A. d. U.

Erde, unter der eine verschiedenfarbige Kreidenschichte liegt, und dann ganze, im Schlamm verscharrte Cypressengehölze.

An dem Ufer des Channa will man, 200 Fuß unter dem Wasserspiegel, an einer Felsenwand Schriftzüge gesehen haben; man schloß daraus, das Wasser sey ehedem um so viel weiter unten geflossen und unbekannte Völker hätten im Vorüberfahren auf dem Fluß diese geheimnißvollen Zeichen eingegraben.

Auf dem Ohio ist ein plötzlicher Uebergang der Temperatur und des Klima auffallend; in der Gegend von Canaway verschwinden auf einmal die erwähnten Cypressen- und die Sassafrasbäume, Eichen- und Ulmenwälder nehmen zu. Alles gewinnt einen andern Anstrich, das Grün wird dunkler, jede Farbe minder lebhaft.

In diesem Strome gibt es, so zu sagen, nur zwei Jahrszeiten. Im November fällt mit einemmale das Laub der Bäume ab; alsbald folgt Schneegestöber, der Nordwestwind erhebt sich, der Winter herrscht. Trockne Kälte mit einem hellen Himmel dauert bis zum Monat März; nun dreht sich der Wind nach Nordost, und in weniger als vierzehn Tagen erscheinen die bisher mit Reif überzogenen Bäume von Blüthen bedeckt. Sommer und Frühling fließen ineinander.

Die Jagd ist höchst ergiebig. Brautenten *), Blauammern **), Kardinäle ***), Purpurfinken †) glänzen im Grün der Bäume; der Whet-Chaw-Vogel ††) ahmt den Schall des Holzsägens nach, der Katzenvogel †††) und die Papageien, welche in der Nähe bewohnter Orte manche Wörter lernen, wiederholen dieselben in den Gehölzen. In großer Anzahl leben diese Vögel von Insekten: die grüne Tabakraupe, eine Art Maulbeerraupe, der Leuchtkäfer, die Wasserspinne, dienen ihnen vorzüglich zur Nahrung; die Papageien aber sammeln sich in ganze Schaaren und verheeren die Saatfelder.

Es ist ein Preis ausgesetzt für jeden Papageienkopf, und eben so für die Köpfe der Eichhörnchen.

Im Ohio leben ungefähr dieselben Fische, wie im Mississipi. Es ist etwas ziemlich gewöhnliches, Lachsforellen von 30 — 35 Pfund darin zu fan-

---

*) „Canards branchus," gewöhnlicher beaux canards huppés oder canards de la Caroline genannt; Anas sponsa *Lath.* A. d. U.

**) Emberiza cyanea *L.* A. d. U.

***) Loxia cardinalis *L.* A. d. U.

†) Fringilla purpurea *L.* A. d. U.

††) Ein mir unbekannter Vogel. A. d. U.

†††) „Oiseau-chat miaule," der Catbird der Amerikaner, Muscicapa carolinensis *Linn.* A. d. U.

gen; auch fängt man häufig eine Art Stör, dessen Kopf wie eine Art Ruderschaufel gestaltet ist *).

Wenn man den Ohio hinabgeht, kömmt man über einen kleinen Fluß, welcher die Lecke der großen Gebeine (Lic des grands os) heißt. Lecke (Lic) nennt man in Amerika Bänke einer weißen etwas thonigen Erde, welche die Büffel gerne lecken; sie machen mit ihrer Zunge tiefe Furchen hinein. Die Excremente dieser Thiere enthalten so viel von dieser Erde, daß sie wie Kalkbrocken aussehen. Die Büffel suchen die Lecken wegen der darin enthaltenen Salze auf, durch welche diese wiederkauenden Thiere die Kolik heilen, die ihnen ihr rohes Futter oft verursacht. Indeß läßt der Boden des Ohiothales keinen salzigen Geschmack wahrnehmen, sondern ist im Gegentheile ganz geschmacklos. Die Lecke des Leckeflusses ist eine von den größten die man kennt; die breiten zerstampften Pfade, welche die Büffel über die Grasebene hin gemacht haben, um zu der Lecke zu kommen, würden etwas Schreckhaftes haben, wenn man nicht wüßte, daß diese wilden Stiere die friedlichsten Geschöpfe von der Welt sind.

Man hat in dieser Lecke einen Theil des Gerippes von einem Mammouth **) gefunden; ein Schen-

*) Polyodon Folium *Lacép.*, der Vielecksfisch. A. d. U.

**) Ein elephantenähnliches Thier, welches jetzt nicht

kelbein wog siebzig Pfund; die Rippen maßen mit ihrer Krümmung sieben Fuß, und der Schädel war drei Fuß lang; die Backenzähne waren fünf Zoll breit und acht lang, die Stoßzähne hatten von der Wurzel bis an die Spitze vierzehn Zoll.

Aehnliche Knochen sind in Chili und Rußland entdeckt worden. Die Tartaren behaupten, daß Mammouth lebe noch heut zu Tage, an den Mündungen der Flüsse; auch versichert man, westlich vom Mississipi hätten Jäger es gesehen und verfolgt. Ist das Geschlecht dieser Thiere, wie man glauben muß, zu Grunde gegangen, wann fand denn wohl in so entfernten Ländern und unter so verschiedenen Himmelsstrichen diese Vernichtung statt? Wir wissen nichts und dennoch fordern wir täglich vom Schöpfer Rechenschaft über seine Werke!

Die Lecke der großen Gebeine ist ungefähr dreißig Meilen vom Kentuckyflusse entfernt. Die Ufer dieses letztern sind senkrecht abgeschnitten wie Mauern. Beachtenswerth in dieser Gegend sind: eine Art Straße, die die Büffel von der

---

mehr lebend auf der Erde vorzukommen scheint; Mastodon giganteum *Cuv.* Uebrigens ist dieses „Ohiothier“ von dem eigentlichen Mammouth, Elephas primigenius *Blumenb.*, dessen Reste in Sibirien ꝛc. angetroffen werden, sehr verschieden. A. d. U.

Höhe eines Hügels herab gemacht haben; mehrere Erdharzquellen, welche man wie Brennöl benützen kann; Grotten, mit natürlichen Säulen geschmückt; und ein unterirdischer See, der sich in unbekannte Weiten erstreckt.

Beim Zusammenflusse des Kentucky und des Ohio entfaltet die Landschaft eine außerordentliche Pracht. Hier weiden Heerden von Rehen *) und schauen von der Spitze eines Felsen herab, wie ihr auf dem Flusse dahinrudert; dort spiegeln sich Gruppen alter Fichten in den Gewässern ab; lachende Ebenen dehnen sich weiter, als das Auge reicht, und Streifen von Waldungen verhüllen den Fuß einiger Berge, deren Gipfel in der Ferne emporragt.

Gleichwohl heißt dieß herrliche Land «Kentucky,» von des Flusses Namen, welcher Fluß des Blutes bedeutet. Aber eben seine Schönheit zog ihm diesen unglücklichen Namen zu. Seit mehr als zwei Jahrhunderten kämpften die Völkerstämme der Cherokesen und der Irokesen um den Besitz dieses Landes und seiner Jagden. Sich auf diesem Kampfplatze anzusiedeln wagte aber keine der Indianerhorden, und die Sawanoes, die Miamis, die Piankiciawoes, die Wayaoes,

*) Wohl eigentlich eine Art Hirsche, Cervus virginianus *Gm.* A. d. U.

die Kaskaskias, die Delawares, die Illinois kamen der Reihe nach, sich hier Schlachten zu liefern. Erst um das Jahr 1752 erhielten die Europäer etwas bestimmtere Kunde von den Thälern im Westen des Alleghany-Gebirges, welches anfänglich den Namen der endlosen Berge (Endless-mountains), der Kittatinny- oder der blauen Berge führte. Indeß hatte schon Charlevoix im Jahr 1720 vom Laufe des Ohio gesprochen, und das Fort Duquesne, jetzt Pittsburg, war von den Franzosen an dem Vereinigungspunkte der beiden Flüsse, die den Ohio bilden, angelegt. Im Jahr 1752 gab Louis Evant eine Karte von dem Lande am Ohio und am Kentucky heraus; 1754 machte Jakob Macbrive einen Streifzug in diese Wildniß; weiter drang 1757 Jones Finley; und 1769 entdeckte der Oberst Boone den ganzen Landstrich und siedelte sich daselbst 1775 mit seiner Familie an. Man behauptet, der Doctor Wood und Simon Kenton seyen — 1773 — die ersten gewesen, welche auf dem Ohio von Pittsburg bis zum Missisipi hinabschifften. Nationalstolz veranlaßt die Amerikaner, die meisten Entdeckungen im Westen der vereinten Staaten sich zuzuschreiben; allein man muß nicht vergessen, daß die Franzosen von Canada und von Louisiana diese Gegenden von Norden und von Süden her schon längst durchzogen hatten, ehe die Ame-

rikaner von Osten dahin kamen, indem letztere auf ihrem Marsche sich durch die verbündeten Creeks und durch die Spanier von Florida gehindert fanden.

Dieses Land beginnt jetzt (1791) sich zu bevölkern; Pflanzer aus Pennsylvanien, Virginien und Carolina wandern ein, so wie auch manche meiner unglücklichen Landsleute, welche vor den ersten Stürmen der Revolution flohen.

Werden die Geschlechter der Europäer, die sich an diesen Ufern niederlassen, tugendhafter und freier seyn, als es die von ihnen ausgerotteten Geschlechter der Amerikaner waren? Werden nicht Sklaven, unter der Peitsche ihrer Herren seufzend, das Land anbauen, wo ehedem unabhängige Menschen wandelten? Werden nicht Gefängnisse und Galgen die Stellen einnehmen, wo die offene Hütte stand und die hohe Eiche, die nichts trug, als das Nest der Vögel? Wird der Reichthum des Bodens nicht neue Kriege entflammen? Wird Kentucky aufhören das Land des Blutes zu seyn, und werden die Ufer des Ohio von den Gebäuden der Menschen einen bessern Schmuck empfangen als von den Denkmahlen der Natur?

Vom Kentucky bis zu den Strömungen des Ohio (Rapides de l'Ohio) rechnet man eine Strecke von ungefähr achtzig Meilen. Diese Strömungen werden durch Felsen hervorgebracht, die sich unter Wasser im Flußbette befinden, es ist

jedoch weder gefährlich noch schwer, darüber hinabzuschiffen, da der mittlere Fall nur 4 — 5 Fuß auf $\frac{1}{3}$ Meile beträgt. Der Fluß wird durch eine Inselgruppe, die mitten in den Strömungen liegt, in zwei Arme getheilt. Wenn man den Strom abwärts fährt, braucht man die Last der Schiffe nicht zu vermindern, beim Aufwärtsfahren hingegen ist eine Erleichterung des Fahrzeuges unerläßlich.

Der Fluß ist in der Gegend der Strömungen eine Meile breit. Bei der Fahrt auf diesem herrlichen Kanale wird unterhalb jener Strömungen der Blick besonders durch eine Insel angezogen, welche mit Ulmen bedeckt ist, an denen sich zierliche Gewinde von Lianen und wilden Reben hinschlingen.

Ans nördliche Ufer schließen sich die Hügel der Silberbucht (Crique d'argent) an. Der erste dieser Hügel fällt senkrecht in die Fluthen, sein röthlicher Abhang ist reich mit Kräutern geschmückt, hinter ihm erheben sich andere, mit Wäldern gekrönte Höhen, und steigen von Stufe zu Stufe immer höher empor, bis die erhabenen Gipfel der letzten, hell leuchtend und gleichfarbig in das Blau des Himmels verfließen.

Am südlichen Ufer breiten sich Savannen aus, besetzt mit zerstreuten Gebüschen und mit Heerden von Büffeln, die theils liegend ruhen, theils munter umherschweifen, die einen friedlich grasend, an-

dere in kleinen Schaaren mit gesenkten Köpfen sich zum Kampfe fodernd.

Die Mitte dieses Gemäldes nehmen die Strömungen des Ohio ein, und je nachdem die Strahlen der Sonne auf sie fallen, oder der Sturm sie peitscht, oder Wolken sie beschatten, flimmern sie in goldenen Wellen oder verwandeln sich in schneeweißen Schaum, oder fließen in düstern Fluthen dahin.

Unterhalb der Strömungen ist ein Inselchen, wo Alles sich versteinert. Zur Zeit der Anschwellung des Flusses steht die kleine Insel ganz unter Wasser, und man behauptet, nur auf ihr zeige sich die versteinernde Kraft, sey aber schon am nächsten Ufer nicht mehr zu bemerken.

Von den Strömungen bis zur Einmündung des Wabash rechnet man 316 Meilen. Dieser Fluß steht mittelst eines 9 Meilen langen Seitenarmes mit dem Miami in Verbindung und dadurch mit einem See, der seinen Abfluß in den Eriesee hat. Die Ufer des Wabash sind hoch, man hat daselbst Silbererz entdeckt.

Vier und neunzig Meilen unterhalb der Mündung des Wabash fängt ein großer Cypressenwald an, und 56 Meilen weiter unten sind die gelben Bänke. Links ergießen sich, nur 18 Meilen von einander entfernt, wieder zwei Flüsse in den Ohio. Der erste heißt Cheroquois oder Ten-

nesse; er entspringt auf dem Gebirge, welches Carolina und Georgien von den s. g. westlichen Ländern scheidet, fließt anfänglich reißend und ungestüm am Fuße dieses Gebirges von Osten nach Westen, wendet sich dann plötzlich nach Norden, und wird, indem er mehrere Seitenflüsse aufnimmt, breiter, aber auch, gleichsam als wenn er, nach einem allzuraschen Laufe von 400 Meilen, ausruhen wollte, langsamer. An seiner Mündung hat er eine Breite von 600 Toisen, und an einer Stelle, welche der große Umweg (Grand Détour) heißt, bildet er ein Wasserbecken, dessen Ausdehnung eine volle Meile beträgt. Der zweite Fluß, der Begleiter des Tennesse, ist der Cumberland oder Shawanon. In den gleichen Bergen, wie jener, geboren, steigt er mit ihm in die Ebenen herab, aber, in der Mitte seiner Laufbahn genöthigt, den Tennesse zu verlassen, eilt er nun so rascher durch die Einöde hin, und die beiden Zwillinge nahen einander noch einmal, und finden ihr Ende und ihre Vereinigung in den Fluthen des Ohio.

Das Land, welches diese Flüsse bespülen, ist allenthalben von Hügeln und Thälern durchschnitten und von einer Menge kleiner Bäche bewässert; doch zeigen sich am Cumberlandflusse auch einige flache, mit Schilf bewachsene Strecken, und mehrere große Cypressenwälder. Büffel und Rehe (?)

sind in diesem Landstriche in Ueberfluß vorhanden; die Einwohner bestehen aus wilden Horden, zumal Cherokesen. Indianische Begräbnißplätze sind häufig, und geben einen traurigen Beweis von der ehemaligen Bevölkerung dieser Einöden.

Von dem großen Cypressenwalde am Ohio schätzt man die Entfernung bis zu den gelben Bänken, wie gesagt, auf 56 Meilen. Die gelben Bänke haben den Namen von ihrer Farbe; sie liegen am nördlichen Ohio-Ufer, und man kömmt ganz nahe daran vorüber, weil auf jener Seite das tiefe Fahrwasser ist. Der Ohio hat fast überall ein doppeltes Gestade, eines für die Zeit der Wasseranschwellung, das andere für die Zeit der Trockenheit.

Von den gelben Bänken bis zur Einmündung des Ohio in den Mississipi, bei 36° 51′ N.B., rechnet man etwa 35 Meilen.

Um ein richtiges Bild von dem Zusammenfluß dieser beiden Ströme zu erhalten, denke man sich, man schiffe von einer kleinen Insel, die unferne des östlichen Mississipi-Ufers liegt, in den Ohio ein. Nun sieht man links den Mississipi, welcher hier von Osten her beinahe gerade gen Westen fließt und eine ungeheure, trübe und tobende Wassermasse darstellt; rechts den Ohio, durchsichtiger als Krystall, ruhiger als die Luft, langsam von

Norden her gen Süden kommend und eine zierliche Beugung machend. Jeder hat, bei mittlerem Wasserstande, im Augenblicke der Vereinigung ungefähr zwei Meilen Breite. Auch ihre Wassermenge ist ziemlich gleich, und die beiden Ströme bekommen, da sie einander einen gleichen Widerstand entgegensetzen, einen langsamern Lauf und scheinen auf einige Meilen weit in ihrem gemeinschaftlichen Bette zu schlafen.

Die Landspitze am Vereinigungspunkt der Ströme ist etwa zwanzig Fuß über den Wasserspiegel erhöht, besteht aus Thon und Sand, und ist morastig wegen der oftmaligen Ueberschwemmungen. Es wachsen daselbst wilder Hanf *), Weinreben, die am Boden kriechen oder an den röhrigen Stengeln des Büffelkrautes hinaufklettern, und Gebüsche von Weiden-Eichen. Wenn bei den erwähnten großen Ueberschwemmungen die zwei Ströme ihre Ufer verlassen und ihre Gewässer zusammenfließen, so gleichen sie einem unübersehbaren See.

Der Zusammenfluß des Missouri und Mississipi bietet eine, vielleicht noch merkwürdigere Erscheinung dar. Der Missouri ist ein ungestümer Strom mit lehmigem weißlichtem Wasser, und stürzt sich

*) Entweder verwilderter Hanf, oder wahrscheinlicher das hanfähnliche Hundskraut, Apocynum cannabinum *Lit.* A. d. U.

mit Heftigkeit in den reinen, ruhigen Miſſiſſipi. Im Frühling reißt er von ſeinen Ufern große Stücke Landes weg, und es gewähren dann dieſe ſchwimmenden, mit friſchbelaubten oder blüthereichen Bäumen bedeckten Inſeln, welche ſich theils noch über Waſſer halten, theils ſchon halb verſunken ſind, ein wunderbares Schauſpiel.

Von der Mündung des Ohio ſind nur 15 Meilen bis zu den am öſtlichen Ufer des Miſſiſſipi liegenden Eiſengruben, und von dieſen bis zur Mündung des Chicaſſasfluſſes 67; ferners 104 Meilen bis zu den Hügeln von Margette, welche der kleine Fluß gleichen Namens beſpült, und auf denen ein beſonders reichliches Jagdrevier iſt.

Warum findet man ſo vielen Reiz an dem Leben in Wäldern? Warum vergißt ſich auch ſelbſt der am meiſten an Geiſtesthätigkeit gewöhnte Mann freudig im Tumulte der Jagd? Durchs Gehölze ziehen, das Wild verfolgen, ſich eine Hütte bauen, ein Feuer anzünden, neben einer Quelle ſich ſelbſt die Mahlzeit bereiten, iſt fürwahr ein großes Vergnügen. Tauſend Europäer lernten dieſes Vergnügen kennen und wollten nun kein anderes mehr, und der Indianer ſtirbt aus Sehnſucht, wenn man ihn in unſere Städte einſperrt. Dieß beweiſt, daß der Menſch vielmehr zur phyſiſchen Thätigkeit, als zur Contemplation beſtimmt, in ſeinem Naturzuſtande nur

sehr wenig bedarf, und daß Einfalt der Seele eine unerschöpfliche Quelle des Glücks ist.

Der Weg vom Margette- zum St. Franzens-Flusse beträgt 70 Meilen. Der letztere Fluß erhielt seinen Namen von den Franzosen, und ist für sie noch ein Versammlungsort zur Jagt. Von dem St. Franzensflusse rechnet man 108 Meilen bis zu den Akansas oder Arkansas. Die Akansas sind noch sehr anhänglich an uns, wie denn überhaupt bei den Indianern die Franzosen unter allen Europäern am meisten beliebt sind. Dieß rührt von der Munterkeit der Franzosen her, von ihrer glänzenden Tapferkeit, von ihrem Geschmacke an der Jagd und selbst an der übrigen Lebensart der Wilden; — als ob die höchste Civilisation dem Naturzustande wieder näher bringe!

Der Akansasfluß kann mit Kanots auf eine Strecke von mehr als 450 Meilen befahren werden; er durchfließt ein schönes Land, und seine Quelle scheint ihren unbekannten Ursprung in den Bergen von Neu-Mexiko zu haben. Von dem Akansas- zum Yazous-Flusse sind 158 Meilen. An seiner Mündung hat der Yazou eine Breite von hundert Toisen, und zur Regenzeit können selbst große Schiffe mehr als 80 Meilen weit in ihm hinauffahren; nur ein kleiner Wasserfall nöthigt zum Umladen. Die Yazous, die Chaktas und die Chicassas bewohnten ehedem die Gegenden an diesem Flusse.

Die Yazous bildeten ein Volk mit den Natchez.

Das Flußgebiet von den Yazous bis zu den (eigentlichen) Natchez läßt sich so abtheilen: von den Gestaden der Yazous bis zum Bayouk-Noir 39 Meilen, vom Bayouk-Noir bis zum Steinfluß 30 Meilen, vom Steinflusse bis zu den Natchez 10 Meilen.

Von den Gestaden der Yazous bis zum Bayouk-Noir ist der Mississipi voll Inseln und macht große Umwege; seine Breite beträgt ungefähr zwei Meilen, seine Tiefe acht bis zehn Klafter. Man könnte den Weg mittelst einiger Durchschnitte leicht sehr abkürzen. Die Entfernung zwischen Neu-Orleans und der Mündung des Ohio beträgt in gerader Linie kaum 460 Meilen, auf dem Flusse aber 856. Dieser Weg ließe sich wenigstens um 250 Meilen abkürzen.

Zwischen dem Bayouk-Noir und dem Steinflusse sieht man mehrere Steinbrüche, die ersten von der Mündung des Mississipi bis an den kleinen, darnach benannten Fluß.

Der Mississipi macht jährlich zwei Ueberschwemmungen, die eine im Frühling, die andere im Herbste; erstere ist sehr beträchtlich, sie beginnt im Mai und endet im Juni. Die Strömung des Flusses beläuft sich dann auf fünf Meilen für die Stunde, und die Gegenströmungen haben ziemlich eben die-

selbe Geschwindigkeit; eine wunderbare Fürsorge der Natur! denn ohne solche Gegenströmungen würde der Fluß nach aufwärts kaum schiffbar sein. *) — Zu dieser Zeit schwillt der Strom sehr an, überschreitet seine Ufer, und das ausgetretene Gewässer kehrt nicht, wie beim Nil, später wieder ins Flußbette zurück, sondern bleibt auf dem Lande stehen oder sickert durch den Boden und setzt einen überaus fruchtbaren Schlamm ab.

Die zweite Anschwellung hat in Folge der Regengüsse im October statt, ist aber nicht so beträchtlich, wie jene im Frühling. Bei diesen Ueberschwemmungen führt der Missisipi gewaltige Holzmassen mit sich fort, und läßt ein lautes Gebrülle hören. Die gewöhnliche Geschwindigkeit des Flusses ist ungefähr zwei Meilen auf die Stunde.

Etwas beträchtliche Anhöhen kommen längs des Missisipi zwischen Neu-Orleans und dem Ohio beinahe nur am linken Ufer vor, und sie nähern oder entfernen sich bald mehr bald weniger, so daß zwischen ihnen und dem Strome an manchen Stellen mehrere Meilen breite Savannen sind. Die Hügel laufen dabei denn auch nicht parallel mit dem Ufer, bald treten sie reihenweise zurück und lassen weite Zwischenräume, wodurch sich malerische Fernsichten

*) Die Dampfschiffe haben die Schwierigkeit, gegen den Strom zu schiffen, beseitigt.

in die mit tausend Baumgattungen bepflanzten Thäler öffnen; bald drängen sie sich bis an den Strom, und bilden eine Menge Vorgebirge, die sich in den Fluthen spiegeln. Das rechte Ufer des Missisipi ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, kahl, morastig, einförmig; mitten unter hohem, grünem und goldgelbem Schilf, womit es geschmückt ist, sieht man wilde Stiere hüpfen oder die Gewässer unzähliger, mit Wassergeflügel angefüllter Teiche flimmern.

Fische des Missisipi sind: der Barsch, der Hecht, der Stör und der Hausen;*) auch fängt man darin ungeheure Krabben. **)

Das Land in der Nähe des Stromes liefert Rhabarber, ***) Baumwolle, Indigo, Safran, wil-

---

*) Diese Fische sind insgesammt von den gleichnamigen europäischen Arten verschieden; der Barsch ist vermuthlich der s. g. Black-perch, Callinrus punctulatus Rafin., der Hecht ist unserm gemeinen nahe verwandt, Esox americanus Lac.; der Stör ist der schon angeführte Polyodon, und der Hausen dürfte Acipenser macalosus Les. seyn.

A. d. U.

**) Kurzgeschwänzte Krebse.

A. d. U.

***) Eine wirkliche Rhabarber sicher nicht, vielleicht aber die rhabarberähnliche Wurzel einer Ampferart.

A. d. U.

den Flachs, Sassafrasholz und den Wachsstrauch.*) Eine einheimische Raupenart macht ziemlich starke Seide, und auf dem Grunde einiger Bäche findet man große Perlenmuscheln, welche aber keine Perlen von schönem Wasser geben. Man hat auch an einem Orte Queckſilber, an einem andern Lasurstein (Lapis Lazuli), **) und an mehrern Orten Eiſenerz entdeckt.

Die Fortsetzung des Manuscriptes enthält eine Beschreibung des Landes der Natchez und des Laufes des Miſſiſſipi bis Neu-Orleans. Beide Beschreibungen befinden sich vollständig in Atala und in den Natchez.

Unmittelbar hierauf folgen im Manuscripte einige sorgfältig übersetzte Auszüge aus Bartram's Reisen. Ich habe denselben aber meine eigenen Bemerkungen, Betrachtungen, Berichtigungen, Zusätze, Beschreibungen eingewebt, ungefähr wie Ramond die Anmerkungen zu seiner Uebersetzung von Coxe's Reise in der Schweiz, und es ist nun Alles so zu einem Ganzen verflochten, daß es beinahe unmöglich wäre, das, was mir angehört,

---

*) Myrica cerifera Lin. A. d. U.

**) Ohne Zweifel blos ein dem Lasursteine ähnliches Mineral. A. d. U.

von demjenigen, was von Bartram herrührt, zu trennen, oder auch nur überall zu unterscheiden. Es möge demnach, so wie es ist, hier stehen:

Beschreibung einiger Ansichten im Innern von Florida.

Ein frischer Wind hatte unsre Fahrt beschleunigt. Der Fluß nahte seiner Einmündung in einen, etwa neun Meilen im Umfange habenden See, der vor uns ausgebreitet lag. Drei Inseln erhoben sich aus der Mitte des Sees; wir segelten nach der größten derselben hin, und erreichten sie um acht Uhr Vormittags.

Am Rande einer kreisförmigen Ebene stiegen wir an's Land, und zogen unser Kanot unter den Schatten einiger am Ufer befindlichen Kastanienbäume. Wir schlugen unsre Hütte auf einer kleinen Anhöhe auf. Es wehte ein gelinder Ostwind und erfrischte See und Wald. Maiskuchen dienten uns zum Frühstücke, dann zerstreuten wir uns auf der Insel, theils um zu jagen, theils zu fischen oder Pflanzen zu sammeln.

Es fiel uns eine Art Hibiscus auf, ein ungewöhnlich großes, mehr als zehn bis zwölf Fuß hohes und in spitzig kegelförmige Früchte endendes Kraut, welches an niedern, feuchten Stellen wächst. Seine glatten, leicht gefurchten Blätter werden be-

lebt durch schöne karmesinrothe Blumen, die man aus beträchtlicher Ferne schon wahrnimmt. *) Die Agave vivipara erhob sich in den salzigen Buchten noch höher und stellte einen Wald 30 Fuß hoher Kräuter dar. Die reifen Samenkörner dieses Gewächses keimen manchmal auf der Mutterpflanze selbst, und die junge, schon entwickelte Pflanze fällt dann erst ab. Da die Agave vivipara oft am Ufer fließender Gewässer wächst, waren ihre nackten Samen, wenn sie weggespült wurden, in Gefahr zu Grunde zu gehen; daher gab ihnen die Natur für diesen besondern Fall die Entwicklung auf den alten Pflanzen, damit sie sich, sobald sie den mütterlichen Schooß verlassen, mittelst ihrer kleinen Wurzeln befestigen könnten.

Der amerikanische Rotang **) war auf der Insel gemein. Sein halmartiger Stengel gleicht einem knotigen Rohrstocke, und sein Blatt dem des Lauchs; die Wilden nennen ihn Apoya matsi. Die indianischen Mädchen von schlechtem Lebenswandel zerreiben diese Pflanze zwischen zwei Steinen und reiben sich damit den Busen und die Arme ein.

---

*) Hibiscus militaris *Cav.* oder H. speciosus *Ait.* A. d. U.

*) „Souchet d'Amérique", eine noch nicht genauer bekannte Art von Calamus. A. d. U.

Wir durchwanderten eine Grasebene (Prairie), welche mit gelbblumigem Jakobskraut, rosenrothen Malven und purpurnen Lobelien bestreut war, und leise Winde spielten mit diesen bunten Blüthen oder zogen lange Furchen in der grünen Fläche.

Auf sumpfigem Boden wächst häufig die Senega *); sie gleicht in Gestalt und Farbe den Zweigen des rothen Weiderich, ihre Stengel kriechen theils auf der Erde, theils erheben sie sich in die Lüfte. Die Senega hat einen bitterlich-gewürzhaften Geschmack. Mit ihr wuchs die carolinische Winde **), deren Blätter Pfeilen gleichen. Diese beiden Pflanzen finden sich allenthalben, wo es Klapperschlangen giebt; die erstere heilt ihren Biß, mit der andern reiben sich die Indianer die Hände, und halten sich dann hinreichend geschützt, um jene furchtbaren Thiere ohne Schaden anfassen zu können. Die Indianer sagen, der große Geist habe aus Mitleid für die nackt füßigen Krieger vom rothen Fleische diese heilsamen Kräuter mit eigener Hand ausgesäet, trotz dem Widerspruche der Seelen der Schlangen.

Wir fanden auch die Schlangenwurzel ***)

---

*) Polygala Senega *L.* A. d. U.

**) Convolvulus carolinus *Linn.?* A. d. U.

***) Aristolochia Serpentaria *L.* A. d. U.

am Fuße großer Bäume; den Zahnwehbaum *), dessen Stamm und Aeste mit Stacheln und mit taubeneigroßen Höckern besetzt sind; die Sumpfbeere **), die mit ihren rothen Kirschchen unterm Moose wächst, und gegen Leberfluß angewendet wird; und der Faulbaum ***), welcher die Eigenschaft hat, die Schlangen zu vertreiben, sproßte üppig in den mit Eisenschlamm bedeckten stehenden Gewässern.

Ein unerwarteter Anblick überraschte uns hier: wir sahen eine indianische Ruine vor uns. Sie lag am Gestade des Sees auf einem Hügel; links bemerkte man einen 40 — 45 Fuß hohen Erdkegel, von welchem ein alter Weg ausgieng, durch ein herrliches Gehölze von Magnolien und grünen Eichen führte, und hierauf in einer Savanne endete. Bruchstücke von Gefäßen und mancherlei Geräthschaften lagen zerstreut umher, vermischt mit Muscheln, Versteinerungen und Thierknochen.

---

*) „Arbre pour le mal de dents.“ Ich vermuthe, es seye dieß Zanthoxylon fraxineum *Willd.*, wiewohl ich die vom Verf. angegebenen Höcker nicht sicher zu deuten weiß. A. d. U.

**) „Arctosta ou canneberge“; Vaccinium macrocarpum *L.* A. d. U.

***) „Bourgène“, eigentlich Rhamnus Frangula, allein hier wohl Rh. alnifolius *L'her.* A. d. U.

Der Contrast zwischen diesen Ruinen und der Jugendlichkeit der Natur, diesen Denkmahlen von Menschen in einer Einöde, in welche wir zuerst eingedrungen zu seyn glaubten, ergriffen Geist und Herz auf das lebhafteste. Was für Menschen hatten diese Insel bewohnt? Ihr Name, ihr Stamm, die Zeit ihres Daseyns, alles ist unbekannt; vielleicht lebten sie schon, ehe der Welttheil, der sie in seinem Schooße barg, den andern drei Welttheilen bekannt war. Das stille Daseyn dieses Volkes war vielleicht gleichzeitig mit dem geräuschvollen Leben europäischer Nationen, welche jetzt auch schon verschollen sind und nur wenige Trümmer hinterlassen haben.

Wir untersuchten die Ruinen; in den sandigen Ritzen eines Grabhügels wuchs eine Art Mohn, auf dessen blaßgrünem Stengel eine rosenfarbne Blume ihr Haupt neigte. Die Indianer ziehen aus der Wurzel dieser Pflanze ein betäubendes Getränk, und der Stengel und die Blume haben einen angenehmen Geruch, der beim Berühren sich den Fingern mittheilt. *) Wie sehr schickt sich diese Pflanze zum Schmuck des Grabes eines Wilden! Ihre Wurzeln geben Schlaf, und der Wohlgeruch der Blume, welcher dauernder ist als die Blume selbst, ist ein

*) Dieß scheint eine noch nicht botanisch beschriebene Mohn-Art zu seyn.

A. d. U.

zartes Bild des Andenkens, das ein unschuldiges Leben in der Einöde zurückläßt.

Indem wir unsere Untersuchung fortsetzten, betrachteten wir die Moose, die hängenden Gräser, die verworrenen Gebüsche und diese ganze Schaar Pflanzen von melancholischem Aussehen, welche die Ruinen zu zieren lieben. Wir bemerkten besonders eine Art Oenothera (Nachtkerze), von pyramidalischer Form, sieben bis acht Fuß hoch, mit länglichen, gezähnten, dunkelgrünen Blättern und gelben Blumen. Des Abends beginnt die Blume sich zu öffnen, sie entfaltet sich vollkommen während der Nacht, und der anbrechende Morgen findet sie in ihrer ganzen Schönheit; aber gegen die Mitte des Vormittags verwelkt sie, und fällt um Mittag ab. *) So lebt sie nur wenige Stunden, allein sie verlebt diese Stunden unter einem heitern Himmel. Was liegt da an der Kürze des Lebens?

Einige Schritte von da zog sich gleichsam ein Zaun von Mimosen oder Sinnpflanzen hin; in den Gesängen der Wilden wird die Seele eines jungen Mädchens oft mit dieser Pflanze verglichen. **)

Auf dem Rückwege zu unserer Lagerstätte kamen

*) Diese Beschreibung paßt auf mehrere nordamerikanische Arten von Oenothera.

A. d. H.

**) Alle diese Stellen sind von mir; aber ich bin

wir über einen Bach, der ganz mit Dionäen **) eingefaßt war; eine Menge Eintagsfliegen sumsten umher. Auch drei Arten von Schmetterlingen beobachteten wir: der eine weiß wie Alabaster, ein zweiter glänzend schwarz mit gelben Bändern auf den Flügeln, der dritte mit einem Gabelschwanze und goldnen blaugestreiften purpuraugigen Flügeln. Von den Dionäen angezogen, setzten diese Insekten sich auf die verrätherische Pflanze, aber kaum hatten sie die Blätter berührt, als sie schon von diesen festgehalten und zur Beute gemacht wurden.

Von unserer Ajupa aus giengen wir zu fischen, da unsre Jagd so wenig Erfolg gehabt hatte. Mit Netz und Angelschnur versehen, fuhren wir in unserm Kanot längs dem östlichen Gestade der Insel, zwischen reichlichem Seegrase und an schattigen Vorgebirgen hin. Die Lachsforelle war so gefräßig, daß wir sie mit bloßen Angeln ohne Köder fiengen;

---

es der historischen Wahrheit schuldig, zu gestehen, daß wenn ich heute die indianischen Ruinen von Alabama sähe, ich ihr Alter minder hoch anschlagen würde.

*) Dionaea Muscipula, die amerikanische Fliegenklappe ist ein kleines Kraut, dessen Blätter vorne zwei reizbare, borstige Lappen haben, welche, wenn ein Insekt sich darauf setzt, oder sie sonst von etwas berührt werden, sich rasch zusammenschlagen und jenes so lange festhalten als es sich bewegt. A. d. U.

und der Goldfisch (Poisson d'or *) zeigte sich in unzähliger Menge. Man kann nichts Schöneres sehen, als diesen kleinen König der Fluthen. Er ist ungefähr fünf Zoll lang, sein Kopf ultramarinblau; die Seiten und der Bauch wie feuerfunkelnd, und ein brauner Streif an beiden Seiten der Länge nach hinablaufend; der Stern seiner großen Augen glänzt wie polirtes Gold. Der Fisch ist fleischfressend.

In einiger Entfernung vom Ufer, aber noch im Schatten einer Cypresse, bemerkten wir kleine Schlammpyramiden unter dem Wasser, die sich bis an die Oberfläche desselben erhoben. Eine Legion Goldfische nahete stille diesen Festungen; plötzlich brauste das Wasser, die Goldfische flohen. Krebse, mit großen Scheeren bewaffnet, kamen aus dem angegriffenen Platze und warfen die glänzenden Feinde zurück. Aber bald kehrten die zerstreuten Schaaren wieder, erneuerten ihren Angriff, zwangen nun ihrerseits die Belagerten zur Flucht, und die tapfere, aber langsame Besatzung suchte in rückgängiger Bewegung Schutz in ihrer Citadelle.

---

*) Beschreibung und Wohnort zeigen, daß hier nicht von dem bei uns s. g. Goldfische (Cyprinus auratus), sondern von einer ganz andern — mir unbekannten — Gattung die Rede ist.

A. d. U.

Krokodile, schwimmenden Baumstämmen ähnlich, Lachsforellen, Hechte, Bärsche, Brachsen, Augenfische *), Trommelfische, Goldfische, insgesammt einander tödtliche Feinde, schwammen untereinander in dem See umher, und schienen einen Waffenstillstand geschlossen zu haben, um gemeinschaftlich den schönen Abend zu genießen; das azurne Gewässer schmückte sich mit ihren schillernden Farben. Das Wasser war so rein, daß man Fische, welche wohl zwanzig Fuß tief schwammen, mit der Hand ergreifen zu können glaubte.

Um zu der Bucht, wo wir unsre Lagerstätte hatten, zurückzugelangen, brauchten wir uns nur der Willkühr des Windes und der Wellen zu überlassen. Die Sonne nahete dem Untergange; im Vordergrunde der Insel zeigten sich grüne Eichen, deren wagerechte Aeste gleichsam Sonnenschirme bildeten, und Azaleen, welche wie rothe Korallen glänzten.

Mehr im Innern der Insel erhoben sich jene schönsten aller Bäume, die Papayen oder Melonenbäume **); — ihr gerader, narbigter, hellgrauer Stamm, zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hoch, trägt einen Busch großer stark gerippter Blätter, deren Rand in zierlich S-förmiger Krümmung, wie eine antike Vase ausgeschweift ist.

*) Perca ocellata *L.* A. d. U.

**) Carica Papaya *L.* A. d. U.

Die birnförmigen Früchte sind oben um den Stamm gereiht, wie ein Krystallgeschmeide, und der ganze Baum gleicht einer silbernen, mit getriebener Arbeit verzierten Säule, auf welcher eine korinthische Urne stünde.

Noch weiter hinten stiegen Magnolien und Ambrabäume stufenweis in die Lüfte, und als nun die Sonne hinter diesen Bäumen hinabsank, verbreiteten die Bewegungen von Licht und Schatten einen eigenthümlichen Zauber über die Landschaft: hier stahl sich ein Strahl durch das dichte Laubgewölbe des Waldes und glühte im dunkeln Grün wie ein Karfunkel; dort schimmerte das Licht durch die Stämme und Zweige, und warf auf den Rasen wachsende Säulen und bewegliches Gitterwerk. Am Himmel waren Wolken von allen Farben, die einen unbeweglich und großen Gebirgen oder alten Thürmen an einem Strome ähnlich, andre wie rosenfarbner Rauch oder weiße Seidenflocken dahinschwebend. Aber ein Augenblick, und die Scene dieser Luftgebilde war geändert! Nun sah man wie in flammende Feueressen, gewaltige Haufen glühender Kohlen, Lavaströme und brennende Landschaften. Die gleichen Farben wiederholten sich in dennoch wohlgeschiedenen Bildern, Feuer glühte neben Feuer, blasses Gelb stand neben blassem Gelb, Violet

neben Violet; Alles voll Glanz, Alles von Licht umgeben, durchdrungen, gesättigt.

Doch — die Natur schmücket das Gemälde der Menschen. Wenn man glaubt, sie habe ihre höchste Schönheit erreicht, lächelt sie, und wird noch schöner.

Zu unserer Rechten waren die indianischen Ruinen, zur Linken unsre Jägerhütte, vor uns wiederholte die Insel ihr Bild in den Wellen. Gen Osten zeigte sich der Mond und ruhte wie unbeweglich auf entfernten Bergspitzen; gen Westen schien das Himmelsgewölbe zu einem Meere von Saphir und Diamanten geworden, und die Sonne, halb untergetaucht, darein zerfließen zu wollen.

Alle Geschöpfe richteten, wie wir, ihre Aufmerksamkeit auf dieses große Schauspiel. Das Krokodil, gegen das Gestirn des Tages gekehrt, stieß aus seinem weiten Rachen das Wasser des Sees in bunten Garben aus; auf einem dürren Aste sitzend, pries der Pelikan den Herrn der Natur auf seine Weise, während der Storch sich über die Wolken emporschwang, um Ihn in jenen Höhen zu loben.

Auch wir wollen Dir lobsingen, Gott des Weltalls, Dir, der Du so viele Wunder thust! Möge sich die Stimme eines Menschen mit den Stimmen der Wildniß vereinen; Du vernimmst

das Stammeln des schwachen Sohns des Weibes mitten unter dem Geräusche der Sphären, denen Deine Hand ihre Bahnen anwies, mitten unter dem Gebrülle des Abgrundes, dessen Pforten du versiegelt hast. —

Auf die Insel zurückgekommen hielt ich eine treffliche Mahlzeit; frische Lachsforellen, mit Sumpfbeeren zubereitet, waren ein Gericht, einer Königstafel würdig; auch war ich mehr als König. Hätte mich das Schicksal auf einen Thron gesetzt und eine Revolution mich hinabgestürzt, so würde ich, anstatt wie Karl und Jakob ein elendes Daseyn in Europa hinzuschleppen, zu den Bewerbern um meinen Thron gesagt haben: «Mein Platz «reizt eure Gier; wohlan, versucht es, ihn einzu«nehmen; ihr werdet sehen, daß er nicht so ange«nehm ist. Erwürgt euch um meinen alten Mantel; «ich will hingehen, in Amerika der Freiheit zu «genießen, die ihr mir wiedergabt.»

Wir hatten einen unvermutheten Zeugen unseres Abendessens: ein Loch, einem Dachsbaue ähnlich, war der Aufenthalt einer Schildkröte. Diese Einsiedlerin kam aus ihrer Klause hervor und trat mühesam den Weg nach dem Wasser an. Sie glich fast völlig den Meerschildkröten, nur hatte sie einen längern Hals. Wir tödteten diese friedliche Königin der Insel nicht.

Nach der Mahlzeit setzte ich mich, von den

Andern entfernt, uns Gestade. Nichts war zu hören als das Rauschen der heran- und zurückfließenden Wellen des Sees auf dem sandigen Ufer. Leuchtkäfer glänzten in der Dämmerung, verdunkelten sich aber, wenn sie unter der Mondscheibe vorüberflogen. Ich verfiel in jene Art von Träumerei, welche allen Reisenden bekannt ist; ohne deutliches Bewußtseyn meines Ichs wähnte ich ein bloßer Theil des großen Ganzen zu seyn, und nur wie die Bäume und Blumen zu vegetiren. Dieß ist vielleicht der süßeste Zustand, in welchem sich der Mensch befinden kann, denn selbst, wenn er glücklich ist, hat jede seiner Freuden einen Nachgeschmack von Bitterkeit, ein unerklärliches Etwas, das man die Traurigkeit des Glückes nennen könnte. Diese Träumerei des Reisenden ist eine Art Vollheit des Herzens und Leere des Kopfes, welche uns ganz und in Ruhe unsers Daseyns genießen läßt; denn nur durch das Denken stören wir die Glückseligkeit, die uns Gott giebt: die Seele ist friedlich, der Geist aber ist nie ruhig.

Die Wilden von Florida erzählen, mitten in einem See liege eine Insel, worauf die schönsten Weiber von der Welt lebten. Die Muskogulgen wollten mehreremal die Eroberung der Zauberinsel versuchen; aber diese elyseischen Gefilde flohen vor ihren Kanots und verschwanden. Welch' natürli-

ches Bild der Zeit, die wir in Verfolgung unserer Hirngespinste verlieren! In diesem Lande war auch ein Quell der Verjüngung. Wer möchte nicht wieder jung werden?

Den folgenden Tag verließen wir noch vor Sonnenaufgang die Insel, durchschifften den See und fuhren wieder in den Fluß ein, welchen wir herabgekommen waren. Dieser Fluß war voll Kaimans *). Sie sind nur im Wasser, zumal beim Aussteigen aus den Schiffen, gefährlich. Zu Lande kann ihnen ein Kind, in gewöhnlichem Schritte gehend, entkommen. Um ihren Ueberfall zu verhüten, steckt man Kräuter und Schilf in Brand; der Anblick großer Strecken Wassers, mit Feuerflammen überzogen, giebt dann ein wunderbares Schauspiel.

Wenn das Krokodil dieser Gegenden sein volles Wachsthum erreicht hat, mißt es ungefähr 20 — 24 Fuß vom Kopf bis zur Schwanzspitze. Sein Leib ist so dick wie der eines Pferdes, und das ganze Thier hätte völlig die Gestalt einer gemeinen Eidechse, wenn nicht sein Schwanz von beiden Seiten flachgedrückt wäre, wie ein Fischschwanz. Es ist mit Schuppen bedeckt, welche

*) Kaimans oder Alligators werden die amerikanischen Krokodile genannt; hier Crocodilus Lucius Cuv. A. d. U.

keine Flintenkugel durchdringt, ausgenommen in der Nähe des Kopfes und zwischen den Füßen. Der Kopf ist ungefähr drei Fuß lang; die Nasenlöcher sind weit; nur die obere Kinnlade ist beweglich und sie öffnet sich bis zum Abstande eines rechten Winkels von der untern.*) In dieser befinden sich zwei lange Zähne, wie die Hauer des Ebers, welche diesem Ungeheuer ein furchtbares Ansehen geben.

Das Weibchen des Kaimans legt seine weißlichen Eier ans Ufer, und bedeckt sie mit Kräutern und Schlamm. Diese Eier, deren Anzahl oft an hundert steigt, bilden mit der lettigen Erde, womit sie bedeckt sind, kleine Erhabenheiten von etwa vier Fuß Höhe und fünf Fuß Durchmesser. Durch die Sonne und die Gährung des Schlammes werden die Eier ausgebrütet. Die Weibchen unterscheiden ihre eigenen Eier nicht von denen andrer Weibchen; sie bewachen sämmtliche der Sonne ausgesetzten Eierhaufen. Ist es nicht seltsam, hier bei den Krokodilen die gemeinschaftlichen Kinder der platonischen Republik zu finden?

Die Hitze war äußerst drückend; wir schifften mitten in sumpfigem Wasser, unsere Kanoes wur-

*) Dieß ist blos scheinbar, die obere Kinnlade bewegt sich nur mit dem ganzen Kopfe.

A. d. U.

den soll; die Sonne wurde bis Mittag von einer Ausdünstung geschwängert. Mehrere Male kamen glühende Windstöße aus Südwest, und meine Reisegefährten prophezeihten einen Sturm, weil die [illegible] Ratte*) unaufhörlich an den Aesten der großen Eiche auf- und abkletterte. Die Moskiten quälten uns entsetzlich. In den Niederungen gewahrte man Irrlichter.

Wir haben auf eine sehr unangenehme Art, ohne [illegible], auf einer sumpfigen Halbinsel übernachtet; der Mond und alle Gegenstände waren in einen rothen Nebel eingehüllt. Diesen Morgen war völlige Windstille, und fruchtlos versuchten wir zu Schiffe ein etliche Meilen entlegenes indianisches Dorf zu erreichen; nachdem wir ein [illegible] den Fluß hinaufgefahren, waren wir genöthigt, an der Spitze eines mit Bäumen bedeckten Vorgebirges zu landen, von wo wir eine unermeßliche Aussicht haben. Wolken steigen am nordwestlichen Horizonte auf und kommen immer näher. Wir machen uns, so gut wir können, ein Schutzdach aus Baumästen.

Die Sonne verbirgt sich; das erste Rollen

*) Arvicola pensylvanica *Harl.*, Mynomes pratensis Raf. [illegible]

Das Ungewitter ist da! Eine Flut von Feuer ohne Wind und ohne Wasser! Schwefelgeruch erfüllt die Luft! die Gegend ist wie von einer Feuersbrunst beleuchtet.

Die Indianer sagen, das Rollen des Donners werde durch ungeheuer große Vögel hervorgebracht, welche in der Luft mit einander kämpfen, und durch die Anstrengungen eines Greifes, sich einer feurigen Schlange durch Erbrechen zu entledigen. Zum Beweise dieser Behauptung zei-

gen sie [illegible], wenn der Blitz ein schlangenähnliches Bild hingezeichnet hat. [illegible] Oeffnungen [illegible] Wege [illegible], sie [illegible] sich [illegible] fort, bis [illegible] Grenzen [illegible] und solche [illegible] Wälder [illegible] sich [illegible] Berg und [illegible].

Der Regenpfeifer [illegible] Stimme [illegible] aus den Lüften [illegible] Regen und Donner hören, verkündigt und das Ende des Gewitters. Der Wind jagt die Wolken am Himmel hin und reißt sie auseinander; Donner und Blitz folgen über, der Wind wird [illegible] und laut; von jenen Regenströmen sind nur einzelne Wassertropfen übrig, die [illegible] von [illegible] der Bäume [illegible] Fischernetze und [illegible] schwimmen in den bis an den Rand mit Wasser angefüllten Kanälen.

Das Land, welches die Creeks (die verschiedenen [illegible], [illegible] und [illegible]) bewohnen, ist [illegible] schön. Man findet daselbst eine Menge natürliche Wasserbehälter in geringen Entfernungen von einander und von verschiedener Weite und Tiefe. Sie stehen durch unterirdische Kanäle mit den Seen, Teichen oder Flüssen in

Verbindung. [illegible] befin-det sich im Mittelpunkte einer mit den schönsten Bäumen bewachsenen Hügelkette, und pflegt meist völlig mit reinem Wasser angefüllt zu seyn, in dessen Tiefe glänzende Fische schwimmen. Zur Regenzeit ver-wandeln sich die Savannen in eine Art Seen, aus welchen die eben erwähnten Hügel hervorragen.

Cuscowilla, ein siminolisches Dorf, liegt auf einer Anhöhe, die zu einem halbzirkelförmigen Hügel gehört, am Ufer von einem See. Ein lichter Fichtenwald trennt das Dorf von dem See. Man sieht zwischen den Baumstämmen, wie zwischen Säu-len hindurch die Hütten, den See und seine theils mit Wald, theils mit Wiesen umschatteten Ufer. So stellen sich das Meer, die Ebene und die Majestät des [illegible] zwischen den noch aufrecht stehenden Säu-len von dem Tempel des olympischen Jupiters dar[illegible]*)

Etwas Schöneres als die Umgebungen von Apa-lachucla, der Stadt des Friedens, ist kaum denk-bar. Vom Flusse Chata-Uche aus erhebt sich das Land terrassenartig gen Westen, und so wie man von Terrasse zu Terrasse hinaufsteigt, sieht man die Bäume mit der Höhe sich ändern: am Ufer des Flusses sind es Weiden-Eichen, Lorbeerbäume **)

*) Später sah ich dieses selbst.

**) Laurus carolinensis? oder vielleicht Myrica cerifera. A. d. Ü.

und Magnolien; höher oben Cassaras und Platanen, noch höher Ahorn und Nußbäume; endlich auf der höchsten Terrasse steht ein Eichenwald, von dessen Aesten lange weiße Moosbärte herabhängen. Steile, zackige Felsen ragen über den Wald hervor.

Kleine Bäche ergießen sich von diesen Felsen, rieseln zwischen Blumen in hundert Krümmungen durch das Grün der Wiesen, oder fallen in Krystallnen Bächen. Wenn man von jenseits des Thales diese schaudervollen Gefilde, mit der Architektur der Berge gekrönt, plötzlich gewahr wird, glaubt man den Tempel der Natur und die prachtvolle Treppe, die zu ihm emporführt, vor sich zu sehen.

Am Fuße dieses Amphitheaters ist eine Ebene, auf welcher Heerden europäischer Stiere, ganze Geschwader von Pferden spanischer Race, Rudel von Hirschen, Schaaren von Kranichen und Truthühnern weiden, und den grünen Wiesengrund mit einem bunten Leben erfüllen. Diese Vereinbarung gezähmter und wilder Thiere, und die siminolischen Hütten, in denen man schon einige Fortschritte der Civilisation mitten unter der indianischen Unwissenheit gewahr wird, vollenden die Eigenthümlichkeit dieses Gemäldes.

Hiermit endet der eigentliche Reisebericht oder die Angabe der durchwanderten Gegenden; aber

meine Aufzeichnungen enthalten noch eine Menge Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Indianer. Ich habe die verschiedenen Notizen sorgfältig gesichtet und in gemeinsame Kapitel zusammengestellt, und meine Erzählung bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte fortgeführt. Sechsundzwanzig Jahre, welche seit meiner Reise verflossen sind, haben Vieles aufgehellt, und in der alten und neuen Welt Vieles geändert; so konnten auch nicht ohne Einfluß auf die Denkweise des Schriftstellers bleiben, und berichtigen sein Urtheil in vielen Stücken. — Bevor ich aber zur Betrachtung der Sitten der Wilden übergehe, will ich meinen Lesern einige Skizzen aus der Naturgeschichte von Nordamerika vorlegen.

Naturgeschichte. *)

Biber.

Wenn man die Werke der Biber zum erstenmale sieht, wird man unwillkührlich zur Bewunderung gegen Denjenigen hingerissen, welcher ein armes kleines Thier die Kunst der Baumeister Babylons lehrte, und welcher dem auf sein Erfindungsvermögen so stolzen Menschen oft zu einem Insekte in die Schule schickt.

Haben diese erstaunenswürdigen Geschöpfe ein Thal aufgefunden, durch das ein Bach fließt, so

*) Einige kleine Ungenauigkeiten und verschiedene redneriſche Ausſchmückungen abgerechnet, ſind die Angaben des Verfaſſers richtig, und es ſcheint überflüſſig, erſtere beſonders zu beleuchten, da das Ganze nicht auf wiſſenſchaftliche Auctorität Anſpruch macht. A. d. U.

sperren sie diesen mittelst eines Dammes, und schwellen dadurch das Wasser dermaßen, daß es bald den ganzen Raum zwischen den beiderseitigen Anhöhen füllt; hier bauen sie dann ihre Wohnungen. Jener Damm hat folgende Bauart.

Von beiden Abhängen des Thales geht eine Reihe eingerammter Pfähle aus, welche mit Baumästen durchflochten und mit einer Art Mörtel verkleidet sind. Ungefähr fünfzehn Fuß weiter hinten läuft eine zweite Pfahlreihe, und der Zwischenraum ist mit Erde ausgefüllt.

So geht der Damm zu beiden Seiten fort bis auf eine Oeffnung von etwa zwanzig Fuß in der Mitte; hier, wo das Wasser seine stärkste Kraft hat, ändern die Ingenieure das Baumaterial, indem sie den Unterbau durch aufeinandergelegte Baumstämme verstärken, welche mittelst eines ähnlichen Kittes, wie die Pallisaden, verbunden werden. Manche dieser Dämme sind bis 100 Fuß lang, 15 hoch und 12 an der Grundfläche breit, aber nach oben in mathematischem Verhältnisse schmäler werdend, so daß die obere, wagrechte Fläche nur 3 Fuß breit ist. Die dem Wasser zugekehrte Dammseite läuft schräg abwärts, die entgegengesetzte aber ist vollkommen senkrecht.

Alle Umstände weiß der Biber gleichsam voraus zu berechnen. So bestimmt er nach der Höhe des Dammes die Anzahl der Stockwerke seines

künftigen Hauses; so weiß er, wo das Anschwellen des Wassers nicht mehr zu fürchten ist, und bei welcher Höhe der Abfluß des Wassers über den Damm statt findet. Demnach macht er sich eine Kammer, in welcher er vor der größten Anschwellung sicher ist, und bringt oft sogar eine Sicherheitsschleuse, die er nach Belieben öffnet oder schließt, im Damme an.

Die Art, wie die Biber Bäume fällen, ist sehr merkwürdig. Sie wählen stets Bäume am Ufer eines Flusses. Eine der Wichtigkeit der der Arbeit angemessene Zahl von Arbeitern genagt unausgesetzt an den Wurzeln und zwar nicht auf der Land-, sondern nur auf der Wasserseite, damit der Baum in den Fluß falle. Ein Biber steht in einiger Entfernung und benachrichtigt die Holzhauer durch ein Pfeifen, wenn er den Gipfel des zu fällenden Baumes sich neigen sieht, damit sie dem Falle ausweichen. Die Arbeiter flößen nun den Stamm bis zu ihrer Stadt, wie die Egyptier, um ihre Hauptstädte zu schmücken, die in den Steinbrüchen von Elephantine gehauenen Obelisken den Nil hinunter brachten.

Die Palläste in dem Venedig der Wildniß, in einem künstlichen See erbaut, haben zwei, drei, vier und fünf Stockwerke, je nach der Tiefe des Sees. Das Gebäude ruht auf sechs Piloten und ragt mit zwei Drittheilen seiner Höhe über den

Wasserspiegel empor. Die Pilaten tragen den ersten Boden, welcher aus kreuzweise gelegten Birkenreisern gemacht ist, und auf welchem sich der Vorsaal des Gebäudes befindet. Die Wände dieses Vorsaals laufen nach oben in ein Gewölbe zusammen, das mit Thon wie mit einer Bergypsung überzogen ist. In dem Fußboden ist eine Art Fallthüre (trappe) angebracht, durch welche die Biber zum Bade hinabsteigen oder die Espenzweige, wovon sie sich nähren, herbeiholen. Diese Zweige liegen nämlich unter Wasser in einem gemeinschaftlichen Magazine zwischen dem Pfahlwerk der Wohnungen aufgeschichtet. Ueber dem ersten Stockwerke des Pallastes befinden sich noch drei andere von ähnlicher Bauart, aber in so viele Kammern getheilt, als Biber sind. Gewöhnlich wohnen nämlich 10 — 12 Biber, in drei Familien geschieden, beisammen. Die Familien versammeln sich in dem erwähnten Vorsaale und halten ihre Mahlzeit in Gesellschaft. Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit. — Nebst der Thüre zum Bade sind noch Ausgänge für verschiedene Bedürfnisse der Bewohner vorhanden. Die Kammern sind mit jungen Tannenzweigen ausgekleidet, und nicht der mindeste Unrath wird darin geduldet. Wenn die Eigenthümer ihre Landhäuser beziehen, welche am Ufer des Sees liegen und auf ähnliche Weise, wie die der Wasserstadt, gebaut sind, so

[illegible] Die andere ihm [illegible] eine, die Wohnung bleibt leer bis zu ihrer Rückkunft. Zur Zeit des Schneeschmelzens ziehen sich die Biber in den Wald zurück.

So wie eine Schleuse gegen die zu große Anschwellung des Wassers, so ist auch, zum Behuf der Räumung der Stadt, ein verborgener Weg vorhanden. In den gothischen Schlössern führte ebenfalls ein unterirdischer Gang von den Thürmen ins Feld.

Endlich giebt es sogar eigene Häuser für die ledigen Biber. Und alle diese Werke berechnet und vollbringt ein schwaches, unförmliches Thier!

Gegen den Monat Juli halten die Biber eine allgemeine Rathsversammlung und ziehen in Erwägung, ob es räthlich sey, die alten Wohnungen und den alten Damm auszubessern, oder ob man vortheilhafter eine neue Stadt und einen neuen Damm anlegen würde. Zeigt sich Mangel an Lebensmitteln in der Nähe, oder haben die Gewässer und die Jäger die Bauten allzu sehr beschädigt, so beschließt man, eine andere Niederlassung zu gründen. Findet man im Gegentheile, daß das alte Werk könne beibehalten werden, so wird alles ausgebessert und man beschäftigt sich mit Einbringung der Wintervorräthe.

Die Biber haben eine regelmäßige Regierungsform. Aufseher (édiles) werden erwählt, um über die Polizei des Staats zu wachen. Während der ge-

[illegible] Arbeiten sichern [illegible] Schilderwachen vor jedem Ueberfall. Wenn ein Bürger sich weigert, seinen Theil von den öffentlichen Lasten zu tragen, so wird er verbannt; er muß dann einsam in einem Erdloche wohnen. Die Indianer sagen, ein solcher Sträfling sey stets [illegible] und habe zum Zeichen seiner Schmach einen kahlen Rücken.

Wozu hilft diesen weisen Thieren so viele Einsicht? Der Mensch läßt reissende Ungeheuer leben und vertilgt die Biber, so wie er Tyrannen erträgt, aber die Unschuld und das Genie verfolgt.

Der Krieg ist leider auch den Bibern nicht unbekannt. Manchmal erheben sich innere Zwistigkeiten unter ihnen, abgesehen von den äußern Kämpfen, welche sie mit den Zibetheatten haben. Die Indianer erzählen, daß, wenn ein Biber auf dem Raube im Gebiet einer fremden Horde ertappt würde, man ihn vor den Vornehmsten dieser Horde führe und ihm eine Correctionalstrafe ertheile; bei Wiederholung des Frevels werde er des ihm so nützlichen Schwanzes, der zugleich sein Karren und seine Maurerkelle ist, beraubt. Auf diese Art verstümmelt komme er zu seinen Freunden zurück, und diese vereinigen sich dann, die Unbilde zu rächen. Zuweilen wird der Zwist durch einen Zweikampf zwischen den Häuptern der beiden Horden geschlichtet, oder durch einen Kampf von Dreien gegen Drei oder von Dreißig gegen Dreißig, [illegible]

der Kampf der Horatier und Curiazier, oder der dreißig Britten gegen die dreißig Angeln. Die allgemeinen Schlachten sind blutig; die Indianer, welche hinzukommen, um den Todten die Bälge abzuziehen, fanden oft mehr als funfzehn auf dem Platz der Ehre Gebliebene. Die Sieger bemächtigen sich der Stadt der Besiegten, und legen, je nach den Umständen, daselbst entweder eine Kolonie an, oder lassen blos eine Besatzung da.

Das Weibchen des Bibers wirft zwei, drei bis vier Junge, und nähret und unterrichtet sie ein volles Jahr. Wird die Bevölkerung zu groß, so ziehen die jungen Biber weg und bilden eine neue Niederlassung, wie ein junger Bienenschwarm den Mutterstock verläßt. Der Biber lebt züchtig mit einem einzigen Weibchen, aber er ist sehr eifersüchtig, und tödtet sie zuweilen aus Anlaß oder Verdacht der Untreue.

Die mittlere Länge des Bibers beträgt 2 ½ — 3 Fuß, seine Breite von einer Seite zur andern ungefähr 14 Zoll, und sein Gewicht bis 45 Pfund. Sein Kopf gleicht dem einer Ratte, die Augen sind klein, die Ohren kurz, inwendig kahl, außen behaart, die Vorderfüße messen nur etwa 3 Zoll und sind mit gekrümmten spitzigen Nägeln besetzt; die Hinterfüße gleichen denen eines Schwanes und dienen zum Schwimmen; der Schwanz ist platt, einen Zoll dick und mit sechseckigen Schuppen ziegeldach-

gleichwie der Leib der Fische bedeckt, dient dem Thiere als Mauerkelle und als Karren. Die Kinnladen sind äusserst stark und kräftig, sie schliessen wie eine Scheere. In jeder Kinnlade befinden sich zehn Zähne, worunter zwei Schneidezähne, welche zwei Zoll lang sind. Diese letztern sind das Werkzeug, womit der Biber die Bäume fällt, die Rinde ablöst, die Stämme zurichtet und das zarte Holz zernagt, dessen er sich zur Nahrung bedienet.

Die Farbe des Bibers ist schwarz, selten weiß oder braun; er hat doppeltes Haar, das eine ist lang und glänzend, das andere, eine Art Flaum, entsteht unter dem ersten, und wird ausschließlich zu Hutfilz gebraucht.

Der Biber lebt zwanzig Jahre. Das Weibchen ist grösser als das Männchen und sein Haar unter dem Bauche heller graulich. Es ist nicht wahr, daß der Biber, wenn er lebendig in die Hände der Jäger fällt, sich verstümmele, um seine Nachkommenschaft der Sklaverei zu überliefern. Man muß eine andere Herleitung des Namens Castor suchen.

Das Fleisch des Bibers taugt nichts, wenn man es, auf was immer für eine Art zubereitet. Die Wilden bewahren es aber dennoch auf, indem sie es räuchern und beim Mangel anderer Nahrungsmittel geniessen.

Der Pelz des Bibers ist [illegible] gegeben; auch war die Biberjagd ehedem bei den Wil-

dianern gar nicht in Ansehen; die Jagd des Bären, wobei sie Gefahr und Vortheil fanden, galt für die ehrenvollste. Man begnügte sich, einige Biber zu erlegen, um ihren Pelz zur Zierde zu tragen, aber man rottete nicht ganze Geschlechter aus. Nur der hohe Werth, welchen die Europäer auf dieses Pelzwerk legen, gab in Canada Anlaß zur Vertilgung dieser in Hinsicht des Kunsttriebes alle andern übertreffenden Thiere. Man muß weit gegen die Hudsonsbai wandern, wenn man heut zu Tage noch Biber antreffen will, und dort zeigen sie nicht mehr dieselbe Kunstfertigkeit, indem das Klima zu kalt ist. An Zahl vermindert, sind sie auch in ihren Talenten gesunken und entwickeln die Fähigkeiten nicht mehr, welche aus dem gesellschaftlichen Zustande entspringen.*)

---

*) Zwischen dem Missouri und dem Mississipi hat man wieder Biber entdeckt, und besonders zahlreich sind sie jenseits der Rocky-Mountains an den Zweigen des Columbiaflusses. Allein da die Europäer in diese Gegenden vorgedrungen sind, werden die Biber bald ausgerottet seyn. Schon voriges Jahr (1826) verkaufte man zu St. Louis am Mississipi hundert Ballen Biberfelle, jeder Ballen 100 Pfund schwer; und jedes Pfund dieser kostbaren Waare wurde um fünf Flaschenkürbisse (? „Gourdes") verkauft.

Es giebt in Amerika drei Arten von Bären: den braunen oder gelben *), den schwarzen **) und den weißen ***). Der braune Bär ist klein und lebt von Früchten, daher er die Bäume erkletten. Der schwarze Bär ist größer; er nährt sich von Fleisch, Fischen und Baumfrüchten, namentlich fischt er mit besonderer Gewandtheit. Am Ufer eines Flusses hockt er die vorüberschwimmenden Fische mit der rechten Vorderpfote und wirft sie ans Land. Bleibt ihm nach der Stillung des Hungers noch etwas von Nahrungsmitteln übrig, so vergräbt er es. Er verschläft einen Theil des Winters in Erdlöchern oder hohlen Bäumen. Wenn er in den ersten Tagen des März von seiner Winterstarrung aufwacht, so ist sein erstes Geschäft, sich mittelst gewisser Kräuter zu purgiren. Der weiße oder Eisbär lebt an den Nordküsten Amerika's, von den Gewässern von Neufoundland bis in die Baffinsbai, ein grimmiger Hüter dieser eiserfüllten Wüsten.

---

*) Eine noch nicht hinreichend bekannte Art, um bestimmen zu können, ob sie von dem europäischen braunen, und von dem schwarzen Bär wesentlich verschieden ist. A. d. U.

**) Ursus americanus *Cuv.* A. d. U.

***) U. maritimus *Linn.* A. d. U.

Hirsch.

Der canadische Hirsch *) ist eine sehr muntere Thier und zähmbar. Das Weibchen hat kein Gewehr und ist überaus schön; wenn es kürzere Ohren hätte, würde es ziemlich einer englischen Stute gleichen.

Waasthier oder Orignal.

Dieses Thier **) hat die Schnauze des Rennthiers, das flache Gewehr des Damhirsches, die Füsse des gemeinen Hirsches. Sein Haar ist aus Grau, Weiß, Roth und Schwarz gemischt, sein Lauf schnell.

Die Wilden erzählen, die Orignals hätten einen König, den großen Orignal, welchem sie alle Unterthanen alle mögliche Dienste leisten. Dieser Orignal habe so hohe Beine, daß ein acht Fuß tiefer Schnee ihn gar nicht im Laufe hindere. Seine Haut sey unverwundbar, und er habe einen Arm, der an der Achsel eingefügt sey, und dessen er sich ganz so, wie der Mensch, bedienen.

---

*) Cervus canadensis *Cuv.* Es giebt aber noch mehrere Hirscharten in Nordamerika. M. d. U.

**) Das in Canada s. g. Moos Ober oder Orignal ist nichts anderes als das auch in einigen Theilen von Europa und Asien lebende Elennthier, Cervus Alces *Linn.* M. d. U.

Die Zauberer behaupten, dieses Original habe einen Knochen im Herzen, welcher ... die Geburtswehen lindere, und die Klauen [illegible] ... dieses Thieres, ... Epileptischen ... heile; dieses ... Original selbst, setzen sie hinzu, sey der Epilepsie unterworfen; wenn es aber die Annäherung eines Anfalles fühle, so lasse es sich mittelst der Klauen des linken Hinterfußes ... Ohre zur Ader, und ... sich dadurch ... [illegible]

[illegible]

Der Bison **) hat kurze schwarze niederwärts gekrümmte Hörner, einen langen Bart und einen ... Haarschopf zwischen den Hörnern ... die Augen. ... Brust ist breit, ... der Schwanz dick und lang; die ... sind stark und auswärts gebogen; auf dem Rücken erhebt sich ein mit langen ... Haaren besetzter Höcker, der ... bedeckt. Der übrige Theil des Körpers ist mit einer schwarzen Wolle bedeckt, welche die Indier

---

[illegible]

*). Diese Thorheiten findet man größtentheils auch schon in Konrad Gesners Thierbuche ... 1551 ... [illegible]

**) Bos Bison ... auch amerikanischer Auer, ... genannt. [illegible]

[illegible]

und dem Missouri antrifft, sind am [illegible]

[illegible]

oder dem Nashorn durch den Schwanz und [illegible]

[illegible]

ziehe, doch scheint es, er gehe im Sommer [illegible] nordwärts, denn man findet ihn bis am [illegible]see und [illegible] auf den [illegible] des [illegible]larmeeres. Vielleicht zieht er sich auch westwärts

[illegible]

[illegible]

Die [illegible] Marder *) hat neben der [illegible] einen kleinen, mit einer röthlichen Flüssigkeit angefüllten Sack; wenn das Thier verfolgt wird, spritzt es im Fliehen diese Flüssigkeit von sich, und verbreitet dadurch einen solchen Gestank, daß die Jäger und selbst die Hunde von der Verfolgung ablassen. Dieser stinkende Stoff haftet an Kleidern unaustilgbar, und verursacht Schwindel, zu sogar Erblindung; es ist eine Art höchst durchdringenden Bisams. Die Wilden versichern, er sey ein unfehlbares Mittel gegen Kopfschmerzen.

F ü c h s e.

Die Füchse von Canada gehören zu der gemeinen Art; jedoch haben ihre Haare eine glänzend schwarze Spitze. Es ist bekannt, auf welche Weise sie Wasservögel fangen; Lafontaine, der erste unter den Naturforschern (!), hat nicht versäumt, es in seine unsterblichen Gemälde aufzunehmen.

Der canadische Fuchs macht nämlich am Ufer

---

*) »Fouine«, diesem Namen nach zwar wahrscheinlich Mustela canadensis *L.*; allein die übrigen Angaben scheinen auf einer Verwechslung mit dem Stinkthier, Mephitis putorius *Cuv.* zu beruhen. A. d. U.

eines Sees oder Flusses tausend drollige Sprünge. Die Gänse und Enten, voll Verwundern hierüber, nähern sich, um es besser zu sehen. Nun setzt er sich auf den Hintern, und bewegt den Schwanz sachte hin und her. Die Vögel, immer höchlicher ergötzt, kommen an's Land, und watscheln alsdann nach dem verschmitzten Thiere hin, welches sich eben so einfältig stellt, als sie sich zeigen. Bald werden die dummen Vögel so kühn, daß sie anfangen, Reineckens Schwanz mit den Schnäbeln zu picken, und plötzlich wirft er sich auf seine Beute.

Wölfe.

Es giebt in Amerika verschiedene Arten von Wölfen.*) Derjenige, welchen man Hirschwolf**) nennt, kömmt des Nachts heulend in die Nähe bewohnter Orte; er schreit aber nur einmal an derselben Stelle, und seine Schnelligkeit ist so groß, daß man nach wenigen Augen-

---

*) Im hohen Norden von Amerika soll der gemeine Wolf vorkommen; einige andere Arten, die in Carolina, Pennsylvanien rc. einheimisch seyn sollen, sind noch nicht genauer bekannt.

A. d. H.

**) Der Loup-cervier ist keine Wolfs-, sondern eine Katzenart, nämlich der Luchs, Felis Lynx und F. Canadensis *Cuv.* [illegible]

Zibethratte

Dieses Thier *) lebt im Frühling von jungen Schossen der Gebüsche, im Sommer von Erdbeeren und Himbeeren, im Herbste von Rauschbeeren, im Winter von Nesselwurzeln. Es baut und arbeitet wie der Biber. Wenn die Wilden eine Zibetbratte getödtet haben, äußern sie große Trauer; unter Klaggeschrei über den Mord räuchern sie um das todte Thier und umgeben es mit Manitu's; denn — das Weibchen der Zibetbratte ist die Mutter des Menschengeschlechts.

Carcajou

Der Carcajou **) ist eine Art Tiger oder große Katze. Merkwürdig ist die Art, wie er in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten, den Füchsen, Jagd auf das Moosthier macht. Er klettert auf einen Baum, legt sich platt auf einen abwärts gebogenen Ast, und hüllt sich ganz in seinen buschigen Schwanz ein, den er dreimal um

*) Fiber zibethicus *Cuv.* A. d. Ü.

**) Gewöhnlich wird der amerikanische Vielfraß Carcajou genannt, hier ist aber ohne Zweifel eine andere Benennung, nach Charlevoix Vorgange, der Cuguar, Felis concolor *Buff.* gemeint. A. d. Ü.

doch giebt es ein unfehlbares Mittel, die unheilbringenden Träume zu beschwören, nämlich ein rothes Halsband an den Hals eines aus Eichenholz verfertigten ungestalten Gnadenbildes (marmouset) zu hängen. Auch bei gebildeten Menschen hat die Hoffnung ihre rothen Halsbänder und ihre Gnadenbilder.

Nach solcher ersten Werbung gewinnt es das Ansehen, als sey alles wieder vergessen; eine beträchtliche Zeit verfließt vor der wirklichen Vermählung. Die Lieblingstugend des Wilden ist die Geduld. Bei den drohendsten Gefahren muß doch Alles den gewöhnlichen Gang gehen. Ein Krieger, der, wenn der Feind vor der Thüre ist, nicht ruhig seine Pfeife fortrauchte und mit geschränkten Füßen und sonnenwärts gewandtem Antlitze sitzen bliebe, würde für ein altes Weib gelten. Wie groß daher auch die Leidenschaft eines jungen Mannes seyn mag, er muß sich das Ansehen völliger Gleichgültigkeit geben und die Anordnungen der Familie abwarten.

Nach dem gewöhnlichen Gebrauche müssen die beiden Verlobten sich anfangs in der Hütte ihres ältesten Anverwandten aufhalten; doch oft wird vermöge besonderen Uebereinkunft von diesem Gebrauche abgegangen. Der künftige Ehemann baut nun eine eigene Hütte, wofür er meistens den Bauplatz

in einem einsamen Thale an einem Bach oder an einer Quelle und unter schützenden Bäumen wählt.

Die Wilden sind, wie die Helden Homer's, sämmtlich Aerzte, Köche und Zimmerleute. Um die Hochzeitshütte zu bauen, schlägt man vier Pfosten, welche einen Fuß im Umfange und zwölf Fuß Höhe haben, in den Boden, und bezeichnet so vier Ecken eines 20 Fuß langen und 18 Fuß breiten Parallelogrammes. Zapfenlöcher in den Pfosten nehmen die Querbalken auf, welche, wenn ihre Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind, die vier Wände der Hütte abgeben. In den zwei Längswänden bringt man zwei Oeffnungen an, von denen eine den Eingang ins ganze Gebäude bildet; die andere in eine zweite Kammer führt, welche der ersten ähnlich, aber kleiner ist.

Man läßt den Bräutigam die Fundamente seiner Wohnung ganz allein legen, bei der Fortsetzung der Arbeit helfen ihm aber seine Bekannten. Diese kommen unter Gesang und Tanz, bringen hölzerne Maurerwerkzeuge und als Kelle das Schulterbein irgend eines vierfüßigen Thieres mit, begrüßen ihren Freund mit einem Handschlage, springen ihm auf die Schultern, scherzen über seine bevorstehende Heirath, und vollenden die Hütte. Auf die Pfosten und angefangenen Mauern klitternd, schlagen sie das Dach auf und decken es mit Birkenrinde oder Maisstroh, hierauf überziehen sie mit einem

Gemenge von rothem Thon und Haaren von Wasserwild oder gehacktem Stroh die Wände außen und innen. In der Mitte oder an einem Ende des großen Saales stellen sie fünf lange Stangen auf und umgeben sie mit Heu und Mörtel, so daß eine Art Kegel entsteht, welcher als Kamin dient und den Rauch durch ein im Dache befindliches Loch hinausführt. Alle diese Arbeiten werden unter fortgesetzten Sticheleien und satyrischen Gesängen ausgeführt. Diese Gesänge sind zwar größtentheils plump, einzelnen mangelt es aber doch nicht an einer gewissen Zartheit:

«Der Mond verbirgt sein Antlitz hinter einer Wolke; er schämt sich, er erröthet, denn er stieg aus dem Bette der Sonne. So wird ..... sich am Morgen nach der Hochzeit verbergen und schämen, und wir werden zu ihm sagen: Ei laß' uns doch in deine Augen schauen!»

Das Klopfen der Hämmer, das Geräusch der Kellen, das Krachen abgebrochener Baumäste, das Gelächter, das Geschrei, das Singen ist schon von weitem zu hören und ganze Familien kommen aus den Dörfern, um an diesem Zeitvertreibe Theil zu nehmen.

Wenn die Hütte von außen fertig ist, so verkleidet man sie inwendig mit Gyps, wenn im Lande solcher vorkömmt, oder beim Abgange desselben mit Letten. Der Rasen, welcher noch im Innern des

Gebäudes ist, wird abgehoben und indem die Arbeiter auf dem feuchten Boden herumtanzen, wird dieser bald hart und eben. Der Fußboden wird sodann, so wie die Wände, mit Schilfmatten bedeckt. — In wenigen Stunden steht eine Hütte vollendet, welche oft unter ihrem Rindendache mehr Glück birgt, als die Gewölbe eines Pallastes.

Den folgenden Tag bringt man in die neue Wohnung alle Geräthschaften und Lebensmittel des Eigenthümers. Matten, Schemel, irdene und hölzerne Gefäße, Kessel, Eimer, Bären- und Moschthier-Schinken, getrocknete Kuchen, Maisgarben, eßbare und Arzneikräuter — werden theils an den Wänden aufgehängt, theils auf Brettern ausgebreitet. In ein mit gespaltenem Schilfrohr eingefaßtes Loch schüttet man den Mais und anderes Getreide. Die Geräthe für den Fischfang, die Jagd, den Krieg und den Ackerbau, Schlingen, Netze, aus Pflanzenfasern gemacht, Angeln aus Biberzähnen, Bogen, Pfeile, Kopfbrecher (Keulen), Beile, Messer, Schießgewehre, Pulverhörner, Chichikoue's kleine Handtrommeln, Querpfeifen, Tabakspfeifen, Faden von Hirschsehnen, Tuch aus Maulbeer- oder Birkenrinde, Federn, Perlen, Halsschnüre, schwarze, blaue, rothe Farbe zur Schminke, eine Menge Thierhäute, theils gegerbt, theils noch mit den Haaren, — dieß sind die Schätze, womit man die Hütte versieht.

Acht Tage vor der Feier der Hochzeit begiebt sich das junge Weib in die Reinigungshütte, ein abgesondertes Gebäude, worin sich die Weiber jeden Monat drei oder vier Tage aufhalten und wo sie auch jeweils ihre Niederkunft abzuwarten pflegen. Der Bräutigam bringt diese acht Tage auf der Jagd zu, läßt aber das Wild, welches er tödtet, auf dem Platze liegen und die Weiber sammeln es, um es für das Hochzeitfest in die Hütte der Eltern zu bringen. Wenn die Jagd gut war, so gilt es für eine günstige Vorbedeutung.

Endlich bricht der große Tag an. Die Zauberer (jougleurs) und die vornehmsten Sachems werden zu der Feierlichkeit eingeladen. Eine Schaar junger Krieger sucht den Bräutigam in seiner Wohnung auf, eine Schaar Mädchen die Braut in der ihrigen. Die Verlobten werden mit Allem, was sie Prächtiges an Federn, Halsbändern, Pelzwerk und bunter Schminke haben, ausgeschmückt.

Die beiden Schaaren kommen von entgegengesetzten Seiten gleichzeitig bei der Hütte des ältesten Verwandten an. Man hat in dieser Hütte eine zweite Pforte, der gewöhnlichen gegenüber, angebracht; umgeben von den Gespielen erscheint der Bräutigam an der einen Pforte, die Braut an der andern. Die zum Feste gebetenen Sachems sitzen bereits, die Tabakspfeife im Munde, in der Hütte. Die Schwiegertochter und der Schwiegersohn neh-

men am einen Ende der Hütte auf Bündeln von Thierfellen Platz.

Nun beginnen die beiden, außen gebliebenen Chöre den Hochzeittanz. Die jungen Mädchen, die Ackerhacke in der Hand, ahmen die verschiedenen Feldarbeiten nach, und die jungen Krieger umgeben sie als Wachen, mit dem Bogen bewaffnet. Plötzlich stürzt eine feindliche Schaar aus dem Walde hervor und sucht die Weiber zu rauben; diese werfen ihre Hacken von sich und fliehen, die Brüder eilen zu Hülfe, es entspinnt sich zum Scheine ein Kampf und die Räuber werden zurückgeworfen.

Dieser Pantomime folgen andere mit natürlicher Lebendigkeit ausgeführte Darstellungen: das Gemälde des häuslichen Lebens, die Sorgen der Haushaltung, die Unterhaltung in der Hütte, die Freuden und Mühseligkeiten der Wirthschaft, die rührenden Beschäftigungen der Familienmutter. Das Schauspiel endigt mit einem Rundtanze, wobei die jungen Krieger sich in der Richtung des scheinbaren Sonnenlaufes drehen, die Mädchen aber in entgegengesetzter Richtung. Dann folgt die Mahlzeit; sie besteht aus Suppen, Wildpret, Maiskuchen, Moosbeeren, einer Art Gemüse, Maiäpfeln, welche die Frucht eines Krautes sind *), Fischen, geröstetem Fleische und ge-

*) Podophyllum peltatum L. A. d. U.

bratenen Vögeln. Man trinkt aus großen Flaschenkürbißen Ahorn- oder Sumachsaft, und aus kleinen Schalen von Buchenholz ein aus Cassine-Blättern *) bereitetes warmes Getränk, welches wie Kaffee servirt wird. Die Schönheit des Mahles beruht auf dem Ueberflusse der Gerichte.

Nach den Festlichkeiten zieht sich die Menge zurück. Es bleiben in der Hütte des Alten nur zwölf Personen, nämlich sechs Sachems von der Familie des Mannes und sechs Matronen von der Familie der Frau. Diese zwölf Personen bilden auf der Erde sitzend zwei concentrische Kreise, die Männer den äußern. Die Neuvermählten sitzen in der Mitte dieser Kreise; und halten ein sechs Fuß langes Schilfrohr wagerecht an beiden Enden. Der Gatte hält zudem in der rechten Hand einen Hirschfuß, die Gattin in der linken eine Maisgarbe. Das Schilfrohr ist mit verschiedenen Hieroglyphen bemalt, welche das Alter des jungen Ehepaars und den Mond, in welchem die Vermählung statt findet, bezeichnen. Zu den Füßen der Frau werden die Geschenke des Mannes und seiner Familie niedergelegt; sie bestehen erstlich aus einer vollständigen Kleidung, nämlich einem Rocke, aus dem Bast des

*) Von Cassine Peragua *L.* Diese Blätter sind unter dem Namen „Apalachenthee" ein beträchtlicher Handelsartikel. A. d. U.

Maulbeerbaumes gemacht, einem Mieder aus gleichem Stoffe, Mocaſſinen (Schuhen) mit Stachelſchweinshaaren geſtickt, Armbändern aus Meerſchnecken, Ringen oder Perlen in die Naſe und in die Ohren. Dieſen Kleidungsſtücken ſind beigefügt: eine aus Binſen geflochtene Wiege, ein Stück Zunderſchwamm, Feuerſteine, ein Keſſel zum Fleiſchſieden, ein lederner ringförmig geſchloſſener Riemen zum Laſttragen, und ein Bündel Holz für den Feuerheerd. Die Wiege erregt der Braut Herzklopfen, der Keſſel und der Riemen erſchrecken ſie nicht; mit Ergebung ſieht ſie dieſe Zeichen der häuslichen Sklaverei.

Auch der Bräutigam erhält ſeine Lection: ein Kopfbrecher, ein Bogen, ein Ruder weiſen ihn auf ſeine Pflichten, den Kampf, die Jagd, die Schiffahrt. Bei einigen Stämmen kömmt hiezu noch eine grüne Eidechſe von einer Art, deren Bewegungen ſo ſchnell ſind, daß das Auge ihnen kaum zu folgen vermag, und dürres Laub in einem Korbe, um die Flüchtigkeit der Zeit und die Hinfälligkeit der Menſchen zu bezeichnen. Durch derlei Sinnbilder lehren die Völker Lebensweisheit, und erinnern an den Antheil von Lebensſorgen, den die Natur einem jeden ihrer Kinder beſchieden hat.

Wenn die zwei, in dem Doppelkreiſe eingeſchloſſenen jungen Leute ſodann erklärt haben, daß ſie ſich ehelichen wollen, ſo nimmt der älteſte Verwandte

den empfahlen Rohrstab, macht daraus zwölf Stücke und vertheilt sie unter die zwölf Zeugen. Jeder Zeuge muß, wenn einst etwa die Ehegatten getrennt zu werden verlangen, sein Stück von dem Schilfrohr wieder vorlegen, und alle diese Stücke werden dann zu Asche verbrannt.

Die Mädchen, welche die Braut zur Hütte des Alten geführt haben, begleiten sie unter Gesang zur Hochzeithütte; ebendahin bringen die jungen Krieger den Bräutigam. Die Hochzeitgäste kehren nach ihren Dörfern heim; zur Sühnung der Manitou's werfen sie Stücke ihrer Kleidung in die Flüsse, und verbrennen einen Theil ihrer Nahrungsmittel.

In Europa verheirathet man sich, um dem Kriegsdienste zu entgehen; unter den Wilden von Nordamerika kann sich kein Mann verheirathen, bevor er für das Vaterland gekämpft hat. Keiner gälte für würdig, Vater zu werden, der nicht bewiesen hätte, daß er seine Kinder zu vertheidigen wisse. In Folge dieses mannhaften Gebrauches beginnt ein Krieger erst von dem Tage seiner Vermählung an, der öffentlichen Achtung zu genießen.

Mehrheit der Weiber ist erlaubt, und zuweilen vereint auch ein entgegengesetzter Mißbrauch ein einziges Weib mit mehreren Gatten. Rohere Horden bieten ihre Weiber und Töchter den Fremden an. Es ist indeß nicht Verderbtheit, sondern das Gefühl ihres tiefen Elendes, was diese Indianer

zu solcher Schändlichkeit treibt, sie denken ihre Familie durch Veränderung des väterlichen Blutes glücklicher zu machen.

Die nordwestlichen Wilden wollten von dem ersten Neger, den sie zu sehen bekamen, durchaus Abkömmlinge haben; denn sie hielten ihn für einen bösen Geist, und hofften sich durch Verschwägerung mit ihm gute Freunde und Beschützer unter den schwarzen Geistern zu verschaffen.

Ehebruch der Frau ward ehedem bei den Huronen mit Verstümmlung der Nase bestraft; das Verbrechen sollte auf dem Angesichte angeschrieben bleiben.

Im Falle der Ehescheidung behält die Frau die Kinder: auch bei den Thieren, sagen die Wilden, ist es das Weibchen, welches die Jungen nährt.

Ein Weib, welches im ersten Jahre der Ehe schwanger wird, beschuldigt man der Unenthaltsamkeit; daher nehmen sie manchmal den Saft einer Art Raute (?), um die zu frühe empfangene Frucht abzutreiben. Gleichwohl wird — vermöge einer von den vielen Inconsequenzen der Menschen — eine Frau erst von der Zeit an geachtet, da sie Mutter ist. Als Mutter wird sie zu den öffentlichen Berathungen gezogen, und je mehr sie Kinder, zumal Söhne, hat, desto höher wird sie geschätzt.

Ein Mann, der seine Frau verliert, heirathet deren Schwester, wenn sie eine hat; und deßglei-

chen heirathet eine Frau, deren Mann gestorben, den Bruder desselben, wenn ein solcher vorhanden ist. So ungefähr war auch das athenienſiſche Geſetz. Eine Wittwe, die viele Kinder hat, wird ſehr geſucht.

Sobald die erſten Zeichen der Schwangerſchaft bemerkbar werden, ſo hört alle Gemeinſchaft zwiſchen den Eheleuten auf. Gegen Ende des neunten Monats begiebt ſich die Frau in die Reinigungshütte, wo ſie von den Matronen gepflegt wird. Männer dürfen dieſe Hütte nicht betreten, ſelbſt der Gatte nicht. Die Frau bleibt daſelbſt nach der Niederkunft noch dreißig oder vierzig Tage, je nachdem ſie ein Mädchen oder einen Knaben geboren hat.

Sobald der Vater Nachricht von der Geburt ſeines Kindes erhält, nimmt er eine Friedenspfeife, deren Rohr er mit Zweigen des Weinephen's *) umwindet, und eilt, die frohe Nachricht den Gliedern der Familie mitzutheilen. Zuerſt geht er zu den Verwandten der Mutter, indem ja das Kind ausſchließlich der Mutter angehört. Er nähert ſich dem älteſten Sachem, raucht gegen die vier Weltgegenden, bietet jenem die Pfeife dar und ſpricht: Mein Weib iſt Mutter. Der Sachem ergreift die Pfeife, raucht, und indem er die Pfeife aus dem Munde nimmt, frägt er: Iſt's ein Krieger? Er-

*) Hedera quinquefolia *L.* A. d. U.

folgt eine bejahende Antwort, so raucht der Sachem gegen die Sonne gewendet drei Züge; bei einer verneinenden Antwort raucht er nur einen Zug. Man giebt dem Vater feierlich das Geleit mehr oder weniger weit, je nach dem Geschlechte des Kindes. Ein Wilder gewinnt, wenn er Vater ist, ein viel höheres Ansehen in der Nation; die Würde des Mannes beginnt mit seiner Vaterschaft.

Nach den dreißig oder vierzig Tagen der Reinigung schickt sich die Wöchnerin zur Rückkehr in ihre Hütte an. Dort versammeln sich nun die Verwandten, um dem Kinde einen Namen zu geben. Man löscht das Feuer aus, streut die Asche vom Feuerheerde in den Wind, macht einen Scheiterhaufen aus wohlriechenden Hölzern, und der Priester oder Zauberer hält sich bereit, das neue Feuer anzuzünden; man reiniget das Innere der Hütte durch Besprengung mit Quellwasser.

Bald erscheint die junge Mutter; sie kömmt allein, angethan mit einem neuen Kleide, denn sie darf nichts tragen, dessen sie sich schon zuvor bedient. Ihre linke Brust ist entblößt, der völlig nackte Säugling liegt daran. So setzt sie den Fuß auf die Schwelle ihrer Hütte.

Nun steckt der Priester das Feuer in Brand, der Gatte tritt vor und empfängt sein Kind aus den Händen seines Weibes. Er erkennt es als das seinige und ruft dieß mit lauter Stimme. Bei

einigen Stämmen wohnen nur die Verwandten vom Geschlechte des Kindes dieser Feierlichkeit bei. Der Vater küßt die Lippen seines Kindes, giebt es dem ältesten Sachem, und so geht dasselbe von Arm zu Arm durch die ganze Familie. Es empfängt den Segen des Priesters und die guten Wünsche der Matronen. Hierauf schreitet man zur Wahl des Namens, während die Mutter noch immer auf der Schwelle der Hütte steht. Jede Familie hat gewöhnlich drei oder vier Namen, die der Reihe nach wiederkehren; übrigens werden allzeit nur die von mütterlicher Seite genommen. Nach der Meinung der Wilden erzeugt nämlich der Vater die Seele des Kindes, die Mutter den Leib *), und man hält für billig, daß der Leib einen Namen trage, der von der Mutter kömmt. Will man dem Kinde eine recht große Ehre gewähren, so giebt man ihm den Namen des ältesten Familiengliedes, z. B. den seiner Großmutter. Von diesem Augenblicke an nimmt das Kind den Platz der Frau ein, von welcher es den Namen überkommen hat. Wenn man nachher mit ihm spricht, giebt man ihm den Titel des Verwandtschaftsgrades, der in seinem Namen neu auflebt, so daß der Oheim seinen Neffen als «Großmutter» begrüßen kann. Dieser Ge-

*) Raynal Bd. II. S. 30. Ueberf. Thl. IV. S. 86.

brauch, welcher Lächeln erregen müßte, wenn er nicht so unendlich rührend wäre, erneut, so zu sagen, das Leben der Voreltern, und bildet in der Schwäche der ersten Jahre die Schwäche des Greisenalters nach; er verknüpft und nähert einander die beiden Endpunkte des Lebens, den Anfang und das Ende der Familie, er ertheilt den Vorfahren eine Art Unsterblichkeit, indem er sie wieder gleichsam persönlich in die Mitte der Nachkommen versetzt; er vermehrt die Sorgfalt der Mutter für das Kind durch die Erinnerung an die Pflege, welche einst ihr gewährt worden, und kindliche Zärtlichkeit verdoppelt die mütterliche Liebe.

Nach der Namengebung tritt die Mutter in die Hütte; man übergiebt ihr das Kind und es gehört von nun an nur ihr. Sie legt es in eine Wiege. Eine solche Wiege besteht aus einem kleinen Brette vom leichtesten Holze, worauf ein Lager von Moos oder wilder Baumwolle sich befindet; das Kind wird ganz nackt auf dieses Bett gelegt und zwei Rienen von weichem Pelz dienen, es zu halten und vor dem Hinabfallen zu bewahren, ohne seine Bewegungen zu hindern. Ober dem Haupte des Neugebornen ist ein Reif angebracht, über welchen ein Schleier gebreitet wird, um die Insekten abzuhalten und dem kleinen Geschöpfe Kühlung, Luft und Schatten zu gewähren.

Ich habe anderwärts *) von den indianischen Müttern gesprochen; ich habe erzählt, wie die Mutter ihre Kinder trägt, wie sie dieselben an die Baumäste aufhängt, wie sie ihnen singt, sie wäscht, einschläfert und aufweckt; wie sie den Tod eines Kindes beweint, wie sie ihre Milch auf den Rasen des kindlichen Grabes ergießt, oder die Seele des Verstorbenen auf den Blumen aufsucht. **)

Nach der Beschreibung der Vermählung und der Geburt sollte ich nun auch von dem Tode sprechen, womit das Schauspiel des Lebens endet; allein ich habe die Leichenbegängnisse der Wilden schon so oft beschrieben, daß der Gegenstand beinahe erschöpft ist.

Daher will ich dasjenige nicht wiederholen, was ich über die Art, wie man den Verstorbenen ankleidet, wie man ihn malt, wie man mit ihm spricht u. s. w., schon in Atala und in den Natchez gesagt habe. Ich will blos noch beifügen, daß bei allen Stämmen der Indianer der Gebrauch herrscht, sich für die Todten zu Grunde zu richten, indem die Familie Alles, was sie hat, den Gästen des Leichenmahles hingiebt; Alles,

*) Atala, Genius des Christenthums, Natchez ꝛc.

**) In Betreff der Kindererziehung s. m. den früher mitgetheilten Brief. (Reise in Am. Uebers. Thl. II. S. 18.)

wird von Speisen und Getränken vorhanden ist, muß aufgezehrt werden. Bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang erhebt man ein gewaltiges Geheul an dem Sarg aus Baumrinde, worin der Leichnam liegt; dieß wird drei Tage lang wiederholt und dann erst zur Beerdigung geschritten. Auf dem Grabe wird ein Hügel aufgeworfen, und wenn der Verstorbene ein ausgezeichneter Krieger war, bezeichnet man seine Begräbnißstätte mit einem rothbemalten Pfahl.

Bei mehreren Stämmen verwunden sich die Verwandten der Gestorbenen an Armen und Beinen. Nach einem Monate wird das Klagegeschrei bei Aufgang und Niedergang der Sonne wiederholt, und mehrere Jahre lang feiert man den Jahrestag des erlittenen Verlustes durch ähnliches Geschrei.

Wenn ein Wilder im Winter auf der Jagd umkömmt, so wird sein Leichnam auf Baumästen aufbewahrt und man erweist ihm die letzte Ehre erst nach Heimkunft der Krieger seines Stammes. So verfuhren auch ehedem die Moskowiter.

Die Indianer haben nicht nur Gebräuche und Ceremonien, die, je nach dem Verwandtschaftsgrade, der Würde, dem Alter und Geschlechte des Verblichenen, verschieden sind, sondern auch zu bestimmten Zeiten allgemeine Erinnerungs-

feiern; wobei die Leichen öffentlich aus den Gräbern gehoben werden.

Warum sind wohl die amerikanischen Wilden unter allen Völkern diejenigen, welche am meisten Verehrung für die Todten haben? In Zeiten drohender Gefahr ist das Erste, worauf sie Bedacht nehmen, die Rettung der Schätze des Grabes; auch anerkennen sie nur den Grund und Boden, worauf die Voreltern begraben sind, für gesetzliches Eigenthum. Wenn die Eigenthümer ihr Besitzrecht auf gewisse Landstriche vertheidigten, bedienten sie sich stets dieses, ihnen unwiderleglich scheinenden Beweisgrundes: «Sollen wir zu den Gebeinen unse«rer Väter sagen: Erhebet euch und folgt uns in «ein fremdes Land?» Und wenn dieses Argument nicht durchdrang, was thaten sie? Sie trugen die Gebeine, welche ihnen nicht selbst folgen konnten, mit sich fort.

Die Ursachen dieser außerordentlichen Anhänglichkeit an geheiligte Ueberreste, lassen sich leicht ausfindig machen. Gebildetere Völker haben, um vaterländische Erinnerungen aufzubewahren, die Denkmahle der Schrift und der Kunst; sie haben Städte, Paläste, Thürme, Säulen, Obelisks; sie haben die Fürche des Pfluges auf den von ihnen angebauten Aeckern; ihre Namen sind auf Erz und Marmor eingegraben, ihre Thaten in den Jahrbüchern aufgezeichnet. Die Wilden haben nichts von

folgt eine bejahende Antwort, ſo raucht der Sachem gegen die Sonne gewendet drei Züge; bei einer verneinenden Antwort raucht er nur einen Zug. Man giebt dem Vater feierlich das Geleit mehr oder weniger weit, je nach dem Geſchlechte des Kindes. Ein Wilder gewinnt, wenn er Vater iſt, ein viel höheres Anſehen in der Nation; die Würde des Mannes beginnt mit ſeiner Vaterſchaft.

Nach den dreißig oder vierzig Tagen der Reinigung ſchickt ſich die Wöchnerin zur Rückkehr in ihre Hütte an. Dort verſammeln ſich nun die Verwandten, um dem Kinde einen Namen zu geben. Man löſcht das Feuer aus, ſtreut die Aſche vom Feuerheerde in den Wind, macht einen Scheiterhaufen aus wohlriechenden Hölzern, und der Prieſter oder Zauberer hält ſich bereit, das neue Feuer anzuzünden; man reiniget das Innere der Hütte durch Beſprengung mit Quellwaſſer.

Bald erſcheint die junge Mutter; ſie kömmt allein, angethan mit einem neuen Kleide, denn ſie darf nichts tragen, deſſen ſie ſich ſchon zuvor bedient. Ihre linke Bruſt iſt entblößt, der völlig nackte Säugling liegt daran. So ſetzt ſie den Fuß auf die Schwelle ihrer Hütte.

Nun ſtockt der Prieſter das Feuer in Brand, der Gatte tritt vor und empfängt ſein Kind aus den Händen ſeines Weibes. Er erkennt es als das ſeinige und ruft dieß mit lauter Stimme. Bei

Erndten, Feste, Einsammlung des Ahornzuckers, Fischfang, Tänze und Spiele.

Erndten.

Man hat gemeint und gesagt, die Wilden benützten den Erdboden gar nicht; dies ist ein Irrthum. Allerdings sind sie vorzugsweis Jäger, aber sie beschäftigen sich doch insgesammt mit irgend einer Art von Feldbau, und wissen Pflanzen und Bäume für den Bedarf des Lebens zu verwenden. Jene, welche das schöne Land inne hatten, das heutzutage die Staaten von Georgien, Tenneſſee, Alabama und Miſſiſſipi bildet, waren in jener Hinsicht weiter gekommen, als die Bewohner Canada's.

Bei den Wilden sind alle öffentlichen Arbeiten Feste. Wenn die letzten Fröste vorüber waren, ergriffen bei den Siminolen, Chicassas und Natchez die Weiber ihre hölzernen Hacken, nahmen Körbchen mit mehrern Abtheilungen, worin sich Maiskörner, Samen von Wassermelonen, von Bohnen und von Sonnenblumen befanden, auf den Kopf, und bega-

ben ſich auf das gemeinſame Ackerfeld, welches gewöhnlich eine leicht zu vertheidigende Lage, etwa auf einer Erdzunge zwiſchen zwei Flüſſen, oder innerhalb eines Kreiſes von Hügeln, hatte. An dem einen Ende des Feldes ſtellte ſich ein Theil der Weiber in einer Linie auf und begann nun, rückwärts ſchreitend, die Erde mit den Hacken aufzuwühlen. Andre Indianerinnen folgten ihnen und beſorgten die Ausſaat auf dem ſo zubereiteten Boden. Die Bohnen und die Maiskörner wurden mit einander ausgeworfen, denn die Maisſtengel mußten den kletternden Bohnen zum Anhalte dienen.

Junge Mädchen waren beſchäftigt, Beeten von ſchwarzer zarter Erde anzulegen, worauf ſie dann die Saamen der Melonen und Sonnenblumen anſäeten. Rings um dieſe Beeten zündeten ſie Feuer von grünem Holze an, um die Keimung mittelſt des Rauches zu beſchleunigen. Die Sachems und die Zauberer leiteten die Arbeiten, die Kinder liefen um das Feld herum und verjagten durch ihr Geſchrei die Vögel.

Feſte.

Das Feſt des grünen Getreides fand im Monate Juny ſtatt. Man ſammelte eine gewiſſe Menge Mais, deſſen Körner noch in der Milch waren, und machte daraus den Toſſomanony, eine

Art Kuchen, welche zu den Kriegs- und Jagdvorräthen gehört.

Man siedet Maiskolben in Quellwasser, und wenn sie halbgekocht sind, bringt man sie an ein Gluthfeuer, bis sie eine röthliche Farbe bekommen. Dann werden sie in einem Poutagan oder hölzernen Mörser abgekörnt und die Körner angefeuchtet und zerstoßen, wodurch ein Teig entsteht, welcher, in Schnitten getheilt und an der Sonne getrocknet, sich eine unendliche Zeit gut erhält. Will man davon brauchen, so genügt es, ihn in Wasser, Nußmilch oder Ahornsaft aufzuweichen, worauf er eine gesunde und wohlschmeckende Speise ausmacht.

Das höchste Fest der Natchez war das Fest des neuen Feuers, eine Art Jubelfeier zu Ehren der Sonne, welche die Hauptgottheit aller dem mexikanischen Reiche benachbarten Völkerschaften war.

Zur Zeit der großen Ernde lief ein öffentlicher Ausrufer durch die Dörfer und verkündete beim Schall einer Meerschnecke die Festlichkeit. Dies geschah mit folgenden Worten:

«Jede Familie bereite neue Gefäße und Kleider, «die noch nie gebraucht worden; man säubere die «Hütten; man werfe das alte Getreide, die alten «Kleider und die alten Geräthschaften hin und ver«brenne sie in einem gemeinschaftlichen Feuer in der «Mitte des Dorfes; die Uebelthäter mögen zurück-

« kommen, die Sachems vergessen die Verbrechen « derselben. »

Diese Amnestie, welche die Menschen einander in dem Zeitpunkte zugestanden, wo die Erde ihnen ihre Schätze darbot, diese allgemeine Einladung an Glückliche und Unglückliche, an Rechtschaffene und Lasterhafte zum grossen Festmahle der Natur, waren ein rührender Ueberrest der ursprünglichen Einfalt des Menschengeschlechtes.

Am zweiten Tage erschien der Ausrufer wieder und schrieb ein zweiundsiebenzigstündiges Fasten, strenge Enthaltung von allen Ergötzlichkeiten und den Gebrauch der Reinigungsarzneien vor. Alle Ritchez nahmen alsbald einige Tropfen vom Safte einer Wurzel, welche sie Blutwurzel nannten und welche von einer Art Wegetritt genommen wurde. *) Der Saft ist roth und heftig brechenerregend. Während der drei Fast- und Bettage ward ein tiefes Schweigen beobachtet; man suchte sich von allem Irdischen loszumachen und nur mit Dem zu beschäftigen, welcher die Frucht am Baume und das Korn in der Aehre zur Reife bringt.

Am Ende des dritten Tages verkündete der Ausrufer die morgen statt findende Eröffnung des Festes.

---

*) Es ist Sanguinaria canadensis *L.* A. d. U.

Kaum graute der Morgen, so sah man schon auf den vom Thaue glänzenden Pfaden junge Mädchen, junge Krieger, Matronen und Sachems nach dem Sonnentempel wallen. Dieser bestand aus einer großen Hütte, welche blos durch zwei Pforten, eine östliche und eine westliche, erhellet wurde. Die östliche Pforte war geöffnet und der Fußboden und die Wände des Tempels waren mit feinen buntgemalten und mit verschiedenen Hieroglyphen bezeichneten Matten bedeckt. Körbe, im Heiligthum der Reihe nach aufgestellt, enthielten — wie die Grüfte unserer gothischen Kirchen — die Gebeine der ältesten Häupter der Nation.

Auf einem Altare, der nächst der östlichen Pforte so angebracht war, daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf ihn fielen, stand ein Götzenbild, welches ein Chouchouacha vorstellte. Es ist dieß ein Thier von der Größe eines Ferkels, mit Haaren wie ein Dachs, einem Rattenschwanze und Affenhänden; das Weibchen hat unter dem Bauche einen Beutel, worin es seine Jungen säugt. *) Zur Rechten des Chouchouachabildes war die Figur einer Klapperschlange, zur Linken eine roh geschnitzte unförmliche Menschengestalt. Vor diesen Götzen unterhielt man

*) Das virginische Beutelthier oder Opossum, Didelphis virginiana *Penn.* A. d. U.

in einem steinernen Gefäße ein Feuer von Eichenrinde, welches man nie ausgehen ließ, außer am Vorabende vor dem Feste des neuen Feuers oder der Erndte. Die Erstlinge der Früchte waren um den Altar aufgehängt, und die im Tempel anwesenden Personen auf folgende Art geordnet:

Das erste Oberhaupt, die Sonne genannt, hatte seinen Platz rechts am Altare, links das weibliche Oberhaupt, das einzige Weib, welches ins Innere des Heiligthums eintreten durfte. An die Sonne schlossen sich die beiden Kriegshauptleute, die beiden Beamten für Unterhandlungen und die vornehmsten Sachems an; zur Seite des weiblichen Oberhauptes setzten sich der Aedil oder Aufseher über die öffentlichen Arbeiten, die vier Festherolde und die jungen Krieger. Auf dem Boden vor dem Altare waren aus schief und etwa bis zur Höhe von achtzehn Zoll übereinander gelegten trocknen Schilfrohrstücken mehrere concentrische Kreise gebildet, wovon [illegible] eine Durchmesser von zwölf bis [illegible] hatte.

Der Oberpriester, auf der Schwelle des Tempels stehend, heftete den Blick unverwandt nach Osten. Bevor er zu der festlichen Handlung gekommen, hatte er sich dreimal im Mississipi untergetaucht. Sein weisses Gewand aus Birkenrinde war mit einer Schlangenhaut gegürtet, und

Kaum graute der Morgen, [illegible]
auf den vom Thaue glänzenden [illegible]
chen, junge Krieger, Matronen [illegible]
dem Sonnentempel wallen. [illegible]
einer großen Hütte, welche [illegible]
eine östliche und eine westliche, [illegible]
östliche Pforte war geöffnet [illegible]
und die Wände des Tempels [illegible]
buntgemalten und mit verschie[illegible]
bezeichneten Matten bedeckt. [illegible]
thum der Reihe nach aufgestellt, [illegible]
Grüfte unserer gothischen [illegible]
der ältesten Häupter der Na[illegible]

Auf einem Altare, der [illegible]
Pforte so angebracht war, d[illegible]
len der aufgehenden Sonne [illegible]
ein Götzenbild, welches ein G[illegible]
Es ist dieß ein Thier von d[illegible]
kels, mit Haaren wie ein T[illegible]
schwanze und Affenhänden; d[illegible]
ter dem Bauche einen B[illegible]
Jungen säugt. *) Zur R[illegible]
achabildes war die Figur [illegible]
zur Linken eine roh geschn[illegible]
schengestalt. Vor diesen [illegible]

*) Das virginische Beu[illegible]
sum, Didelphis virginia[illegible]

in [illegible]ungen am Himmel. Sobald die Farben rind[illegible]o, von Rosenroth in Purpur verwandelt, Ver[illegible] Strahlen eines reinen Feuers durchbrochen der [illegible]ner heller und heller zu werden begannen, um [illegible] Priester schneller die beiden Holzstücke an[illegible] r. Ein aus Hollundermark verfertigter, in [illegible]el getauchter Docht war bestimmt, den Fun[illegible]zufassen. Die zwei Ceremonienmeister gien[illegible] abgemessenen Schritten, der eine gegen das [illegible]che, der andere gegen das weibliche Ober[illegible] hin, vereigten sich dabei von Zeit zu Zeit [illegible]lieben endlich vor den beiden Oberhäuptern [illegible]eglich stehen.

[illegible] Flammenströme ergossen sich im Osten und der [illegible] Theil der Sonnenscheibe erschien über'm Hori[illegible]

In diesem Augenblicke ruft der Hohepriester [illegible]eilige Dah, Feuer sprüht aus den durch Reiben [illegible]ten Hölzern, der Schwefeldocht entzündet sich, [illegible]Weiber außerhalb des Tempels kehren sich plötz[illegible]um und heben allzumal ihre neugebornen Kinder ihre Hacken dem Gestirne des Tages entgegen. Der erste Häuptling und das weibliche Ober[illegible]ot trinken das schwarze Getränk, welches ihnen Ceremonienmeister darbieten. Der Zauberer [illegible]det die Kreise von Schilfrohr an, die Flammen [illegible]gen den vorgeschriebenen Linien. Auch die Ei[illegible]rinde auf dem Altare wird angezündet und von [illegible]sem neuen Feuer empfangen sodann die ausge-

statt der ausgestopften alten Ohreule, womit sonst sein Haupt geschmückt war, trug er jetzt einen jungen Vogel dieser Gattung. Er rieb langsam zwei Stücke trocknen Holzes an einander und sprach mit leiser Stimme magische Worte. Ihm zur Seite hielten zwei Hilfspriester zwei mit Handhaben versehene große Näpfe voll eines schwarzen Getränkes. Sämmtliche Weiber, den Rücken gegen Sonnenaufgang gekehrt, und sich mit der einen Hand auf ihre Ackerhacken stützend, an der andern ihre Kinder haltend, bildeten vor der Pforte des Tempels einen weiten Kreis.

Die Ceremonie hatte etwas Großartiges, denn des wahren Gottes Spuren machen sich selbst in den falschen Religionen bemerkbar. Jeder betende Mensch ist achtungswürdig und das an die Gottheit gerichtete Gebet schon seiner Natur nach so heilig, daß es auch den Betenden gewissermaßen heiligt, sey er schuldlos, schuldbeladen oder unglücklich. — Es war ein rührendes Schauspiel, einen ganzen Volksstamm zur Erndtezeit in einer Wildniß versammelt und dem Allmächtigen für seine Wohlthaten danken zu sehen, sie lobsingen zu hören dem Schöpfer, der das Gedächtniß seines Schöpfungswerkes dadurch verewigt, daß er jeden Morgen die Sonne über die Erde aufgehen läßt.

Ein tiefes Schweigen herrschte unter der Menge. Der Oberpriester beobachtete aufmerksam die

Veränderungen am Himmel. Sobald die Farben Aurorens, von Rosenroth in Purpur verwandelt, von den Strahlen eines reinen Feuers durchbrochen und immer heller und heller zu werden begannen, rieb der Priester schneller die beiden Holzstücke aneinander. Ein aus Hollundermark verfertigter, in Schwefel getauchter Docht war bestimmt, den Funken aufzufassen. Die zwei Ceremonienmeister giengen in abgemessenen Schritten, der eine gegen das männliche, der andere gegen das weibliche Oberhaupt hin, verneigten sich dabei von Zeit zu Zeit und blieben endlich vor den beiden Oberhäuptern unbeweglich stehen.

Flammenströme ergossen sich im Osten und der obere Theil der Sonnenscheibe erschien über'm Horizont. In diesem Augenblicke ruft der Hoheprieſter das heilige Oah, Feuer sprüht aus den durch Reiben erhitzten Hölzern, der Schwefeldocht entzündet sich, die Weiber außerhalb des Tempels kehren sich plötzlich um und heben allzumal ihre neugebornen Kinder und ihre Hacken dem Gestirne des Tages entgegen.

Der erste Häuptling und das weibliche Oberhaupt trinken das schwarze Getränk, welches ihnen die Ceremonienmeister darbieten. Der Zauberer zündet die Kreise von Schilfrohr an, die Flammen folgen den vorgeschriebenen Linien. Auch die Eichenrinde auf dem Altare wird angezündet und von diesem neuen Feuer empfangen sodann die ausge-

löschten Herde des Dorfes wieder ihre ersten Flammen. Das Oberhaupt stimmt die Hymne an die Sonne an.

Nachdem die Kreise des Schilfrohrs vom Feuer verzehrt und die Gesänge geendet waren, trat das weibliche Oberhaupt vor den Tempel hinaus, stellte sich an die Spitze der Weiber und diese zogen nun in geordneter Reihe auf das gemeinsame Erndtefeld. Die Männer durften ihnen nicht folgen. Jene schickten sich an, die ersten Maisgarben zu sammeln, um sie theils dem Tempel darzubringen, theils daraus die ungesäuerten Brode für das Nachts zu feiernde Mahl zu bereiten. Jedes der Weiber riß zu diesem Endzweck auf dem seiner Familie besonders angewiesenen Viereck eine gewisse Anzahl der schönsten Maisstengel aus. Diese prächtige Pflanze erreicht hier eine Höhe von sieben Fuß, und umgeben mit ihren grünen Blättern, gleichen die Kolben ihrer goldenen Körner jenen mit Bändern umwickelten Spinnrocken, welche unsre Bäuerinnen zur Einsegnung in die Dorfkirchen bringen. Tausende von blaulichten Drosseln *), von kleinen Tauben, nicht größer als eine Amsel **), von Reisvögeln

*) Turdus migratorius *L.* oder eine verwandte Art. A. d. U.

**) Columba passerina *L.*? A. d. U.

(Oiseaux de rizière) mit grauem blaugesprenkeltem Gefieder *) — sitzen auf den Maisstengeln und fliegen weg, wenn die Schnitterinnen nahen, die verborgen in den Gängen des hohen Getreides gehn. — Der schwarze Fuchs **) macht oft große Verwüstungen in diesen Feldern.

Die Weiber kamen zum Tempel zurück, auf dem Kopfe die Garben der Erstlingsfrüchte tragend; der Oberpriester empfieng ihre Opfergabe und legte sie auf dem Altare nieder. Die östliche Pforte des Heiligthums wurde geschlossen, die westliche geöffnet. Es war nun Abend geworden; die versammelte Schaar stellte sich in Gestalt eines Halbmondes, dessen beide Spitzen gegen die Sonne gekehrt waren, am westlichen Tempelthore auf; die Hilfspriester streckten in emporgehobener rechter Hand die ungesäuerten Brode dem Tagesgestirne entgegen. Der Zauberer sang das Abendlied, ein Lob der Sonne bei ihrem Niedergange: ihre neugebornen Strahlen hatten dem Mais Wachs-

*) Eine zu ungenügende Angabe, um daraus den Vogel mit Bestimmtheit zu erkennen. A. d. U.

**) Eigentlich führt Canis argentatus *Penn.* den Namen schwarzer Fuchs, allein dieser scheint nur im hohen Norden von Amerika vorzukommen, während C. cinereo-argentatus *Gm.* mehr südwärts lebt und wahrscheinlich hier gemeint ist. A. d. U.

thum gegeben, ihre sterbenden Strahlen hatten die Kuchen der geerndteten Körner gesegnet.

Beim Anbruche der Nacht zündete man Feuer an; junge Bären wurden gebraten und gaben, mit wilden Weintrauben gewürzt, zu dieser Jahrszeit ein treffliches Gericht. Auf den Kohlen briet man Truthühner, schwarze Haselhühner und Fasanen, größer als die europäischen. *) Das so zubereitete Geflügel hieß die Speise der weißen Männer. Die Getränke und Obstarten, welche bei diesem Mahle genossen wurden, bestanden im Safte von Sumak, von Ahorn, vom weißen Nußbaume und in Maiäpfeln, Dattelpflaumen **) und Nüssen. Die Ebene war erhellt von zahlreichen Feuern, und von allen Seiten ließen sich die Töne des Chichikoue, der Handtrommeln und der Pfeifen hören, vermischt mit den Stimmen der Tanzenden und mit dem Beifallsgeschrei der Zuschauer.

Ward bei diesem Feste ein Sachem irgend einen Unglücklichen gewahr, der nur von ferne und einsam nach den Spielen auf der Ebene hinsah,

*) Wirkliche Fasanen kommen in Nordamerika nicht vor, aber die nicht unähnlichen Waldhühner Tetrao Cupido und T. Phasianellus.
A. d. U.

**) Die Früchte von Diospyros virginiana L.
A. d. U.

so gieng jener auf ihn zu, befragte ihn um den Grund seiner Traurigkeit, und hob seine Leiden, wenn sie zu heben waren, oder linderte sie wenigstens, wenn sie ihrer Natur nach nicht ganz beseitigt werden konnten. —

Der Mais wird auf zweierlei Art geerndtet, entweder durch Ausreißen der ganzen Pflanze oder durch Abschneiden zwei Fuß hoch über der Erde. Die Körner werden in ledernen Schläuchen oder in Gruben, welche mit Schilf eingefaßt sind, aufbewahrt. Auch die ganzen Kolben werden zuweilen aufgehoben und dann nach Bedürfniß abgekörnt. Um die Maiskörner zu Mehl zu machen, zerstampft man sie in einem Mörser oder zerquetscht sie zwischen zwei Steinen. Indessen bedienen sich die Wilden jetzt auch der Handmühlen, welche sie von Europäern erhandeln.

Die Erndte des Windhafers oder wilden Reises *) folgt unmittelbar auf jene des Mais. Ich habe an einem andern Orte davon geredet. **)

Einsammlung des Ahornzuckers.

Zweimal im Jahre wurde und wird noch jetzt bei den Wilden der Ahornsaft eingesammelt. Die

*) Zizania palustris *L.* und Z. clavulosa *Mich.* A. d. U.

**) In den Natchez.

erste Einsammlung geschieht gegen Ende des Februars, des März oder des Aprils, je nach dem Breitegrade des Landes, wo der Zuckerahorn wächst. Der nach leichten Nachtfrösten gewonnene Saft verwandelt sich in Zucker, wenn man ihn über einem großen Feuer siedet. Die Ergiebigkeit an Zucker ist aber nach der Beschaffenheit der Bäume verschieden. Dieser Zucker ist grünlich von Farbe, von angenehmem, etwas säuerlichem Geschmacke und leicht verdaulich.

Die zweite Einsammlung findet statt, wenn der Saft des Baumes nicht mehr Consistenz genug hat, um sich in Zucker verwandeln zu lassen; er verdickt sich dann zu einer Art Melasse (Syrup), welche, in Quellwasser aufgelöst, ein erfrischendes Getränk für den heißen Sommer abgiebt.

Man verwendet große Sorgfalt auf die Unterhaltung der Gehölze vom rothen sowohl als weißen Ahorn. *) Die ergiebigsten Bäume sind aber diejenigen, deren Rinde schwarz und aussätzig ist. Die Wilden glauben beobachtet zu haben,

*) Es wird in Nordamerika von mehreren Ahornarten Zuckersaft gewonnen, namentlich von weißen oder eigentlichen Zuckerahorn, vom rothen, vom rauhfrüchtigen, vom schwarzen Ahorn ꝛc. Acer saccharinum, rubrum, eriocorpum, nigrum. A. d. U.

daß letzterer Zustand durch den rothköpfigen Specht*) hervorgebracht werde, welcher die saftreichsten Ahorne anzapfe. Sie achten diesen Specht für einen klugen und verschmitzten Vogel.

Ungefähr vier Fuß hoch von der Erde macht man in den Stamm des Ahorns zwei Löcher südwärts und zwei nordwärts, jedes Loch $^3/_4$ Zoll tief und in schiefer Richtung, um das Ausfließen des Saftes zu erleichtern. Nach und nach, wie der Saft abfließt, bohrt man tiefer ein, bis zur Tiefe von $2\,^1/_2$ Zoll. Zwei hölzerne Tröge werden, zu beiden Seiten, untergestellt und in die Löcher Hollunderröhren eingefügt, um den Saft in die Tröge zu leiten.

Alle vierundzwanzig Stunden nimmt man den ausgeflossenen Saft weg, bringt ihn unter einen mit Rinde gedeckten Schoppen, siedet ihn in einem steinernen Becken, unter wiederholtem Abschäumen, bis zur Hälfte ein, und gießt ihn dann in ein anderes Behälter, worin das Kochen fortgesetzt wird, bis er die Dicke eines Syrup erlangt. Dann wird er vom Feuer genommen und zwölf Stunden lang ruhig hingestellt. Nach Umfluß dieser Zeit gießt man ihn in ein drittes Becken, jedoch mit der Vorsicht, daß der Bodensatz vollkommen zurückbleibt.

---

* Picus erythrocephalus *Gm.* oder pileatus *Lath.* A. d. U.

Auch dieß dritte Becken wird über's Feuer, aber nur ein Kohlenfeuer ohne Flammen, gebracht. Man wirft ein wenig Fett in den Syrup, damit er nicht über den Rand des Gefäßes steige. Wenn er Fäden zu ziehen anfängt, muß man sich beeilen, ihn in ein viertes und letztes Gefäß zu gießen, welches von Holz ist und das Kühlbottich heißt. Eine kräftige Weibsperson rührt nun darin unausgesetzt mit einem Cederstocke, bis sich der Saft körnt. Dann bringt sie ihn in eine Art Model von Rinde, worin der festwerdende Zucker die Gestalt kleiner Zuckerhüte annimmt; und hiemit ist die Operation beendigt.

Wenn es sich nur um die Bereitung von Melasse handelt, so endet das Verfahren schon mit dem zweiten Feuer.

Vierzehn Tage lang dauert der Saftausfluß des Ahorns, und diese vierzehn Tage sind ein fortwährendes Fest. Jeden Morgen begiebt man sich in das Ahorngehölz, welches gewöhnlich von einem fließenden Wasser bespült wird. Gruppen von Indianern und Indianerinnen sind unter den Bäumen zerstreut; junge Leute ergötzen sich mit Tanz oder Spiel; Kinder baden unter den Augen der Sachems. Beim Anblicke der Fröhlichkeit dieser Wilden, ihrer Halbnacktheit, der Lebhaftigkeit ihrer Tänze, der nicht minder geräuschvollen Kämpfe der Badenden, der Beweglichkeit und Frische des Ge-

wässers, der Dunkelheit des Schattens — glaubt man das Bild jener Faunen und Dryaden vor sich zu sehen, wie es die Dichter malen:

Tum vero in numerum Faunosque ferasque videres
Ludere. *)

Fischfang.

Die Wilden sind eben so gewandte Fischer, wie Jäger. Sie fangen die Fische theils mit Angeln theils mit Netzen, und wissen auch Fischteiche abzulassen. Den Fang einiger Fischarten führen sie im Großen und als eine öffentliche Angelegenheit aus. Am ausgezeichnetsten in dieser Hinsicht war ehevor der Störfang, welcher im Mississipi und seinen Seitenflüssen statt fand. Er ward mit der Vermählung des Netzes eröffnet. Sechs Krieger und sechs angesehene Frauen trugen ein Fischernetz mitten durch die Schaaren der Zuschauer auf den großen Platz des Dorfes und verlangten für ihren Sohn, das Netz, zwei junge Mädchen, welche sie benannten, zur Ehe.

Die Verwandten der zwei Mädchen gaben ihre Einwilligung und die Mädchen wurden durch den Zauberer unter den gewöhnlichen Ceremonien mit

*) Schaaren von Faunen und wildem Gethiere sähst du dann spielen.

dem Netze vermählt. So vermählte sich der Doge von Venedig mit dem Meere.

Mimische Tänze folgten auf die Vermählung. Dann begab man sich an den Fluß, an dessen Ufer sämmtliche Kanots und Piroguen *) bereit standen. Die neuen Bräute, eingehüllt in das Netz, wurden vor dem Zuge her getragen. Man schiffte sich ein, versehen mit Fackeln aus Fichtenholz und mit Feuersteinen. Das Netz, seine Weiber, der Zauberer, das erste Oberhaupt, vier Sachems und acht Krieger zum Rudern bestiegen eine große Pirogue, welche sich an die Spitze der Flotte setzte.

Die Flotte suchte nun eine Bucht auf, worin die Störe sich in Menge aufzuhalten pflegten. Unterwegs fischte man alle Arten andrer Fische, Lachsforellen im Garne, Waffenfische **) mit dem Angel. Man fängt den Stör mittelst eines Wurfspießes, der an einer im Nachen angebundenen Leine befestigt ist. Der getroffene Fisch flieht und zieht das Kanot mit sich fort; bald wird aber seine Flucht langsamer und er stirbt auf der Oberfläche des Wassers. Die verschiedene Haltung der Fischer,

*) Nachen, welche blos aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen. A. d. U.

**) „Poissons armés" nennt man verschiedene Fischgattungen, nach Cloquet aber in Nordamerika besonders den Caimanfisch, Esox ossens L. A. d. U.

das Spiel der Ruder, das Schwellen der Segel, die Stellung der theils in Gruppen verſammelten theils einzelnen Piroguen — all' dieſes gewährt ein höchſt maleriſches Bild und die nahe Uferlandſchaft giebt den unbeweglichen Hintergrund dieſes vielbewegten Gemäldes.

Beim Anbruche der Nacht zündete man in den Piroguen Fackeln an, deren Schein ſich in den Fluthen wiederholte. Die dichtgedrängten Nachen warfen dunkle Schattenmaſſen in den gerötheten Strom, man glaubte in dieſen indianiſchen Fiſchern, die ſich auf den Wogen umhertrieben, ihre Manitous zu ſehen, jene phantaſtiſchen Ausgeburten des Aberglaubens und der Träumerei des Wilden.

Um Mitternacht gab der Zauberer das Zeichen zur Heimkehr, mit der Erklärung, das Netz wünſche ſich mit ſeinen zwei Weibern zurückzuziehen. Die Piroguen ordneten ſich in zwei Reihen. Am Borde wurden zwiſchen den Ruderern ſymmetriſch und wagerecht Fackeln aufgeſteckt, welche, beim Schwanken der Fahrzeuge wechſelweis verſchwindend und wieder erſcheinend, feurigen Rudern glichen, wodurch die Kanots bewegt zu werden ſchienen.

Nun ſang man das Hochzeitlied des Netzes. Das Netz, in der vollen Glorie eines Neuvermählten, ward als Beſieger des gekrönten und

zwölf Fuß langen Stör gepriesen. Man schilderte die völlige Niederlage des ganzen Heeres der Fische und der ihnen Weg bahnenden Krebse, durch das siegreiche Netz. Dann folgten Strophen, welche den Schmerz der Wittwen der Fische befangen. «Umsonst schwimmen die Wittwen umher, sie werden diejenigen nicht wieder finden, mit denen sie in den Hainen unterm Wasser umher zu irren liebten; sie werden nicht mehr mit ihnen auf Betten von Moos unter dem durchsichtigen Gewölbe ruhen.» — Endlich ward das Netz eingeladen, nach so vielen Großthaten jetzt in den Armen seiner zwei Gattinnen zu schlafen.

Tänze.

Bei den Wilden, wie bei den alten Griechen und bei den meisten Völkern in ihrer Kindheit, verbindet sich der Tanz mit allen Handlungen des Lebens. Man tanzt bei den Hochzeiten und die Weiber nehmen an diesem Tanze Theil; man tanzt um einen Gast zu empfangen, um eine Pfeife zu rauchen; man tanzt bei der Erndte; man tanzt bei der Geburt eines Kindes; man tanzt zumal bei der Todtenfeier. Jede Jagd hat ihren Tanz, worin die Bewegungen, das Benehmen und das Geschrei des Thieres, welches man verfolgen will, dargestellt werden: man klettert wie ein Bär, man baut wie ein Biber, man galoppirt im Kreise

herum wie ein Biſon, man hüpft wie ein Reh, man heult wie ein Wolf, man bellt wie ein Fuchs.

Bei dem Tanze der Tapfern oder dem Kriegstanze ſtellen ſich die Krieger in voller Rüſtung in zwei Reihen; ein Kind befindet ſich an der Spitze, ein Chichikoue in der Hand, das Kind der Träume, welches unter dem Einfluſſe guter oder böſer Manitous geträumt hat. Hinter den Kriegern kömmt der Zauberer, der Prophet oder Ausleger der Träume des Kindes. Die Tänzer bilden ſodann unter leiſem Brummen einen doppelten Kreis, während das Kind ſich in die Mitte ſtellt und mit niedergeſchlagenen Augen einige unverſtändliche Worte ſpricht. Wenn es ſein Haupt wieder erhebt, beginnen die Krieger zu hüpfen und lauter zu brüllen, wodurch ſie ſich dem Manitou des Haſſes und der Rache, Athaensic, weihen. Eine Art Vortänzer bezeichnet den Takt durch das Schlagen einer Handtrommel. Zuweilen haben die Tänzer an den Füßen kleine Glöckchen, die ſie von Europäern kauften.

Stehen ſie im Begriffe einen Feldzug zu unternehmen, ſo nimmt ein Häuptling die Stelle des Kindes ein, hält eine Anrede an die Krieger und ſchlägt mit ſeiner Schlachtkeule das roh auf die Erde gezeichnete Bild eines Mannes oder des Manitou der Feinde. Indem hierauf die Krieger ihren Tanz

fortsetzen, machen sie ebenfalls Angriffe auf das Bild, ahmen die Stellungen eines Kämpfenden nach, schwingen die Keulen oder Streitäxte, zielen mit Flinte oder Bogen, fechten mit ihren Messern unter heftigen Verzerrungen und wildem Geheule.

Bei der Rückkunft aus dem Feldzuge ist der Kriegstanz noch weit schreckhafter. Köpfe, Herzen, verstümmelte Glieder, Schädel mit blutigen Haaren sieht man auf Pfählen aufgesteckt, und um diese Trophäen her wird getanzt. Die zum Feuertode bestimmten Kriegsgefangenen müssen dem Schauspiele dieser schaudererregenden Freude beiwohnen. — Ich werde von einigen andern Tänzen ähnlicher Art unter dem Artikel Krieg sprechen.

Spiele.

Das Spiel ist eine unter allen Menschen vorkommende Beschäftigungsart, und hat drei Quellen: die Natur, die Geselligkeit, die Leidenschaften. Daher drei Arten von Spiel: die Spiele der Kindheit, die Spiele der Herangewachsenen, die Spiele des Müßigganges oder der Leidenschaften.

Die Spiele der Kindheit, von den Kindern selbst erfunden, stimmen auf der ganzen Erde überein. Ich sah den kleinen Wilden, den kleinen Beduinen, den kleinen Neger, den kleinen Franzosen, den kleinen Engländer, den kleinen Deutschen, den kleinen Italiener, den kleinen Spanier, den kleinen

unterdrückten Griechen, und den kleinen unterdrückenden Türken Ball werfen und Reif rollen. Wer zeigte diesen in Sprache, Abkunft, Sitten und Vaterland so sehr verschiedenen Kindern die nämlichen Spiele? Der Herr der Menschheit, der Vater der großen und einen Familie; Er lehrte die Unschuld diese Ergötzungen, durch welche die Kräfte entwickelt werden, und die somit ein Bedürfniß der Natur sind.

Die zweite Art der Spiele ist diejenige, welche, indem sie dient zu irgend einer Kunstfertigkeit anzuleiten, ein Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft ist. Hieher sind zu zählen: die gymnastischen Spiele, die Wettfahrten zu Wagen und die Schiffskämpfe (Naumachien) bei den Alten, das Ringelstechen, das Ringen, der Waffentanz und die Turniere im Mittelalter, das Ballschlagen, das Fechten, das Wettrennen zu Pferde und die Taschenspielereien bei den Neuern. Das Spiel der Schaubühne mit seinem Pomp ist etwas Eigenes und gehört zu den Schöpfungen des Geistes; eben so verhält es sich mit dem Damen- und Schachspiele.

Die dritte Art der Spiele sind die Glücksspiele, wo der Mensch Vermögen, Ehre, ja manchmal Freiheit und Leben mit einer an Wahnsinn gränzenden Wuth aufs Spiel setzt; sie sind ein Bedürfniß der Leidenschaften. Die Würfel

bei den Alten, die Karten bei den Neuern, die Knöchelchen bei den nordamerikanischen Wilden gehören zu diesen verderblichen Vergnügungen.

Auch bei den Indianern trifft man alle drei so eben aufgezählte Arten der Spiele an.

Die Spiele der Kinder sind die nämlichen wie jene der unsrigen: der kleine Spielball und der größere Schlagball, das Wettrennen, das Bogenschießen. Ferner haben sie das Federspiel, welches an ein altes Spiel der Ritterzeiten erinnert. Krieger und junge Mädchen tanzen um vier Pfähle, auf welchen Federn von verschiedenen Farben befestigt sind. Von Zeit zu Zeit tanzt ein Tänzer aus dem Reihen heraus und nimmt eine Feder von der Farbe, die seine Geliebte trägt; er steckt die Feder in die Haare und kehrt in den Reihen der Tanzenden zurück. Aus der Richtung der Feder und aus den Tanzfiguren des Liebhabers weiß dann die Indianerin zu erkennen, welchen Ort zur geheimen Zusammenkunft jener ihr andeutet. Manche Tänzer nehmen Federn von einer Farbe, welche keine der Tänzerinnen trägt, um dadurch auszudrücken, daß sie nicht lieben oder nicht geliebt werden. — Verheirathete Weiber können nur als Zuschauerinnen diesem Spiele beiwohnen.

Von den Spielen dritter Art, den Spielen des Müßiggangs oder der Leidenschaften, will ich nur das Knöchelspiel beschreiben. An die-

ſes Spiel ſetzt der Wilde oft Weib, Kind, Freiheit, und wenn er auf ſein Wort ſpielt und verliert, ſo hält er beſtimmt Wort. Seltſam! Menſchen, welche oft ihre heiligſten Eide brechen, welche der Geſetze lachen, welche gewiſſenlos den Nächſten und zuweilen ſelbſt den Freund betrügen, welche ſich aus Ueberliſtung und Doppelzüngigkeit ein Verdienſt machen, ſetzen ihre Ehre darein, die Verbindlichkeiten ihrer Leidenſchaften zu erfüllen, dem Verbrechen Wort zu halten, und die Treue gegen die, oft ſtraffaren, Urheber ihres Ruins, und die Mitſchuldigen ihrer Verderbenheit nicht zu verletzen!

Bei dem Knöchel- oder, wie es auch genannt wird, Plattenſpiele ſind nur zwei eigentliche Spieler, deren jeder aber einen Marqueur hat. Die übrigen Anweſenden nehmen nur durch Wetten für oder gegen an dem Spiele Theil. Man ſpielt auf einem Tiſche oder auch auf dem bloßen Raſen. Die beiden Spieler haben 6 oder 8 Würfel oder Knöchelchen, die wie Aprikoſenkerne ausſehen und ſechs ungleiche Flächen haben; von den zwei größten Flächen iſt die eine weiß, die andere ſchwarz bemalt. Die Knöchelchen werden auf einer etwas ausgehöhlten hölzernen Platte gemiſcht; einer der Spielenden dreht letzteres ſchnell im Kreiſe herum, ſtößt ſie dann auf den Tiſch oder den Raſen und macht dadurch, daß die Knöchelchen hoch em-

vorſpringen. Fallen dieſe nun ſo, daß alle die nämliche Farbe zeigen, ſo gewinnt der Wurf fünf Pointen; ſind fünf Knöchelchen von ſechſen oder achten gleichfarbig, ſo gewinnt der Spielende das erſtemal nur ein Point, wenn ihm aber derſelbe Wurf wieder gelingt, ſo iſt er Sieger und gewinnt die ganze Parthie, welche vierzig zählt.

Der Gewinnende ſetzt das Spiel fort; der Verlierende hingegen tritt ſeinen Platz einem der auf ſeine Seite Wettenden ab, den der Marqueur nach Gutdünken wählt. Die Marqueurs ſind Hauptperſonen bei dieſem Spiele, man wählt ſie mit großer Vorſicht und zieht diejenigen vor, welche man im Beſitze des ſtärkſten und geſchickteſten Manitou glaubt. Die Ernennung derſelben veranlaßt oft heftige Kämpfe. Wenn nämlich eine Parthei einen Marqueur gewählt hat, deſſen Manitou, d. h. deſſen Glück, für beſonders gefährlich gilt, ſo widerſetzt ſich die andre Parthei dieſer Ernennung. Manchmal hat man eine hohe Meinung von der Macht des Manitou eines Menſchen, den man haßt; in dieſem Falle pflegt gleichwohl der Eigennutz über die Feindſeligkeit zu ſiegen, und ein ſolcher Menſch wird, ungeachtet des Haſſes, den man gegen ihn hegt, zum Marqueur ernannt.

Der Marqueur hat ein kleines Brett in der Hand, worauf er die Würfe mit rother Kreide bemerkt. Die Wilden drängen ſich in dichten Haufen um die

Spieler; Aller Augen sind auf die Platte und die Knöchelchen geheftet, Jeder richtet seine Wünsche und Gelübde an die guten Geister. Manchmal sind die Einsätze auf einen einzigen Wurf ungeheuer groß für Indianer; der Eine setzt seine Hütte, Andre wetten ihre Kleider gegen die Kleider der Gegenparthei, wieder Andre, die schon all' ihr Vermögen verspielt haben, setzen ihre Freiheit gegen eine Kleinigkeit: sie erbieten sich, eine gewisse Anzahl Monate oder Jahre demjenigen zu dienen, der den Wurf gegen sie gewinnt.

Die Spieler bereiten sich auf ihr Verderben durch religiöse Gebräuche vor; sie fasten, wachen, baden, die Jünglinge entfernen sich von ihren Geliebten, die Ehemänner von ihren Weibern; die Träume werden sorgfältig beobachtet. Die Betheiligten versehen sich mit einem Säckchen, worein sie alle die Sachen thun, von denen sie träumten, kleine Stückchen Holz, Baumblätter, Fischzähne und hundert andre, für heilbringend gehaltene Manitous. Bangigkeit malt sich während des Spieles auf den Gesichtern, die Versammlung wäre nicht in größerer Spannung, wenn es sich um das Schicksal der Nation handelte. Man drängt sich zu dem Matqueur, man sucht ihn zu berühren, um sich dadurch unter seinen Einfluß zu setzen; eine wahre Raserei beherrscht Alle. Jedem Wurfe geht ein tiefes Schweigen voran, und folgt ein lautes Geschrei.

Beifall der Gewinnenden und Flüche der Verlierenden ergießen sich über die Marqueurs, und Leute, welche sonst ganz anständig und gemäßigt in ihren Worten sind, stoßen dann Schimpfreden von unglaublicher Rohheit und Abscheulichkeit aus.

Wenn der entscheidende Wurf kömmt, muß der Spieler zuweilen inne halten, vor er wirft; die Wettenden beider Parkheien erklären, der Augenblick sey ungünstig, man dürfe die Knöchelchen noch nicht springen lassen. Ein Spieler redet die Knöchelchen an, wirft ihnen ihre Bosheit vor und droht sie zu verbrennen; ein Anderer verlangt, die Sache solle nicht entschieden werden, bevor er etwas Tabak in den Fluß geworfen; Mehrere fordern mit gewaltigem Lärm den Sprung der Knöchelchen, doch ist eine einzige Stimme, die sich widersetzt, hinreichend, Aufschub des Wurfes zu bewirken. Es ruft z. B. im Augenblicke, da man enden will, einer der Theilnehmer: «Halt, halt! mein Hausrath bringt mir Unglück!» Er läuft in seine Hütte, bricht alle seine Werkschaften in Stücken und wirft sie vor die Thüre, kömmt dann zurück und sagt: «Jetzt spielt, spielt!» —

Oft bildet sich einer von den Wettenden ein, dieser oder jener Mensch bringe ihm Unglück; dann muß letzterer, wenn er nicht selbst mitspielt, sich entfernen, oder man muß einen andern Mann auffindig machen, dessen Manitou, nach dem Urtheile

des Wettenden dem Manitou deſſen, welcher Unglück droht, überlegen iſt. Es hat ſich ereignet, daß franzöſiſche Befehlshaber in Canada, welche Zeugen dieſer beklagenswürdigen Scenen waren, ſich genöthigt ſahen, dem Eigenſinne ſolcher indianiſchen Spieler nachzugeben und ſich zu entfernen. Man kann dieſen Eigenſinn nicht als unbedeutend behandeln, denn das ganze Volk würde ſich des Spielers annehmen, die Religion würde für verletzt gehalten, und es könnte bis zum Blutvergießen kommen.

Endlich wenn der entſcheidende Wurf geſchieht, haben nur wenige Indianer den Muth, dieſes mit anzuſehen; die meiſten werfen ſich zur Erde, ſchließen die Augen, verſtopfen ſich die Ohren, und erwarten die Entſcheidung des Glückes, wie man ein Urtheil über Leben oder Tod erwarten würde.

Eintheilung des Jahres. Natürlicher Kalender.

Eintheilung des Jahrs.

Die Wilden theilen das Jahr in zwölf Monde, eine Eintheilung, welche allen Völkern sich darbot, indem der Mond mit seiner zwölfmaligen Zu- und Abnahme das Jahr sichtbar in zwölf Abschnitte theilt, während das wahre Jahr, nämlich das Sonnenjahr, durch keine Veränderungen an der Sonnenscheibe angezeigt wird.

Die zwölf Monde haben ihre Namen von den Arbeiten der Wilden, von wohlthätigen oder nachtheiligen Einflüssen auf ihre Gesundheit, von besondern Gaben oder sonstigen Erscheinungen der Natur; demnach ändern sich diese Namen nach der Heimath und den Gebräuchen der verschiedenen Völkerschaften. Charlevoix führt zahlreiche Beispiele an. Ein neuerer Reisender *) giebt die Monate der Sious und die Monate der Cypawais folgendermaßen an.

*) Beltrami.

Monate der Sious.	Siousprache.
März, Augenweh-Mond.	Wisthociasia-oni.
April, Wildpret-Mond.	Mograhoandi-oni.
Mai, Nester-Mond.	Mograhochanda-oni.
Junius, Erdbeer-Mond.	Wojusticiascià-oni.
Julius, Kirschen-Mond.	Champascià-oni.
August, Büffel-Mond.	Tantankakioeu-oni.
September, Windhafer-Mond.	Wasipi-oni.
October, Windhafers-Ende-Mond.	Sciwostapi-oni.
November, Reh-Mond.	Takiouka-oni.
December, Geweih-Abwurfs-Mond.	Ah esciakiuska-oni.
Januar, Stärke-Monde.	Ouwikari-oni.
Februar, Wilde-Katzen-Mond.	Owiciata-oni.

Monate der Cypawais.	Algonquinsprache.
Junius, Mond der Erdbeeren.	Hode ï min-quisis.
Julius, Mond der verdorrenden Früchte.	Mikin-quisis.
August, Mond der gelben Blätter.	Wathebaqui-quisis.
September, Mond der fallenden Blätter.	Inaqui-quisis.
October, Mond des durchziehenden Wildes.	Bina-hamo-quisis.
November, Mond des Schnees.	Kaskadino-quisis.
December, Mond des kleinen Geistes.	Manito-quisis.

Monate der Cypawais.	Algonquinsprache.
Januar, Mond des großen Geistes.	Kitsi manito-quisis.
Februar, Mond der ankommenden Adler.	Wamamebinni-quisis.
März, Mond des verhärteten Schnees.	Ouabanni-quisis.
April, Mond der Schneeschuhe.	Polaodaquimi-quisis.
Mai, Mond der Blüthen.	Wabigon-quisis.

Die Jahre werden nach der Anzahl der Schnee- oder Blüthezeiten gerechnet; der Greis und das junge Mädchen finden so die Sinnbilder ihres Alters in der Benennung ihrer Jahre.

Natürlicher Kalender

Die Indianer kennen keine einzelnen Sterne außer den Polarstern; sie nennen ihn den unbeweglichen Stern, er dient ihnen des Nachts als Führer. Die Osagen haben einige Constellationen beobachtet und benannt. Bei Tage bedürfen die Wilden keinen Kompaß; in den Savannen zeigt ihnen die südwärts geneigte Spitze der Kräuter, in den Wäldern das Moos, welches an der Nordseite der Baumstämme wächst, die Weltgegenden. Sie wissen auch auf Stücke von Baumrinde eine Art Landkarten zu zeichnen, worauf die Entfernungen nach Tagereisen angemerkt sind.

Die Grenzmarken ihrer Gebiete sind Flüsse, Berge, ein Felsen, bei dem ein Vertrag geschlossen worden, ein Grabhügel am Saume eines

Waldes, eine Grotte des großen Geistes in einem Thale.

Vögel, Säugethiere, Fische dienen den Wilden als Barometer, Thermometer und Kalender. Auch sagen sie, der Biber habe sie bauen und ihre Verwaltung einrichten gelehrt, der Carcajou mit Hunden jagen, indem er mit den Füchsen jage, der Wasserspitzer mit Köder fischen.

Die unzählbaren Züge der Tauben und die Schnepfe mit elfenbeinernem Schnabel *) sind dem Indianer Vorboten des Herbstes; die Papageie und Spechte künden mit zitterndem Geschrei kommendes Regenwetter an. Wenn im Monat April der Maukawis, eine Art Wachtel **), sein Geschrei vom Morgen bis Abend hören läßt, hält sich der Siminole für sicher, daß die Kälte vorüber sey; wenn aber dieser Vogel auf dem Dach einer Hütte übernachtet, so bereitet sich der Eigenthümer derselben zum Sterben. Wenn der weiße Vogel hoch in der Luft umherfliegt, so verkündet er Sturm; fliegt er des Abends von einem Reisenden her und schwankt dabei bald nach der einen bald nach der andern Seite, so prophezeiht er Gefahr.

Bei großen, das Vaterland betreffenden Ereignissen zeigt sich, nach der Versicherung der Zauberer, Kit-schi-manitou in den Wolken, getragen von seinem Lieblingsvogel Wakon, einer Art Pa-

*) Ein noch nicht genügend bekannter Vogel in Kentucky. A. d. U.

**) Pardix Gojoleos *Lath.* A. d. U.

radiesvogel mit braunen Flügeln und vier langen grün und rothen Federn im Schwanze.

Erndten, Spiele, Jagden, Tänze, Versammlungen der Sachems, Hochzeits-, Geburts- und Todtenfeste — alles wird in Gemäßheit bestimmter Naturbeobachtungen angeordnet. Offenbar müssen diese Gewohnheiten der Sprache dieser Völker großen Reiz und etwas Dichterisches verleihen. Auch bei unsern Landleuten ist manches Aehnliche zu finden.

Arzneikunde.

Es giebt bei den Wilden eine Art besonderer Einweihung zur ärztlichen Wissenschaft, oder wie sie es nennen, zur großen Arzneikunde; man wird wie zur Freimaurerei aufgenommen und findet dabei eigenthümliche Geheimnisse, Dogmen und Gebräuche.

Würden die Indianer ihre abergläubischen Gewohnheiten und die Gaukeleien ihrer Priester bei der Behandlung der Krankheiten beseitigen, so müßte man zugestehen, daß sie wirklich das Wesentliche der Heilkunst inne haben, ja man könnte sogar sagen, daß diese Kunst bei ihnen fast eben so weit vorgeschritten ist, als bei den gebildeten Völkern.

Sie kennen eine Menge Mittel zur Heilung der Wunden. Sie machen Gebrauch von dem Garent-oguen, das sie wegen seiner Form auch

Ahasoutchouna nennen, und welches das Ginseng der Chineſen *) iſt. Sie ſtillen die Wechſelfieber mittelſt der innern Rinde des Saſſafrasbaumes. Sie heilen Blähungen des Unterleibes mit der Wurzel einer epheublättrigen Lychnis **). Sie wenden die canadiſche Bellis ***), welche ſechs Fuß hoch wird und dicke geriefte Blätter hat, gegen Gangrän (Brand) an; dieſe Pflanze, entweder gepulvert oder friſch zerquetſcht angewendet, reinigt die Geſchwüre vollkommen. Gleiche Heilkraft hat auch das dreiblättrige Hedysarum mit rothen Blumenähren †).

Die Indianer ſind der Anſicht, daß die Form der Pflanzen Aehnlichkeit mit den verſchiedenen Theilen des menſchlichen Körpers habe, zu deren Heilung ſolche Pflanzen beſtimmt ſeyen, oder mit den giftigen Thieren, für deren Biß ſie ein Gegengift enthalten. Dieſe Beobachtungen verdienten weiter verfolgt zu werden; einfache Völker, welche weniger als wir die Winke der Vorſehung mißachten, ſind auch der Täuſchung weniger ausgeſetzt ††).

---

*) Panax quinquefolia *L.*, die Kraftwurzel. A. d. U.

**) ? . . . vielleicht Silene virginica *Rafin.* A. d. U.

***) ? . . . etwa Chrysanthemum serotinum *L.*? A. d. U.

†) Wahrſcheinlich Hedysarum canadense *L.* oder eine verwandte Art; indeß iſt mir ſolche ärztliche Benutzung davon nicht bekannt, wohl aber von Sophora tinctoria *L.*, die jedoch gelbe Blumen trägt. A. d. U.

††) Die ſ. g. Medicamina ex signatura ſpielten ehevor auch bei uns eine große Rolle, verloren

Eines der Hauptmittel der Wilden in vielen Krankheiten sind die Dampfbäder. Hiefür wird eine eigene Hütte gebaut, welche die Schwitzhütte heißt. Sie besteht aus Baumästen, welche im Kreise herum in den Boden gesetzt und oben kegelförmig verbunden, dann von außen mit Thierhäuten bedeckt werden. Nur eine sehr kleine Oeffnung, durch die man auf allen Vieren hineinkriechen muß, dient als Eingang. Mitten in der Hütte ist ein Becken voll Wasser, welches man durch Hineinwerfen glühend gemachter Kieselsteine zum Sieden bringt; es entwickelt sich ein heißer Dampf und binnen wenigen Minuten ist der Kranke mit Schweiß bedeckt.

Die Chirurgie der Indianer ist bei weitem nicht so gut ausgebildet wie die innere Heilkunst. Gleichwohl haben sie unsre Instrumente durch sehr scharfsinnige Erfindungen zu ersetzen gewußt. Sie verstehen recht gut den Verband bei einfachen Beinbrüchen anzulegen; anstatt Lanzetten haben sie spitze Knochen, womit sie zur Ader lassen und bei Rheumatismen schröpfen; mittelst eines Hornes zapfen sie die vorgeschriebene Menge Blut ab. Kürbiße voll brennbarer Stoffe, welche angezündet werden, dienen ihnen wie Schröpfköpfe. Statt der Brenneisen nehmen sie Rehsehnen, als Spritzen die Blasen verschiedener Thiere.

Die Grundsätze des Räucherungsapparates, welcher zur Wiederbelebung Ertrunkener eine Zeit lang in Europa angewendet wurde, sind auch den Indias-

---

aber größtentheils bei vorurtheilsfreier Prüfung ihr Ansehen. A. d. U.

nern bekannt. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke eines weiten Darmes, der an dem einen Ende geschlossen, an dem andern mit einer kleinen hölzernen Röhre verbunden ist; der Darm wird mit Rauch angefüllt und dieser dann in die Gedärme des Ertrunkenen geleitet.

In jeder Familie bewahrt man einen s. g. Arzneisack, d. h. einen Sack voll Manitous und verschiedener Arzneimittel von großer Wirksamkeit. Diesen Sack nimmt man mit in den Krieg, er ist auf dem Schlachtfelde ein Palladium, so wie in den Hütten ein Schutzgott.

Die Weiber begeben sich, um ihre Niederkunft zu halten, in die Reinigungshütte, und empfangen die Hilfsleistungen von Matronen, welche für gewöhnliche Fälle hinreichende Kenntniß haben, für schwierige Geburten aber freilich der erforderlichen Werkzeuge entbehren. Wenn das Kind sich übel zur Geburt stellt, so ersticken sie die Mutter, die dann, mit dem Tode ringend, durch ihre letzten krampfhaften Anstrengungen sich der Leibesfrucht entledigt. Ehe man aber zu diesem Mittel schreitet, unterrichtet man jedesmals die Kreisende davon, und nie steht sie an, sich aufzuopfern. Zuweilen ist die Erstickung nicht vollkommen, und man erhält nicht nur das Kind, sondern auch dessen heldenmüthige Mutter. — In solchen verzweifelten Fällen verursacht man auch wohl der Frau einen plötzlichen großen Schrecken, indem eine Schaar junger Leute still an die Hütte heranschleichen und auf einmal das Kriegsgeschrei erheben. Allein bei muthigen Frauen mißlingt dieß Mittel, und deren giebt es viele.

Erkrankt ein Wilder, so begeben sich alle Verwandten in seine Hütte. Vor einem Freunde des Kranken wird aber nie das Wort Tod ausgesprochen; die herbste Beleidigung, welche man Jemanden zufügen kann, ist, ihm zu sagen: «Dein Vater ist gestorben.»

Wir haben nun die Heilkunst der Wilden von ihrer ernsten Seite betrachtet, sie hat aber auch eine lächerliche, welche einem indianischen Moliere reichlichen Stoff geben könnte, wenn nicht das, was an die moralischen und physischen Schwächen unserer Natur erinnert, immer etwas Trauriges enthielte.

Wird ein tödtlich Kranker von Ohnmachten befallen, so erheben die Verwandten, welche je nach den Abstufen der Verwandtschaft um die Matte des Sterbenden herumsitzen, ein Geheul, welches man eine halbe Meile weit hören kann. Kömmt der Kranke wieder zu sich, so wird mit dem Geheule inne gehalten, bis ein neuer Anfall eintritt. Mittlerweile erscheint der Zauberer; der Kranke frägt, ob er wieder aufkommen werde, worauf jener nicht ermangelt zu versichern, er allein vermöge ihm Heilung zu bringen. Dann redet der Kranke, der sich dem Tode ganz nahe glaubt, die Verwandten an, tröstet sie und fordert sie auf, ihre Traurigkeit zu verscheuchen und gut zu essen.

Man bedeckt den Kranken mit Kräutern, Wurzeln und Stücken von Baumrinde; man bläst durch eine Pfeifenröhre auf die Theile seines Körpers, wo das Uebel seinen vermuthlichen Sitz hat; der Zauberer spricht ihm in den Mund, um, falls es noch Zeit ist, den höllischen Geist zu beschwören. Der

Kranke selbst ordnet das Leichenmahl an, bei dem alle in der Hütte befindlichen Lebensmittel müssen aufgezehrt werden. Nun erwürgt man die Hunde, damit sie dem großen Geiste die Ankunft ihres Herrn ankündigen. — Ungeachtet dieser Possen liegt doch etwas Großes in der Einfachheit, mit welcher der Wilde den letzten Akt seines Lebens schließt.

Durch die Erklärung, der Kranke sey in äußerster Lebensgefahr, sichert der Zauberer den Credit seiner Wissenschaft für den Fall, daß jener stirbt, und erregt Staunen über seine Kunst, wenn der Kranke geneset. Bemerkt er, daß die Gefahr vorüber ist, so sagt er dieß nicht, erneuert aber seine Beschwörungen. Er spricht zuerst unverständliche Worte, dann ruft er aus: «Ich werde die Zauberei entdecken und Kitschi-Manitou zwingen, vor mir zu fliehen.» Er eilt hinaus, die Verwandten folgen ihm bis zur Schwitzhütte, in die er kriecht, um die göttliche Eingebung zu vernehmen. Jene bleiben außerhalb stehen und hören mit stummem Entsetzen den Priester unter Begleitung eines Chichikoue heulen, singen, schreien. Bald kömmt er wieder hervor, ganz nackt, mit schäumendem Munde und verdrehten Augen, stürzt sich, von Schweiß triefend, in ein eiskaltes Wasser, wälzt sich auf der Erde, stellt sich todt, erwacht wieder, und läuft in seine Hütte, den Verwandten befehlend, sie sollen ihn in der Hütte des Kranken erwarten.

Bald sieht man ihn wieder kommen, eine halb glühende Kohle im Munde und eine Schlange in der Hand. Nach neuen Verzerrungen läßt er

die Kohle neben dem Kranken fallen und ruft: «Erwache! ich verheiße dir das Leben; der große Geist hat mich den Zauber kennen gelehrt, der dich tödten sollte.» Wie rasend wirft er sich nun auf den Arm des armen Betrogenen, zerfleischt ihn mit den Zähnen und indem er einen kleinen Knochen aus dem Munde, wo er ihn bisher verborgen hielt, hervorzieht, schreit er: «Siehe das Zaubermittel, das ich dir aus dem Fleische riß!» — Hierauf begehrt der Priester ein Reh und Lachsforellen, um eine Mahlzeit zu halten, ohne die der Kranke nicht genesen könne; daher müssen die Verwandten ungesäumt auf die Jagd und zum Fischfang gehen.

Der Heilkünstler verzehrt sein Mahl. Doch dieß genügt noch nicht. Der Kranke ist von einem Rückfalle bedroht, wenn man nicht innerhalb einer Stunde den Mantel eines Oberhauptes herbeischafft, welches zwei oder drei Tagereisen entfernt wohnt. Der Zauberer weiß letzteres, und da von ihm, so wie die Gesetze, auch Dispensen ausgehen, so hebt er, wenn die Verwandten vier oder fünf profane Mäntel hergeben, die Verpflichtung auf, den geheiligten und vom Himmel geforderten Mantel zu liefern.

Die Phantasieen des Kranken, der nun natürlich bei Leben bleibt, vermehren noch die Wunderlichkeit dieser Cur. Der Kranke verläßt sein Lager und schleppt sich auf allen Vieren hinter die Geräthschaften der Hütte. Umsonst redet man ihn an; er setzt seinen Weg fort und stößt ein seltsames Geschrei aus. Man ergreift ihn, bringt ihn aufs Bette zurück; man hält ihn neuerdings

für ein Opfer seiner Krankheit. Er bleibt einen Augenblick ruhig, dann erhebt er sich unversehens wieder und will sich in einen Teich stürzen; mit Mühe hält man ihn fest. Man bietet ihm einen Trank: «Gieb ihn diesem Elennthier» spricht er, auf einen seiner Verwandten deutend. Der Arzt sucht nun den Grund dieses neuen Delirtums zu erforschen. «Ich bin eingeschlafen,» spricht der Kranke unter schweren Seufzern, «und habe geträumt, daß ich einen Büffel im Leibe habe.» Die Familie scheint hierüber bestürzt, aber schnell rufen Alle, sie seien auch von Thieren besessen: der Eine ahmt das Geschrei eines Rennthiers nach, der Andere das Bellen eines Hundes; ein Dritter das Geheul eines Wolfes; der Kranke seinerseits brüllt wie ein Büffel: es entsteht eine entsetzliche Musik!

Nun muß der Patient einen Aufguß von Salbei und Fichtenzweigen trinken, um auszudünsten; seine Einbildungen sind durch die Gefälligkeit seiner Freunde geheilt und er erklärt, der Büffel habe seinen Leib verlassen. — Diese, schon von Charlevoix erwähnten Thorheiten erneuern sich bei den Indianern täglich.

Wie kömmt es, daß derselbe Mensch, welcher sich, als er dem Tode nah war, so hoch erhob, dann so tief sinkt, wenn er des Lebens sicher ist? Wie kömmt es, daß erfahrungsreiche Greise, verständige junge Männer, kluge Weiber sich den Caprícen eines verrückten Geistes hingeben? Dieß gehört zu dem geheimnißvollen Wesen des Menschen, zu den zwiefachen Beweisen seiner Größe und seiner Armseligkeit.

Indianiſche Sprachen.

Vier Hauptſprachen ſcheinen in Nordamerika herrſchend zu ſeyn: die algonkin'ſche und huroniſche im Norden und Oſten, die Siouſprache im Weſten und die chikaſſiſche im Süden. Aber die Mundarten ändern ſich ſo zu ſagen von Stamm zu Stamm. Die Sprache der heutigen Creeks iſt eine Miſchung von chikaſſiſch und algonkiniſch. Die alte Natchezſprache war blos eine weichere Mundart der chikaſſiſchen.

Die Natchezſprache, ſo wie die huroniſche und algonkiniſche, kannte nur zwei Geſchlechter, das männliche und das weibliche, kein unbeſtimmtes. Dieß iſt natürlich bei Völkern, welche Allem Leben leihen, welche in jedem Geräuſche Stimmen hören, welche den Pflanzen Liebe und Haß, den Fluthen Begierden, den Thieren unſterblichen Geiſt, und ſelbſt den Felſen Beſeelung zuſchreiben.

Die Nennwörter hatten in der Natchezſprache keine Declination; es wurde blos in der Mehrzahl der Buchſtabe k angehängt oder die Sylbe ki, wenn das Wort mit einem Mitlauter endete. Die Umänderungen der Zeitwörter beſtanden in Charakterbuchſtaben, Endungen und Augmenten. So ſagte man T-ija, ich gehe, ni-Tija-ban, ich gieng, ni-ga-Tija, ich werde gehen, ni-ki-Tija, ich bin gegangen.

Dieſe Sprache hatte ſo viele Zeitwörter, als es Hauptwörter gab, die der nämlichen Handlung ausgeſetzt werden konnten. So war ein anderes Zeitwort vorhanden für Mais eſſen, als für

Braten eſſen; für gehen im Walde ein anderes als für gehen auf einem Hügel; den Freund lieben hieß napitilima, was ſo viel heißt als ich ſchätze; die Geliebte lieben ward durch das Zeitwort nisakia ausgedrückt, welches man überſetzen kann: ich bin glücklich.

In den Sprachen derjenigen Völker, welche ſich von dem Naturzuſtande noch wenig entfernt haben, ſind die Zeitwörter entweder in ſehr großer oder in ſehr geringer Anzahl anzutreffen, im letztern Falle aber mit einer Menge Buchſtaben, die die Bedeutung abändern, beladen; Vater, Mutter, Sohn, Weib, Mann haben unterſchiedene Bezeichnungsweiſen für ihre verſchiedenen Empfindungen geſucht, ſie haben das urſprüngliche Wort, welches Gott dem Menſchen mit dem Daſeyn gab, nach der Verſchiedenheit menſchlicher Leidenſchaften umgeändert. Das Wort war urſprünglich eines und umfaßte Alles; der Menſch hat davon die Sprachen mit ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichthume abgeleitet, aber in allen findet man noch Wurzeln, die von dem gemeinſamen Urſprunge übrig und Beweiſe deſſelben ſind.

Die chikaſſiſche Sprache, von welcher jene der Natchez abſtammte, entbehrt des Buchſtabens r, auſſer in Wörtern, die aus dem Algonkinſchen abgeleitet ſind, wie arrego, ich bekriege, wo es denn mit einer Art Zerreiſſung des Lautes (déchirement) ausgeſprochen wird. Das Chikaſſiſche hat für die Sprache der Leidenſchaften, wie des Haſſes, des Zornes, der Eiferſucht häufige Aſpirationen; dagegen ſind für zarte Em-

pfindungen, für Beschreibungen der Natur die Ausdrücke voll Anmuth und Größe.

Die Sious, welche zufolge ihrer Sagen aus Mexiko an den obern Missisipi gekommen, haben die Herrschaft ihrer Sprache von diesem Strome aus bis an die Rocky-Mountains im Westen und bis an den rothen Fluß im Norden ausgebreitet; in letzterer Gegend wohnen die Cypawais, welche einen Dialekt der algonkinschen Sprache reden und Feinde der Sious sind. — Die Stonsprache ist mit einem sehr unangenehmen Pfeifen verbunden; aus ihr sind fast alle Namen von Flüssen und Gegenden im westlichen Canada hergenommen, z. B. der Missisipi, der Missouri u. s. w. Man weiß noch nichts oder beinahe nichts von der Grammatik dieser Sprache.

Die algonkinsche und die huronische sind die Muttersprachen aller Völker desjenigen Theils von Nordamerika, der zwischen den Quellen des Missisipi, der Hudsonsbai und dem atlantischen Meere bis an die Küsten von Carolina liegt. Ein Reisender, der diese beiden Sprachen inne hätte, könnte einen Landstrich von mehr als achtzehnhundert Meilen ohne Dollmetscher durchwandern und sich mehr als hundert Völkerschaften verständlich machen. Die algonkinsche Sprache erstreckte sich von der St. Lorenzbai in einem nach Norden, dann nach Südwesten laufenden Bogen auf eine Strecke von 1200 Meilen. Die Eingebornen von Virginien redeten sie, südlicher hingegen, in Carolina, herrschte die chikassische Sprache; nordwärts endete das algonkinsche Idiom bei den Cypawais; noch nördlicher erschien die Sprache der

Eskimos; im Westen erstreckte sich die algonkinsche Sprache bis an das linke Ufer des Missisipi, am rechten Ufer herrschte die Siousprache.

Das Algonkinsche hat weniger Kraft als das Huronische; aber es ist sanfter, zierlicher und klarer. Man bedient sich desselben gewöhnlich bei Unterhandlungen, denn es gilt für die gebildetste oder klassische Sprache der Wildniß.

Die huronische Sprache wurde von dem Volke, wornach sie benannt ist, geredet, und von den Irokesen, welche ein Zweig jenes Volkstammes sind. Diese Sprache ist ziemlich vollkommen, sie hat Zeitwörter, Nennwörter, Fürwörter und Nebenwörter. Die einfachen Zeitwörter haben eine doppelte Conjugation, eine absolute und eine zurückführende; die dritte Person hat doppeltes Geschlecht, und die Zahl- und Zeitbeugungen folgen dem Mechanismus der griechischen Sprache. Die activen Zeitwörter lassen, wie in der Chikasasprache, eine unendliche Vervielfältigung zu.

Das Huronische ist ohne Lippenbuchstaben, und wird gurgelnd gesprochen; beinahe alle Silben werden aspirirt. Für ou haben sie einen sonderbaren Laut, welchen man ohne Bewegung der Lippen hervorbringt. Die Missionäre wußten ihn durch keinen Buchstaben zu bezeichnen und setzten deßhalb dafür die Ziffer 8.

Das eigenthümliche dieser edeln Sprache besteht zumal in Personifikation der Handlungen, d. h. in Umsetzung der leidenden Form in die wirkende. Der Pater Rasle führt folgendes Beispiel an. «Wenn man einen Europäer früge, warum ihn Gott erschaffen habe, so würde er ant-

worten: «Um ihn zu erkennen und zu lieben, ihm zu dienen und hiedurch die ewige Glorie zu verdienen.» Ein Wilder hingegen würde in der Huronsprache sagen: «Der große Geist hat von uns gedacht: sie sollen mich erkennen, mich lieben, mir dienen, und dann will ich sie zu meiner Herrlichkeit einführen.»

Die huronische oder irokesische Sprache hat fünf Hauptmundarten. Sie besitzt nur vier Selbstlauter, a, e, i, o und den Doppellaut 8 welcher etwas von einem Mitlauter und von dem englischen w hat; sie besitzt ferners sieben Mitlauter, h, k, n, r, s, t.*) Fast alle Nennwörter (noms) dieser Sprache sind Zeitwörter; letztere haben keinen Infinitiv, die Wurzel des Zeitwortes ist die erste Person der gegenwärtigen Zeit des Indicativs. Aus den drei Hauptzeitformen, der gegenwärtigen, der bestimmt vergangenen und der einfach künftigen, bilden sich alle übrigen.

Es gibt fast keine abstracten Hauptnennwörter; die wenigen, welche sich finden, sind offenbar erst später aus concreten Zeitwörtern, indem man eine ihrer Personen etwas umänderte, gebildet worden.

Das Huronische hat eine Zweizahl (Dualis) wie das Griechische, und in der Zwei- und Vielzahl je zwei erste Personen. Es gibt kein Hilfszeitwort, keine Participien, keine passiven Zeit-

*) Daß hier nur sechse stehen, ist ein Fehler des Originals, den wir nicht zu verbessern wissen. D. U.

wörter, denn statt der letztern wendet man das Activ an, z. B. statt: Ich werde geliebt, — man liebt mich. Es gibt ferners keine Fürwörter, um bei den Zeitwörtern die Personenverhältnisse auszudrücken; diese bezeichnet man blos durch die Anfangsbuchstaben des Zeitwortes, welche auf so vielerlei Art abgeändert werden, als es die Menge möglicher Verhältnisse zwischen den verschiedenen Personen der drei Zahlen erfordert. Auch machen diese Verhältnisse den Schlüssel der Sprache aus; wenn man jene versteht (und sie haben bestimmte Regeln), so hat letztere keine Schwierigkeiten mehr.

Ein besondere Eigenheit ist die, daß die Imperative der Zeitwörter eine erste Person haben.

Alle Wörter der huronischen Sprache können in Zusammensetzungen verbunden werden. Wenige Fälle, z. B. eigne Namen, abgerechnet, drückt jedes Zeitwort zugleich auch seinen Gegenstand aus und macht damit nur ein Wort, aber dann nimmt das Zeitwort die Conjugation des Hauptwortes an; jedes Hauptwort gehört nämlich auch zu einer Conjugation, und deren sind fünf.

Diese Sprache besitzt eine Menge Ausfüllungswörtchen, welche einzeln nichts bedeuten, aber im Zusammenhang zur Stärke und Deutlichkeit der Rede viel beitragen. Manche dieser Wörtchen sind blos für das männliche oder für das weibliche Geschlecht anwendbar.

Man unterscheidet nur zwei Geschlechter: das edle für die Männer, und das nicht-edle für die Weiber und für männliche sowohl als weibliche Thiere. Um von einem feigen Manne zu sagen,

er sei ein Weib, wird das Wort Weib in die männliche Beugung gesetzt, und um von einem Weibe zu sagen, sie besitze die Kraft eines Mannes, gibt man dem Worte Mann die weibliche Form. Das edle und nicht-edle Geschlecht, und die einfache, zweifache und vielfache Zahl werden bei den Nennwörtern auf die nämliche Art bezeichnet, wie bei den Zeitwörtern, und letztere haben in jeder Zeit und in jeder Zahl zwei dritte Personen, eine edle und eine nicht-edle. Jede Conjugation hat eine bestimmte, eine zurückführende, eine wechselseitige und eine beziehende Form. Wir wollen ein Beispiel geben:

Bestimmte Conjugation.

Einfache Zahl der gegenwärtigen Zeit im Indicativ.

Iksens — Ich hasse, ꝛc.

Zweifache Zahl.

Tenisens — Du und ich hassen, ꝛc.

Mehrfache Zahl.

Tesasens — Ihr und wir hassen, ꝛc.

Zurückführende Conjugation.

Einfache Zahl.

Katatsens — Ich hasse mich, ꝛc.

Zweifache Zahl.

Tiatatsens — Du und ich hassen uns, ꝛc.

Mehrfache Zahl.

Tesatatsens — Ihr und wir hassen uns ꝛc.

Für die wechselseitige Conjugation setzt man der zurückführenden die Sylbe te vor und ver-

wandelt in der dritten Person der Ein- und Mehrzahl r in h. So entsteht also z. B.

Tekatats8ens — Ich hasse mich wechselseitig mit Einem.

Beziehende Conjugation.

Einfache Zahl.

Beziehung der ersten Person zu andern.

Kons8ens — Ich hasse dich, ꝛc.

Beziehung der zweiten Person zu andern.

Taks8ens — Du hassest mich, ꝛc.

Beziehung der dritten Person männlichen Geschlechts zu andern.

Raks8ens — Er haßt mich, ꝛc.

Beziehung der dritten Person weiblichen Geschlechts zu andern.

Saks8ens — Sie haßt mich, ꝛc.

Beziehung der unbestimmten dritten Person zu andern.

Jons8ens — Man haßt mich, ꝛc.

Zweifache Zahl.

Die Beziehung der zweifachen Zahl zur Zwei- oder Mehrzahl wird durch die Mehrzahl ausgedrückt. Es bleibt also nur die Beziehung der zweifachen Zahl zur einfachen übrig.

Konis8ens — Wir beide hassen dich, ꝛc.

Vielfache Zahl.

Beziehung der ersten Person zu andern.

K8as8ens — Wir hassen dich, ꝛc.

Beziehung der zweiten Person zu andern.

Tak8as8ens — Ihr hasset mich, ꝛc.

Beziehung der dritten Person männlichen Geschlechts zu andern.

Ronk8ens — Sie (illi) hassen mich, ꝛc.

Beziehung der dritten Person weiblichen Geschlechts zu andern.

Jonkaßens — Sie (illae) hassen mich, ꝛc.

Conjugation eines Nennwortes.

Einfache Zahl.

Hieronke — Mein Leib.
Tsieronke — Dein Leib.
Raieronke — Sein Leib.
Kaieronke — Ihr Leib.
Jeronke — Jemands Leib.

Zweifache Zahl.

Tenieronke — Unsere Leiber, der meinige und der deinige.
Jakeniieronke — Unsere Leiber, der meinige und der seinige.
Seniieronke — Euere Leiber, der deinige und der seinige.
Niieronke — Ihre Leiber, nämlich die von zwei Männern,
Kaniieronke — Ihre Leiber, nämlich die von zwei Weibern.

Vielfache Zahl.

Teßaieronke — Unsere und euere Leiber.
Jakßaieronke — Unsere und ihre Leiber.

Und so bei allen Nennwörtern. Vergleicht man die Conjugation dieses Hauptwortes mit der bestimmten Conjugation des Zeitwortes ikßens, ich hasse, so sieht man, daß völlig die nämlichen Umänderungen in den drei Zahlen vorkommen: k für die erste Person, s für die zweite, r für die edle dritte, ka für die nicht-edle dritte, ni für die Zweizahl; dann in der Mehrzahl wird te8a für k, se8a für s, rati für ra, konti für ka gesetzt.

Die Verhältnisse der Verwandtschaft werden

stets so ausgedrückt, daß man vom ältern zum jüngern übergeht; z. B.

Mein Vater, rakenika, Derjenige, der mich zum Sohn hat (Beziehung der dritten Person zur ersten.)

Mein Sohn, rienha, Derjenige, den ich zum Sohne habe (Beziehung der ersten Person zur dritten.)

Mein Oheim, rakenhaa, rak... (Beziehung der dritten Person zur ersten.)

Mein Neffe, rion8atenha, ti... (Beziehung der ersten Person zur dritten, wie im vorigen Zeitworte.)

Das Zeitwort wollen kömmt im Irokesischen gar nicht vor, man bedient sich dafür des Wortes ikire, denken; z. B.

Ich will dahin gehen.
Ikere etho iake.
Ich denke dahin zu gehen.

Die Zeitwörter, welche etwas bezeichnen, was im Augenblicke, wo man davon redet, nicht mehr existirt, werden nicht in der vergangenen, sondern nur in der halbvergangenen Zeit gebraucht, wie ronuhek8e, er lebte, er lebt nicht mehr. Demgemäß werde ich sodann, wenn ich Jemanden geliebt habe und noch liebe, in der vergangenen Zeit sprechen: kenon8ehon, ich habe ihn geliebt, wenn ich ihn aber nicht mehr liebe, in der halbvergangenen: kenon8esk8e, ich liebte ihn, liebe ihn aber nicht mehr.

Die Zeitwörter, welche etwas bezeichnen, was man nicht willkührlich thut, haben keine erste Person, sondern nur eine dritte auf andere sich beziehende, z. B. ich nieße, heißt te8akitsionk8a, es macht mich nießen; Beziehung der dritten Per-

son zur ersten. Ich gähne, heißt teßakskaraßata, d. i. es macht mir den Mund auf; gleichfalls Beziehung der nicht-edeln dritten Person zur ersten 8ak. Die zweite Person: du gähnest, du niesest würde durch Beziehung derselben dritten Person zur zweiten ausgedrückt, nämlich: tesatsionkßa, tesaskaraßatu; u. s. w.

Auch die Endungen der Zeitwörter verändern sich gemäß der Begriffsverschiedenheiten mannigfaltig und nach bestimmten Regeln; z. B. Kninons, ich kaufe; kehninonse ich kaufe für Jemanden; kehninon, ich kaufe von Jemanden. — Katennietha, ich schicke; kehnieta, ich schicke durch Jemanden; keiatennietennis, ich schicke an Jemanden.

Schon allein aus der Betrachtung dieser Sprachen ergiebt sich, daß manche von den Völkerschaften, welche wir Wilde nennen, in jener Richtung der Civilisation, die die Entwicklung der Begriffe zum Gegenstande hat, weit vorgeschritten waren. Die Einzelnheiten ihrer öffentlichen Verwaltung werden diese Wahrheit noch mehr bestättigen. *)

*) Ich habe die hier mitgetheilten merkwürdigen Angaben über die huronische Sprache größtentheils aus einer kleinen irokesischen Sprachlehre geschöpft, deren Handschrift H. Marcoux, Missionaire zu Saut St. Louis, District Montreal in Niedercanada, mir zuzusenden die Güte hatte. Uebrigens haben die Jesuiten bedeutende Arbeiten über die Sprachen der canadischen Wilden hinterlassen. P. Chaumont, welcher 50 Jahre lang unter den Huronen wohnte, schrieb eine Grammatik ihrer Sprache, und dem P. Raßle, der zehn Jahre in einem Dorfe der Abenakis

Jagd.

Wenn die Aeltesten eine Bären- oder Biberjagd beschlossen haben, so geht ein Krieger in den Dörfern von Hütte zu Hütte und verkündet: «Die Oberhäupter ziehen aus, wer ihnen folgen will, male sich schwarz und faste, um vom großen Geiste durch Träume zu erfahren, wo die Bären und die Biber dieses Jahr sich aufhalten.» Auf diese Ankündigung beschmieren sich sämmtliche Krieger mit einer schwarzen Farbe, die aus Ruß und Bärenfett besteht; ein achttägiges Fasten beginnt und ist so streng, daß man nicht einmal einen Tropfen Wasser genießen darf (?), während man unausgesetzt singen muß, um glückliche Träume zu bekommen. Nach dieser Fasten baden sich die Krieger und es wird ein Festmahl gehalten, wobei ein Jeder seine Träume erzählt; bezeichnet dann die Mehrzahl der Träume einen und denselben Ort für die Jagd, so beschließt man, dorthin zu gehen.

Man bringt den Seelen der bei frühern Jagden erlegten Bären ein Sühnopfer und fleht sie an, den dießmaligen Jägern günstig zu seyn, d. h. man bittet die todten Bären, die lebendigen auch todt

---

gefangen war, verdanken wir schätzbare Mittheilungen. Ein französisch-irokesisches Wörterbuch ist vollendet, ein neuer Schatz für den Sprachforscher. Es war auch ein handschriftliches irokesisch-englisches Wörterbuch vorhanden, aber unglücklicherweise ist der erste Band, von A bis L, verloren gegangen.

schlagen zu lassen. Jeder Krieger besingt seine frühern Thaten gegen die wilden Thiere. Nach Beendigung der Gesänge macht man sich vollständig bewaffnet auf den Weg.

Kömmt man an einen Fluß, so besteigen je zwei Krieger ein Kanot und ergreifen die Ruder; auf ein gegebenes Zeichen des Vornehmsten ordnen sich die Kanots in eine Linie hintereinander und das vorderste dient, wenn man stromaufwärts schifft, hauptsächlich zur Besiegung der Gewalt der Strömung. Man führt Jagdhunde, Schlingen und Schneeschuhe mit sich. Am Ziele angekommen, zieht man die Kanots aufs Trockne und umgibt sie mit einem Pfahlwerk, das mit Rasen bekleidet wird. Der Häuptling theilt die Jäger in mehrere gleichgroße Abtheilungen, und hierauf ebenso auch die Bezirke der Jagd.

Jede Schaar baut sich dann in der Mitte des ihr zugeschiedenen Jagdbezirkes eine Hütte. Zu diesem Ende wird der Schnee weggeräumt, eine Anzahl Pfähle in die Erde eingerammt, und durch Bedecken mit Birkenrinde die Hütte hergestellt; ein Loch im Dache gilt als Rauchfang. Außerhalb dient der aufgehäufte Schnee zur Verstopfung der Ritzen und als Anwurf der Wände. Mitten in der Hütte wird ein Feuer angezündet, der Boden wird mit Pelzwerk bedeckt, die Hunde schlafen zu den Füßen ihrer Herren, und es ist nichts weniger als kalt, sondern vielmehr zum Ersticken heiß. Alles ist voll Rauch, und die Jäger suchen sich sitzend oder liegend unterhalb der Rauchschichte zu halten.

Um die Biberjagd zu beginnen, wartet man bis Schnee gefallen ist, und ein Nordwestwind den Himmel wieder hell macht und eine trockene Kälte bringt. Mittlerweile aber beschäftigt man sich mit kleiner Zwischenjagd von Ottern, Füchsen und Zibethratten.

Die Fallen, welche man diesen Thieren stellt, bestehen aus mehr oder minder großen, mehr oder minder dicken Brettern. Man macht ein Loch in den Schnee und setzt die Bretter mit dem einen Ende auf die Erde; mit dem andern auf drei Holzstäbchen, welche in Gestalt der Ziffer 4 zusammengefügt sind. Die Lockspeise befindet sich an einem dieser Stäbchen, und wenn ein Thier sie erhaschen will, kömmt es unter das Brett, bringt das Gerüste aus dem Gleichgewicht, das Brett fällt, das Thier wird erschlagen. Die Lockspeisen sind nach Verschiedenheit der Thiere verschieden: für den Biber ein Stück Espenholz, für den Fuchs oder Wolf ein Stück Fleisch, für die Zibethratte Nüsse oder trocknes Obst. Man errichtet die Fallen für die Wölfe am Ausgange eines Dickichts, und wo Fährten derselben sich zeigen; für die Füchse am Abhang von Hügeln in einiger Entfernung von ihren Bauen; für die Zibethratten in jungen Gehölzen, für die Otter in Wiesengräben und dem Röhricht der Teiche. Am frühen Morgen sieht man nach den Fallen, und verläßt deßhalb schon zwei Stunden vor Tagesanbruch die Hütte.

Die Jäger bedienen sich zum Gehen auf dem Schnee besonderer Maschinen oder Schneeschuhe (raquettes), welche 18 Zoll lang und 8 breit,

um von dem Orte entfernt, wo die Jagd statt findet. In solchem Falle zieht man den Zauberer zu Rathe, welcher nach Empfang eines Geschenkes die Sache dadurch ausgleicht, daß der unvorsichtige Gelübdemacher zu Ehren des grossen Hasen die Pfote, welche er nach Hause bringen wollte, verbrennen muß.

Gegen Ende des Hornungs wird die Bärenjagd beendigt, und um dieselbe Zeit jene des Orignals begonnen. Man findet große Herden dieser Thiere in den jungen Tannengehölzen. Um sie zu fangen, schließt man mittelst hoher und dicht stehender Pfähle zwei ungleiche Dreiecke, deren größeres einen sehr beträchtlichen Raum umfaßt, und mit dem kleinern an einem seiner Winkel durch eine Oeffnung verbunden ist. An diesem Eingange sind Schlingen gelegt, an der offenen Basis des großen Dreiecks aber stellen sich die Jäger in eine Reihe, und schreiten hierauf unter lautem Geschrei und dem Schalle einer Art Trommeln vorwärts. Die Orignals fliehen und suchen innerhalb der Pfahlhecke umsonst einen Ausweg, kommen endlich an die verrätherische Oeffnung und verwickeln sich in den gestellten Netzen. Diejenigen, welche wieder loskommen, stürzen sich in das kleinere Dreieck, wo sie leicht mit Pfeilen erlegt werden.

Die Jagd des Bison wird in den Savannen, welche den Missouri und seine Nebenflüsse begrenzen, während des Sommers vorgenommen. Die Indianer streifen durch die Ebene, und treiben die Heerden nach dem Strome hin. Wollen diese nicht fliehen, so zündet man das Gras an und

die Bisons sehen sich nun zwischen Flammen und Fluthen eingeschlossen. Etliche Tausende dieser plumpen Thiere, laut brüllend und aus dem flackernden Feuer oder den braufenden Wogen Rettung suchend, von der Kugel oder dem Wurfspieße getroffen niederstürzen zu sehen, ist ein erschütterndes Schauspiel.

Die Wilden bedienen sich auch noch andrer Angriffsmittel gegen die Bisons. Bald vermummen sie sich in Wolfspelze, um jenen zu nahen, bald locken sie durch Nachahmung des Brüllens eines Stiers die Kühe herbei. Im Spätherbste, wenn die Flüsse zu gefrieren anfangen, vereinigen sich die Jäger von zwei oder drei Volksstämmen, und jagen die Bisonheerden nach solchen Flüssen hin; ein Sioux, in eine Bisonshaut gehüllt, läuft auf dem dünnen Eise über den Fluß, die betrogenen Thiere folgen, die schwache Brücke stürzt unter der schweren Last zusammen, und mitten unter den Eisschollen werden die unbehülflichen Schwimmer niedergemacht. Die Jäger bedienen sich hiezu der Pfeile; der stumme Schuß dieser Waffe erschreckt das Wild nicht und der Schütze nimmt den Pfeil wieder, wenn das Thier gefallen ist. Die Flinte gewährt diese Vortheile nicht: mit dem Gebrauche von Pulver und Blei ist Getöse und Vorsicht verbunden. — Man bemüht sich, die Bisons unter dem Winde anzugreifen, denn sie wittern sonst den Menschen auf eine große Weite. Der verwundete Stier geht auf den Jäger los; er vertheidigt seine Kuh und stirbt oft für sie.

Die Sious, welche in den Savannen am rechten Mississipi-Ufer, von den Quellen dieses Stro-

mes bis zum Wasserfalle St. Anton, umherschweifen, richten Pferde von spanischer Raçe ab und benützen sie zur Bisonjagd.

Oft haben sie auf dieser Jagd seltsame Gefährten, nämlich Wölfe, die im Gefolge der Indianer mitziehen, um der Abfälle der Jagd habhaft zu werden und Kälber, welche während des Angriffs sich verlaufen, wegzuschleppen. Oft jagen die Wölfe auch auf eigene Rechnung. Drei aus ihnen ergötzen eine Kuh durch allerhand Scherz; indeß nun letztere arglos mit voller Aufmerksamkeit dem Spiele der Verräther zusieht, packt sie ein andrer, im Grase versteckter Wolf an dem Euter, aber indem sie den Kopf dreht, um sich loszumachen, springen die drei Mitverschwornen ihr auf den Nacken.

In dem nämlichen Jagdreviere wird ein paar Monate später eine andere, nicht minder grausame, wiewohl ruhigere Jagd unternommen, jene der Tauben. Man fängt sie des Nachts bei Fackelschein auf den einzeln stehenden Bäumen, wo sie bei ihrer Wanderung vom Norden nach Süden ausruhen.

Die Heimkunft der Krieger im Frühlinge ist, wenn die Jagd gut gewesen, ein großes Fest. Man kehrt zu den Kanots zurück, überstreicht sie mit Bärenfett und Terpenthinharz, das Pelzwerk, das geräucherte Fleisch und alles Gepäck wird eingeschifft, und man überläßt sich dem Laufe der Flüsse, deren reissende Stellen und Wasserfälle durch das Anschwellen der Gewässer verschwunden sind. Nahet man den Dörfern, so wird einer der Indianer ans Land gesetzt und eilt, das Volk von der Ankunft der übrigen zu benachrichtigen. Weiber, Kin-

der, Greise und die zu Hause gebliebenen Krieger begeben sich an den Fluß und begrüßen die Flotte durch einen Zuruf, der von den Schiffen aus erwiedert wird. Die Piroguen wenden sich nun so, daß Bord gegen Bord, und die Spitze gegen das Ufer gekehrt ist. Die Jäger springen ans Land und kehren in derselben Ordnung nach dem Dorfe zurück, wie sie es verlassen haben. Ein jeder singt sein eigenes Lab: «Dazu gehört ein wackerer Mann, die «Bären anzugreifen wie ich es that; dazu gehört «ein wackerer Mann, solches Pelzwerk und solchen «Ueberfluß an Lebensmitteln heimzubringen.» Das ganze Volk ruft Beifall; die Weiber tragen die Ausbeute der Jagd dem Zuge nach.

Auf dem öffentlichen Platze vertheilt man die Pelze und das Fleisch. Das Feuer der Rückkunft wird angezündet und die Zungenbänder der Bären hineingeworfen; sind sie fleischig und prasseln stark, so ist dieß von der allergünstigsten Vorbedeutung, sind sie hingegen trocken und verbrennen ohne Geräusch, so ist die Nation von irgend einem Unglücke bedroht.

Nun folgt der Tabakspfeifentanz, und endlich das letzte Jagdmahl, welches in einem lebendig aus dem Walde hergebrachten Bären besteht. Dieser wird vollkommen ganz, mit Haut und Eingeweide, in einem ungeheuern Kessel gekocht. Es darf, wie bei den Juden, nichts von dem Thiere übrig gelassen und sein Gebein nicht zerbrochen werden; auch muß das Wasser, worin man den Bären sott, bis zum letzten Tropfen ausgetrunken werden. Wenn ein Wilder nicht mehr zu essen vermag, ruft er andre zu Hilfe. Die Mahlzeit dauert acht bis zehn Stun-

Gleichwohl haben Gewinnsucht, die leidenschaftliche Begierde nach geistigen Getränken, das Bedürfniß der Feuergewehre den Sieg über den Aberglauben und das bestehende Recht davongetragen; eine große Menge Biberweibchen sind erlegt worden, und früher oder später wird dieß die gänzliche Ausrottung dieser Thierart zur Folge haben.

Die Jagd endet mit einem aus Biberfleische bestehenden Mahle. Ein Redner hält den Erlegten eine Gedächtnißrede, wie wenn er nicht an ihrem Tode mitschuldig wäre; er erzählt alles, was ich über ihre Sitten hier mitgetheilt habe, lobt ihren Geist und ihre Einsicht. «Nun werdet «ihr, so spricht er zu den Schlachtopfern, nicht mehr «die Stimme der Anführer hören, welche euch be«fehligten und welche ihr aus allen Biber-Krie«gern auserlesen hattet, euch Gesetze zu geben. «Eure, den Zauberern wohlbekannte Sprache wird «fürderhin nicht mehr auf dem Grunde des Sees «geredet werden; ihr werdet nicht mehr den Ot«tern, eurem grimmigsten Feinde, Schlachten lie«fern. Nein, ihr Biber! euer Balg wird uns «dienen, Waffen einzuhandeln, eure geräucherten «Schinken werden wir unsern Kindern bringen, «aber unsre Hunde sollen eure Gebeine, die so «hart sind, nicht zerbrechen!»

Alle Reden und Gesänge der Indianer beweisen, daß diese sich mit den Thieren in gleiche Reihe stellen, daß sie letztern einen bestimmten Charakter und Sprache zuschreiben, daß sie dieselben als Lehrer, als Wesen mit einer vernünftigen Seele betrachten. Auch die heilige Schrift

stellt oft den Instinct der Thiere dem Menschen als Beispiel auf. —

Im größten Ansehen steht bei den Wilden die Bärenjagd. Man bereitet sich dazu durch langes Fasten, religiöse Reinigungen und Feste. Sie hat zur Winterszeit statt. Auf schauerlichen Pfaden längs den Seen und zwischen Bergen, deren Abgründe unter dem Schnee versteckt sind, ziehen die Jäger hinaus. An den gefährlichsten Stellen bringen sie dem Schutzgeist der Wüste einen Hund zum Opfer, welchen sie lebendig an den Ast eines Baumes aufhängen, und daselbst in Raserei sein Leben enden lassen; sie hielten dieß für die kraftvollste Opfergabe. Jeden Abend werden Hütten aufgeschlagen, die kaum den nothdürftigsten Schutz gewähren, in denen man auf der einen Seite erfriert, auf der andern verbrennt, und vor dem Rauche sich nur dadurch schützen kann, daß man sich auf den Bauch legt und das Gesicht in Pelze einhüllt. Von Hunger gequält heulen die Hunde und laufen über die Körper ihrer Herren hin und her, und wenn diese ihr ärmliches Mahl zu verzehren im Begriffe sind, schnappt es ihnen die flinkere Dogge vorm Munde weg. Nach unerhörten Mühseligkeiten gelangt man in große mit Fichtenwaldungen bedeckte Ebenen, den Aufenthalt der Bären. Mühe und Gefahren sind vergessen, das Werk beginnt. Die Jäger theilen sich und umringen, indem sie sich in einiger Entfernung von einander aufstellen, einen weiten kreisförmigen Raum. Sobald sie sämmtlich an ihren Posten sind, setzen sie sich alle zu gleicher Zeit nach dem Mittelpunkte hin in Bewegung

Ferner ist daselbst erschienen:

De vita et scriptis

Conradi Celtis Protucii

Praecipui renascentium

in Germania literarum restauratoris

primique germanorum poetae laureati

opus posthumum

B. Engelberti Klüpfelii

o. ö. a. Theologi Friburgensis

auctoritate consistorii academici

Friburgensis

edendum curavit

Joannes Caspar Ruef

Jur. Dr. Mag. Duci Baden. a. concil. aul. jur. rom. prof. p. a. et bibliothecae academicae praefectus.

editionem absolvit

Carolus Zell

Phil. Dr. literarum graecarum et latinarum prof. p. o.

---

2 Tom. 4° 3 Thlr. od. 5 fl.

Chateaubriand, François Auguste Ren

Chateaubriands

Reise in Amerika.

Ueberſetzt

von

Dr. K. J. Perleb.

Vierter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1828.

die Bisons sehen sich nun zwischen Flammen und Fluthen eingeschlossen. Etliche Tausende dieser plumpen Thiere, laut brüllend und aus dem flackernden Feuer oder den brausenden Wogen Rettung suchend, von der Kugel oder dem Wurfspieße getroffen niederstürzen zu sehen, ist ein erschütterndes Schauspiel.

Die Wilden bedienen sich auch noch andrer Angriffsmittel gegen die Bisons. Bald vermummen sie sich in Wolfspelze, um jenen zu nahen, bald locken sie durch Nachahmung des Brüllens eines Stiers die Kühe herbei. Im Spätherbste, wenn die Flüsse zu gefrieren anfangen, vereinigen sich die Jäger von zwei oder drei Volksstämmen, und jagen die Bisonheerden nach solchen Flüssen hin; ein Sioux, in eine Bisonshaut gehüllt, läuft auf dem dünnen Eise über den Fluß, die betrogenen Thiere folgen, die schwache Brücke stürzt unter der schweren Last zusammen, und mitten unter den Eisschollen werden die unbehülflichen Schwimmer niedergemacht. Die Jäger bedienen sich hiezu der Pfeile; der stumme Schuß dieser Waffe erschreckt das Wild nicht und der Schütze nimmt den Pfeil wieder, wenn das Thier gefallen ist. Die Flinte gewährt diese Vortheile nicht: mit dem Gebrauche von Pulver und Blei ist Getöse und Vorsicht verbunden. — Man bemüht sich, die Bisons unter dem Winde anzugreifen, denn sie wittern sonst den Menschen auf eine große Weite. Der verwundete Stier geht auf den Jäger los; er vertheidigt seine Kuh und stirbt oft für sie.

Die Sious, welche in den Savannen am rechten Mississipi-Ufer, von den Quellen dieses Stro-

Allein eben aus dem Grunde, weil der Indianer nur um zu leben die todbringende Kunst ausübt, entsteht gränzenlose Grausamkeit der kämpfenden Stämme: man kämpft ja um die Nahrung seiner Familie. Der Heß wird persönlich, und da die Heere nicht zahlreich sind, und jeder Feind den Namen und die Gesichtszüge seines Feindes kennt, so schlägt man sich auch noch mit der Erbitterung entgegengesetzter Charaktere und besonderen wechselseitigen Widerwillens, und so nehmen unter diesen Kindern der Wildniß auch auswärtige Händel die Gehässigkeit einheimischer Zwiste an.

Zu jener ersten und allgemeinsten Ursache der Kriege bei den Wilden gesellen sich noch andre, theils aus Aberglauben, theils aus häuslichem Zerwürfnissen, theils aus Interessen des Handels mit den Europäern entspringende Veranlassungen, die Waffen zu ergreifen. So galt die Tödtung weiblicher Biber bei den Völkerschaften des Nordens von Amerika für einen vollwichtigen Grund zum Kriege.

Die Kriegserklärung findet bei den Indianern auf eine sehr seltsame und schauerliche Weise statt. Vier vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz bemalte Krieger schleichen in dunkler Nacht auf das Gebiet und bis zu den Hütten der Feinde; an der offenen Thür einer Hütte angelangt, schleudern sie einen rothbemalten Kopfbrecher, auf des-

sen Stiele die Ursachen der Feindseligkeit mittelst gewisser, den Sachems bekannter Zeichen angedeutet sind, auf den Feuerherd. — Die alten Römer schleuderten einen Wurfspieß auf das feindliche Gebiet. — Alsbald verschwinden jene indianischen Waffenherolde wieder, wie nächtliche Gespenster, und stoßen dabei das berüchtigte Kriegsgeschrei Woop aus, welches dadurch entsteht, daß man eine Hand an den Mund hält, und indem man damit auf die Lippen schlägt, den Ton der Stimme zitternd und bald dumpfer, bald heller macht, bis er zuletzt in ein unbeschreibliches Brüllen übergeht.

Fühlt sich der Feind, welchem diese Kriegserklärung galt, zu schwach zum Widerstande, so flieht er, ist er aber stark genug, so harret er des Angriffes, und es beginnen sogleich die Vorbereitungen und üblichen Ceremonien. Auf dem öffentlichen Platze wird ein großes Feuer angezündet und der Kriegskessel darüber gethan, wie beim Ausbruche eines Krieges der Janitschar sein Fleischtopf ans Feuer setzt. Jeder Krieger wirft etwas von seinem Eigenthume in den Kessel. Es werden auch zwei Pfosten aufgerichtet, an welchen man Pfeile, Kopfbrecher und Federn, alles roth bemalt, aufhängt; die Pfosten erhalten ihre Stelle auf der Nord-, Ost-, Süd- oder Westseite des Platzes, je nachdem von der einen

oder andere Weissagende der den Angriff erwartet wird. Hierauf theilt man den Kriegern die Kriegsarzenei aus, ein heftiges Brechmittel, in zwei Pinten Wasser aufgelöst, die auf einen Zug müssen getrunken werden. Die jungen Leute zerstreuen sich nun in der Nachbarschaft, doch ohne sich weit zu entfernen. Der zum Anführer bestimmte Häuptling beschmiert sich Hals und Gesicht mit Bärenfett und Kohlenpulver, und begiebt sich in die Schwitzhütte, woselbst er zwei Tage lang schwitzend, fastend und seine Träume beobachtend verweilt. Während dieser zwei Tage darf kein Weib den Kriegern nahen; den Anführer jedoch dürfen die Weiber besuchen, um sich von ihm einen Theil der Kriegsbeute auszubitten; die Wilden zweifeln nämlich niemals am guten Erfolge ihrer Unternehmungen. Diese Weiber bringen allerlei Geschenke mit, und legen sie zu den Füßen des Anführers nieder. Letzterer notirt mittelst Getreidekörner oder Schneckenhäuschen die Bitten einer Jeden: eine Schwester verlangt einen Gefangenen, daß er ihr einen in der Schlacht gefallenen Bruder ersetze; eine Matrone begehrt die Haupthaare eines Feindes, um sich dadurch über den Verlust ihrer Verwandten zu trösten; eine Wittwe wünscht einen von den Kriegsgefangenen zum Gatten oder eine fremde Wittwe zur

[illegible]; eine Wittwe fordert eine Waise, die ihr die Stelle ihres verlornen Kindes vertrete.

Nach Verlauf der zwei Tage begeben sich die jungen Krieger zu dem Heerführer, und eröffnen ihm ihren Entschluß, an dem Feldzuge Theil zu nehmen; denn wiewohl in der Rathsversammlung Krieg beschlossen worden ist, so macht dieser Beschluß doch Niemanden verbindlich, und die Theilnahme ist vollkommen frei.

Sämmtliche Krieger streichen sich nun so gräßlich, als sie können, mit schwarzer und rother Farbe an, um den Feinden Schrecken einzuflößen. Die Einen machen sich auf den Wangen der Länge nach oder in die Quere laufende Streifen; Andere bringen runde oder vierseitige Flecke an; wieder Andere malen Schlangenlinien. Die entblößte Brust und die nackten Arme des Kriegers stellen die Geschichte seiner Thaten dar; besondere Zeichen bedeutet die Anzahl Haarschöpfe, die er den feindlichen Schädeln geschunden, die Schlachten, denen er beigewohnt, die Gefahren, welche er bestanden hat. Diese Hieroglyphen sind mit unaustilgbaren blauen Punkten in die Haut eingegraben, sie bestehen aus kleinen Stichen, mit Fichtenharz gebrannt. Die Kämpfer sind entweder ganz nackt oder mit einem Leibrocke (tunique) ohne Aermel bekleidet, den einzelnen Haarschopf, welchen sie auf dem Scheitel des Hauptes haben

lassen, wird mit Federn geschmückt. Im schwarzen Gürtel trägt das Mannsvolk den feindlichen Schädel aufzuschneiden; an demselben Gürtel hängt der Kopfbrecher. In der rechten Hand tragen sie den Bogen oder die Flinte, auf der linken Schulter den Köcher mit Pfeilen, oder das Horn mit Pulver und Blei. Auf ähnliche Weise suchten die Kimbern, Teutonen und Franken ihren Anblick den Römern furchtbar zu machen.

Der Kriegsoberste kömmt aus der Schmelzhütte hervor mit einer Schnur von rothen Porzellanschnecken in der Hand, und hält folgende Anrede an seine Waffenbrüder: «Der große Geist öffnet «mir den Mund. Das Blut unsrer Anverwandten, die in dem letzten Kriege fielen, ist nicht «aufgetrocknet, ihre Leichen sind nicht beerdigt «worden: wir müssen gehen, die Fliegen von ih«nen abzuwehren. Ich bin entschlossen, den Pfad «des Krieges zu wandeln; ich habe im Traume «Bären gesehen; die guten Manitous haben mir «ihren Beistand verheißen, und die bösen werden «mir nicht entgegen seyn. Ich will also gehen, «Feindesfleisch zu essen, Feindesblut zu trinken, und «Gefangene zu machen. Komme ich um, oder «verlieren einzelne von Denen, die mir folgen «wollen, ihr Leben, so werden unsre Seelen «in das Land der Geister eingehen; unsre Leich«name werden nicht von Thieren oder Raubvö-

«deckt liegen bleiben, denn dieß rothe Halsband «soll Dem gehören, der die Todten begräbt.»

Bei diesen Worten wirft er das Halsband auf die Erde; die berühmtesten Krieger stürzen hin, sich desselben zu bemächtigen, jene aber, die noch nie mitgekämpft oder keine besondre Auszeichnung errungen haben, wagen nicht, ihre Hände nach dem Halsbande auszustrecken. Derjenige Krieger, welcher es aufhebt, wird Unterbefehlshaber (lieutenant-général) und ersetzt den Anführer, wenn dieser in dem Treffen umkömmt.

Dieser Inhaber des Halsbandes hält nun auch eine Rede. Dann bringt man warmes Wasser in einem Gefäße; die Jünglinge waschen den Anführer und reinigen ihn von seinem schwarzen Anstrich, worauf sie ihm die Wangen, die Stirne und die Brust mit Kreide, Thon und verschiedenen andern Farben frisch bemalen und ihm sein schönstes Kleid anziehen.

Unterdessen singt der Anführer mit halber Stimme jenen berüchtigten Todesgesang, welchen die zum Feuertode Verurtheilten anzustimmen pflegen.

«Ich bin muthvoll, ich bin furchtlos, ich «scheue nicht den Tod; ich lache der Qualen; «das sind Memmen, die davor zittern! Weiber, «weniger als Weiber! Wuth möge meine Feinde

«verzehren! O könnt' ich ihr Fleisch essen, und «ihr Blut bis auf den letzten Tropfen trinken!»

Nachdem der erste Anführer den Todesgesang geendet hat, beginnt der Unterbefehlshaber den Kriegsgesang. «Ich will kämpfen für's Vaterland; «ich werde Haarschöpfe gewinnen; ich werde aus «der Hirnschale meiner Feinde trinken» u. s. w.

Jeder Krieger fügt, je nach seinem Charakter, dem Gesange mehr oder minder gräßliche Zusätze bei. Der Eine singt: «Mit meinen Zähnen will «ich den Feinden die Finger abbeissen, ich will ih«nen die Füße und dann die Schenkel wegbrennen.» Andre singen: «Ich werde ihre Wunde sich mit «Würmern füllen lassen; ich werde ihnen die Haut «vom Schädel schinden; ich werde ihnen das Herz «ausreissen und ihnen damit den Mund versto«pfen.»

Jedoch nur die nördlichen Horden heulten solche höllische Gesänge; die südlichern begnügten sich, ihre Kriegsgefangenen durch Rauch zu ersticken.

Nach Beendigung des Kriegsgesanges singt jeder Krieger sein Familienlied, welches das Lob der Ahnen enthält; die Jünglinge aber, welche zum erstenmal ins Feld ziehen, hören stillschweigend zu. Sobald diese ersten Ceremonien vorüber sind, begiebt sich der Heerführer in den Rath der Sachems, welche mit rothen Pfeifen im Munde in einem Kreise sitzen; er frägt, ob sie darauf bestehen, die Streit-

ort schwingen zu wollen. Die Berathung wird wieder begonnen und fast immer der frühere Beschluß bestättigt. Nun kehrt der Anführer auf den öffentlichen Platz zurück, verkündet den Jünglingen den Rathschluß der Alten, und jene antworten mit einem lauten Schrei. Den heiligen Hund, welcher an einem Pfosten angebunden war, bindet man jetzt los, und opfert ihn dem Gott des Krieges, Aroskoui. Bei den canadischen Völkern wird der Hund erwürgt, und, nachdem er in einem Kessel gesotten worden, der Versammlung zum Essen vorgesetzt. Diesem geheimnißvollen Feste darf kein Weib beiwohnen. Zu Ende des Schmauses kündigt der Anführer den Tag und die Stunde des Abmarsches an; man pflegt entweder beim Aufgange oder beim Untergange der Sonne aufzubrechen. —

An die Stelle der sonst den Wilden so eigenen Trägheit tritt nun plötzlich eine außerordentliche Thätigkeit, und der Frohsinn und das kriegerische Feuer der Jünglinge theilt sich auch dem übrigen Volke mit.

In besondern Werkstätten werden nun Schlitten und Kanots verfertigt. Die Schlitten für den Transport des Gepäckes, der Kranken und Verwundeten, bestehen aus zwei sehr dünnen, anderthalb Fuß langen und sieben Zoll breiten Brettern, die vorne aufgebogen und seitwärts am

Ränder mit Riemen zum Befestigen der Ladung versehen sind. Die Wilden ziehen diese Kähne ohne Räder mittelst eines doppelten ledernen Riemens, Metump genannt, der über die Brust läuft und mit beiden Enden am Vordertheile des Schlittens festgebunden ist.

Von Kanots giebt es zwei Arten, größere und kleinere. Sie werden folgendermaßen gebaut. Man fügt krumme Holzstäbe so zusammen, daß eine Ellipse entsteht, deren kürzerer Durchmesser etwa 8 ½ der längere 20 Fuß hält; daran befestigt man dünne Rippen aus Cedernholz, verstärkt diese durch ein Geflecht von Weidenruthen, und überzieht dieß Gerippe mit Ulmen- oder Birkenrinde, welche im Winter durch Begießen der Bäume mit siedendem Wasser abgelöst worden. Die Rindenstücke werden mittelst Tannenwurzeln, welche äußerst biegsam sind und schwer trocknen, aneinandergenäht, und die Nähte von außen und innen mit einem Harze, welches die Wilden geheim halten, überstrichen. Wenn das Kanot fertig und mit seinen abgerundeten Rudern ausgerüstet ist, so gleicht es gewissermaßen einer Wasserspinne, einem zierlichen und leichten Insect, welches mit Behendigkeit auf der Oberfläche der Seen und Flüsse umherläuft.

Jeder Krieger muß mit sich nehmen: zehn Pfund Mais oder anderes Getreide, seine Waffen, seinen Manitou und seinen Kynneisek.

Der Tag vor dem Abmarsche, welcher der Tag des Abschiedes heißt, ist bei den Völkern vom huronischen und algonkin'schen Sprachstamme einer rührenden Gebräuche geweiht. Die Krieger, die bis dahin auf dem öffentlichen Platze, einer Art Marsfeld, campirten, zerstreuen sich in die Dörfer und nehmen von Hütte zu Hütte Abschied. Man empfängt sie mit den Zeichen der zartesten Theilnahme; man wünscht etwas zu besitzen, was ihnen gehört hat; man nimmt ihnen den Mantel, um einen bessern dafür zu geben; man tauscht eine Tabakspfeife mit ihnen; sie müssen etwas essen oder einen Becher leeren. Jede Hütte hat einen besondern Wunsch für sie, den sie durch einen ähnlichen erwiedern müssen. Kömmt der Krieger zu seiner eigenen Hütte, so bleibt er auf der Thürschwelle stehen. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, tritt zuerst hervor und er küßt ihr die Augen, den Mund und die Brüste. Hierauf kommen die Schwestern und er berührt ihre Stirn. Sein Weib wirft sich vor ihm nieder und er empfiehlt sie den guten Gesinnungen. Von seinen Kindern werden nur die Söhne ihm vorgeführt; schweigend erhebt er die Streitaxt oder den Kopfbrecher über ihr Haupt. Endlich der letzte, welcher erscheint, ist sein Vater. Der alte Mann klopft ihm auf die Achsel, und fordert ihn auf, seinen Voreltern Ehre zu machen; «ich bin,» spricht er, hinter dir, wie du hinter deinem Sohne

[illegible]; wenn man zu mir kömmt; wird man [illegible] aus meinem Fleische machen und dein Andenken beschimpfen.»

Am Tage des Abmarsches selbst, tritt der Heerführer beim ersten Strahl der Morgendämmerung aus seiner Hütte und stößt den Todesruf aus. Zeigt sich aber das mindeste Gewölk am Himmel, oder hat sich ein unglückverkündender Traum eingestellt, ist ein Vogel oder ein anderes Thier von böser Vorbedeutung gesehen worden, so wird der Abmarsch auf einen andern Tag verschoben.

Das Lager, geweckt durch den Todesruf, erhebt und waffnet sich. Die Häuptlinge der Stämme stecken die Standarten auf, welche aus kurzen Stücken Baumrinde auf langen Spießen bestehen, und worauf die rohen Bilder der Manitou's, eine Schildkröte, ein Bär, ein Biber u. dgl. zu sehen sind. Die Häuptlinge der Stämme sind eine Art Marschälle, unter den Befehlen des Feldherrn und seines Unterbefehlshabers. Es giebt überdieß noch Hauptleute, welche von dem eigentlichen Heere nicht als solche anerkannt, sondern bloße Partheigänger sind, denen eine Anzahl Abentheurer folgt.

Die Musterung des Heeres geschieht, indem jeder Krieger an dem Anführer vorübergeht und ihm ein kleines Stück Holz, mit einem besondern Siegel bezeichnet, übergiebt. Bis zum Augenblick dieser Uebereichung des Siegels kann ein Krieger sich,

nach von der Theilnahme an dem Festgange loszusagen; nachher würde er aber als Abtrünniger geächtet.

Nun kommt der Oberpriester, begleitet von dem Collegium der Zauberer und Aerzte. Sie tragen trichterförmige Birkenkörbchen und lederne Säcke voll Wurzeln und Kräuter. Die Krieger setzen sich, einen Kreis bildend, mit übereinandergeschlagenen Beinen auf die Erde; die Priester bleiben in der Mitte stehen. Der Oberpriester ruft die Krieger namentlich auf; jeder Gerufene erhebt sich und überreicht sein Manitou, welches der Priester unter Absingung der algonkinschen Worte Ajouhoyah aliuya in eines der Birkenkörbchen legt. Jene Manitou's sind überdieß verschieden, indem sie ihre Entstehung den wunderlichen Einfällen und Träumen der Wilden verdanken: ein mit Heu oder Baumwolle ausgestopftes Maus- oder Vogelfell, kleine weiße Kiesel, Zähne von vierfüßigen Thieren oder von Fischen, Stückchen von rothem Tuche, Baumzweige, kleine Glaswaaren oder europäischer Schmuck, endlich alle jene Gestalten, welche die guten Genien sollen angenommen haben, wenn sie sich den Besitzern dieser Manitou's offenbarten. Glücklich jedoch Derjenige, der mit so geringen Kosten sich Zuversicht erwirbt, und unter dem Schutze eines Strohhalmes sich vor den Schlägen des Schicksals gesichert glaubt! Es ward zur Zeit des Lehenwesens ein ähnliches Recht durch

Schenkung einer Gerte, eines Strohhalms, eines Ringes, eines Messers u. dgl. beurkundet.

Die Manitou's, in drei Körbchen vertheilt, werden der Obhut des Feldobersten und der Stammeshäuptlinge anvertraut. Sodann geht man zur Einsegnung der Arzneikräuter und der chirurgischen Werkzeuge über. Der Oberzauberer nimmt sie, eines nach dem andern aus einem ledernen oder büffelhärenen Sacke, legt sie auf die Erde, tanzt mit den Zauberern darum her, schlägt sich auf die Schenkel, macht allerlei Grimassen, schreit, heult und stößt unverständliche Worte aus. Schließlich erklärt er, er habe nun den Arzneimitteln eine übernatürliche Kraft mitgetheilt, auch besitze er die Macht, die getödteten Krieger wieder ins Leben zurückzurufen. Er verwundet sich die Lippen mit den Zähnen, bringt, nachdem er das Blut geschickt ausgesaugt hat, ein Pulver auf die Wunde und scheint alsogleich geheilt. Zuweilen bringt man ihm einen wie todt aussehenden Hund, der Zauberer wendet ein gewisses Werkzeug an, der Hund stellt sich wieder auf die Füße, und Alles schreit Wunder. Gleichwohl sind es höchst muthvolle Menschen, welche sich durch derlei Gaukeleien täuschen lassen. Der Wilde sieht in den Zaubereien seiner Priester eine Wirkung des großen Geistes, er schämt sich nicht, mit Hilfe derselben Denjenigen anzurufen, der die Wunden schlägt und sie auch heilen kann.

[illegible] haben die Weiber den Abschieds-schmaus bereitet; er besteht, wie der frühere, aus Hundefleisch. Wenn man die heilige Schüssel verzehrt, spricht der Anführer zu der Versammlung:

»Meine Brüder,

»Ich bin noch kein Mann, ich weiß es wohl; indeß »habe ich doch bekanntlich schon einigemal den »Feind gesehen. Wir wurden im letzten Kriege »geschlagen; die Gebeine unsrer Gefährten sind »nicht vor den Fliegen gesichert worden, wir »müssen sie zudecken. Wie konnten wir so lange »auf unsern Matten liegen bleiben? Der Manitou meines Muthes befiehlt mir Rache. Jüng»linge, fasset Herz!«

Nun stimmt er den Gesang des Manitou's der Schlachten an und die Krieger wiederholen die Schlußreime. Nach Beendigung des Gesanges steigt er auf eine kleine Erhöhung und legt sich auf sein Fell nieder, seine rothe Pfeife so haltend, daß der Kopf gegen das Feindesland gekehrt ist. Jetzt werden die Tänze und Pantomimen des Krieges, und zwar zuerst der Tanz der Entdeckung aufgeführt.

Langsamen Schrittes tritt ein einzelner Indianer in die Mitte der Zuschauer. Er stellt den Abmarsch der Krieger dar; man sieht ihn marschiren, dann beim Anbruche der Nacht sich le-

gem; der Feind wird entdeckt, man heischt auf den Händen bis in dessen Nähe; es erfolgt der Angriff, das Handgemenge, die Gefangennehmung des Einen, der Tod des Andern, ein schleuniger oder ruhiger Rückzug, eine schmerzliche oder siegreiche Heimkehr. Der Krieger, welcher diese Pantomime ausführte, schließt mit einem Lobgesange auf sich selbst und seine Familie. «Vor zwanzig «Wintern macht' ich zwölf Gefangene; vor zehn «Wintern rettete ich den Feldherrn. Meine Vä«ter waren tapfer und berühmt. Mein Groß«vater war die Weisheit unseres Volkes und das «Gebrülle (rugissement) der Schlacht; mein Va«ter war an Stärke einer Fichte gleich. Meine «Urgroßmutter gebar fünf Krieger; meine Groß«mutter galt allein soviel als eine Rathsversamm«lung der Sachems; meine Mutter backt treff«liche Kuchen. Und ich, ich bin stärker und wei«ser als alle meine Ahnen.» So lautete der Gesang der Spartaner: «Einst waren wir jung, «kraftvoll und kühn.»

Auch die übrigen Krieger stehen auf, um gleichfalls ihre Großthaten zu besingen. Nichts ist so edel, nichts so schön wie sie, sie besitzen alle Vortrefflichkeit und alle Tugenden; und je mehr sie prahlen, desto mehr beglückwünscht man sie. Derselbe, welcher versichert, er sey mehr werth als alle Welt, zollt wieder Demjenigen Beifall, der

[illegible] erstern [illegible] [illegible]. Die Spartaner hatten eben diesen Gebrauch: sie [illegible], ein Mann, der sich selbst öffentlich lobt, übernehme dadurch auch die Verpflichtung, solches Lob zu verdienen.

Nach und nach verlassen sämmtliche Krieger ihre Plätze, um an dem Tanze Theil zu nehmen. Man führt Märsche auf unter dem Schalle der Handtrommeln, Pfeifen und Chichikoue's, man ahmt, unter zunehmender Bewegung, die Arbeiten einer Belagerung, den Angriff eines Verhaues nach: die Einen machen Sprünge, als ob sie über einen Graben setzten; Andre werfen sich wie zum Schwimmen hin, noch Andre reichen ihren Kameraden die Hand, um ihnen beim Ersteigen des Walles zu helfen. Kopfbrecher schmettern an Kopfbrecher, das Chichikoue ertönt in rascherem Takt, die Krieger ziehen ihre Dolche, sie beginnen, sich im Kreise herumzudrehen, anfänglich langsam, dann schneller, und endlich mit solcher Geschwindigkeit, daß sie völlig unsichtbar werden; schreckliches Geschrei schallt durch die Lüfte. Der Dolch, den diese Wüthenden mit schauderhafter Geschicklichkeit gegen einander zücken, ihr schwarzes oder buntes Antlitz, ihre phantastische Kleidung, ihr langgedehntes Geheul, — dieß ganze Bild eines indianischen Krieges erregt Entsetzen.

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie ihr Spiel, und man geht [illegible] zur [illegible] jungen Mannschaft über. Man [illegible] schimpft sie, macht ihnen die beleidigendsten Vorwürfe; streut ihnen glimmende Asche in die [illegible], schlägt sie mit Ruthen, wirft ihnen Feuerbrände um den Kopf, und sie müssen mit vollkommenster Unempfindlichkeit all' diese Mißhandlungen ertragen. Wer das mindeste Zeichen von Ungeduld blicken ließe, würde für unwürdig erklärt, die Streitaxt zu führen.

Zum Schlusse aller dieser Feierlichkeiten erfolgt noch die dritte Mahlzeit vom heiligen Hunde; sie darf aber nur eine halbe Stunde währen. Schweigend essen die Krieger; der Heerführer hat den Vorsitz, und bald verläßt er die Tafel. Bei diesem Signale laufen alle Gäste zum Gepäck und ergreifen die Waffen. Verwandte und Freunde stehen umher, ohne ein Wort zu sprechen; die Mutter folgt mit ihren Blicken dem Sohne, der beschäftigt ist, die Schlitten zu bepacken; stumme Thränen fließen. Theils auf der Erde sitzend, theils stehend sehen die Familien voll Aufmerksamkeit den Rüstungen zum Abmarsche zu; auf allen Gesichtern ist, obschon von Gefühlen verschiedenartiger Zärtlichkeit eingegraben, dieselbe Frage zu lesen: «Werde ich ihn wohl wieder sehen?»

Endlich kömmt der Anführer ganz bewaffnet aus

seiner Hütte. Die Schaar stellt sich in kriegerische Ordnung; an der Spitze des Zuges erscheint der Oberzauberer, die Medizinsäcke tragend; ihm folgt der Heldoberste; dann der Standartenträger des ganzen Volksstammes, sein Feldzeichen hoch in die Luft aufgehoben, und die Mannschaft dieses Stammes schließt sich an ihre Fahne an. Eben so die übrigen Stämme. Die Schlitten mit Kesseln, Matten und Wollfäden beladen, werden von den Kriegern gezogen; Andere tragen zu zwei und vier oder zu acht und acht kleine und größere Kanots auf den Köfen. Die gemalten Mädchen (Freudenmädchen) mit ihren Kindern begleiten das Heer; sie werden gleichfalls an die Schlitten gespannt, aber das Metump läuft bei ihnen nicht über die Brust, sondern über die Stirne. Der Unterbefehlshaber marschirt ganz allein zur Seite der Colonne.

Kaum hat der Zug eine kleine Strecke Weges zurückgelegt, so läßt der Anführer die Truppen Halt machen, und spricht zu ihnen: »Verbannet nur die Traurigkeit; wenn man zum Tode geht, muß man zufrieden seyn. Folget genau meinen Befehlen. Wer sich auszeichnet, wird viel Lobsprüche einärndten. Ich gebe meine Matte dem wackern Krieger zu tragen. Falle ich und mein Unterbefehlshaber, so wird N. euch führen. Wohlan, kommt, schlagt an die Schenkel und heulet dreimal!»

Der Anführer übergiebt nun seinen Mehlsack

mit seinen [illegible] angeschnittenen [illegible], und ihr hiedurch die Meisterschaft auf [illegible] für den einzelnen Fall erhält.

Man setzt sich wieder in Marsch; gewöhnlich begleitet die ganze Einwohnerschaft das Heer bis an einen Fluß oder See, über den man schiffen muß. Dann verändert sich die Scene des Abschiedes. Die Krieger [illegible] sich aus und [illegible] ihre Gewänder unter die Mitglieder ihrer Familie. In diesem letzten Augenblicke darf man dem Ausbruche des Schmerzes freien Lauf lassen; jeden Krieger umringen seine Angehörigen, drücken ihn in ihre Arme, überhäufen ihn mit Liebkosungen, und legen ihm die zärtlichsten Namen bei. Wenn man — vielleicht auf immer — scheidet, vergiebt man sich gegenseitig alle etwaigen Beleidigungen. Die Zurückbleibenden flehen zu dem Manitou's, die Zeit der Abwesenheit abzukürzen; die Wegziehenden rufen den Thau an, er möge auf die heimische Hütte sich herabsenken; und bei ihren Glückwünschen vergessen sie selbst die Hausthiere am väterlichen Herde nicht. — Die [illegible] werden in den Fluß hinuntergelassen, man steigt ein, die Flotte fährt ab. Die Weiber, am Ufer verweilend, winken noch weithin ihren Gatten, Vätern und Söhnen die letzten Zeichen der Liebe nach.

Um in das feindliche Land einzudringen, schlägt

dann nicht [illegible], sondern oft [illegible], wenn es die [illegible]. Die Marschroute wird durch den Zauberer je nach den guten oder bösen Vorzeichen angegeben; läßt sich etwa eine Nachteule sehen, so wird Halt gemacht, die Flotte läuft in eine Bucht ein, man steigt ans Land und errichtet eine Pfahlhecke. Hierauf werden Feuer angezündet und ein Abendessen zurecht. Nach dem Essen empfiehlt der Anführer den Kriegern, ihre Kopfbrecher bei der Hand zu behalten und nicht zu laut zu schnarchen; dann wird der Lagerplatz unter die Obhut der Geister gestellt. Man hängt nämlich an die Pallisaden die Manitou's auf, d. h. die ausgestopften Mäuse, die kleinen weißen Kiesel, die Storchhälse, die rothen Tuchlappen, und der Zauberer fängt an zu bethen: „Manitous, seyd wachsam, „öffnet Augen und Ohren. Wenn die Krieger „überfallen würden, so gereichte dieß euch zur „Unehre. Wie! würden die Sachems sagen, die „Manitou's unsres Volkes haben sich von den „Manitou's der Feinde schlagen lassen! Ihr be„greift, wie schmählich dieß wäre; Niemand „würde euch mehr zu essen geben; die Krieger „würden träumen, um andre Genien, mächtigere „als ihr, zu erlangen. Es ist euer eignes In„teresse, treue Wache zu halten, denn wenn man „uns im Schlafe die Hirnschädel [illegible], so wür-

Die Verbündeten antworten: [illegible] Bey, und setzen ihren Weg fort. Wollten sie [illegible] freundete Horde für eine feindliche ansehen, würden sich dem Vorwurfe der Unwissenheit und Niederträchtigkeit aussetzen.

Hat man das Gebiet eines neutralen Volkes zu durchziehen; so muß zuerst um Bewilligung des Durchmarsches angesucht werden. Einige Abgeordnete begeben sich mit der Friedenspfeife in das Hauptdorf jenes Volkes, wo deren [illegible] anführt, der Baum des Friedens sey von ihren Vätern gepflanzt worden; sein Schatten breite sich über beide Völker aus; die Streitaxt sey am Fuße des Baumes begraben; es ziemte sich, die Kette der Freundschaft wieder glänzend zu putzen und die geheiligte Pfeife zu rauchen. Nimmt der Häuptling des neutralen Volksstammes die Pfeife und raucht, so ist der Durchmarsch bewilligt. Die Gesandten kehren tanzend zu den Ihrigen zurück.

Auf diese Weise rückt man in die Gegend, wo der Kampf statt finden wird, vor, ohne Eile und ohne Vorsicht wie ohne Furcht. Der Zufall verschafft gewöhnlich die erste Kunde von der Nähe des Feindes; es scheint z. B. ein Jäger [illegible], daß er die Spur von Menschen begegnet habe. Sogleich werden alle Arbeiten eingestellt, und jedes Geräusch verhütet. Der Anführer geht mit den erfahrensten Kriegern, um jene Spur zu prüfen.

[illegible] Mittel zu [illegible] Schuhe [illegible] unmöglich, [illegible] erhalten auch die Spur vom Fußstapfen auf hartem [illegible] oder auf nackten Felsen, wo [illegible] das [illegible] Auge, als das ihrige, gar nichts sehen würde. Sie sehen nicht blos jene Fußstapfen, sondern [illegible] auch angeben, von welchem indianischen Stamme und wie alt sie sind. Ist die Entfernung beider Füße beträchtlich, so sind [illegible] hier gegangen; ist der Eindruck der Fersen tief und ferner die Zehengegend breit, so bezeichnet dieß [illegible]; nach einer Seite gekehrte Füße sind das Kennzeichen der Pontonetumis; wenig niedergetretenes und nur an der Spitze, nicht [illegible] am Boden geknicktes Gras ist die flüchtige Spur des Hurons; auswärts gewendete und sechsunddreißig Zoll weit von einander entfernte Fußstapfen sind den Europäern eigen, denn die Indianer gehen mit einwärts gekehrten Fußspitzen und beide Füße auf der nämlichen Linie. Ueber das Alter der [illegible] Vorübergegangenen schließt man aus der Schwere oder Leichtigkeit, und aus der Kürze oder Länge der Schritte. — Wenn das Moos oder Gras nicht mehr feucht ist, so sind die Spuren von gestern; dieselben sind hingegen schon vier bis fünf Tage alt, wenn schon Insekten in dem niedergetretenen Grase [illegible]; sie sind acht, zehn oder zwölf Tage alt, wenn die Vegetationskraft des Grases wieder [illegible] erscheint und sich von hervorgesproßten Blättern

zeichnet. Sie [illegible] [illegible] [illegible] Fußstapfen [illegible] [illegible] und [illegible] Tage die Schritte des Menschen und seines [illegible].

Nachdem die Spuren genügend untersucht, legt man das Ohr auf die Erde und urtheilt nach dem unendlich feinen Geräusche, welches von einem europäischen Gehör gar nicht wahrgenommen würde, über die Entfernung des Feindes.

Ins Lager zurückgekommen, läßt der Anführer die Feuer auslöschen, verbietet das Sprechen und die Jagd; die Kanots werden aufs Trockene gezogen und ins Gebüsch versteckt. Man hält schnell noch eine große Mahlzeit und legt sich dann schlafen.

Die unmittelbar auf die Entdeckung des Feindes folgende Nacht wird die Nacht der Träume genannt. Alle Krieger sind verpflichtet zu träumen und am kommenden Morgen zu erzählen, was sie geträumt haben, damit man über den Erfolg des unternommenen Abentheuers zu urtheilen vermöge. Das Lager bietet dann ein wunderliches Schauspiel dar: einzelne Wilde stehen auf und schreiten in der Dunkelheit auf und ab, den Todesgesang murmelnd und demselben einige neue Worte beifügend: „Ich will vier weiße Schlangen aufschlachten und einem rothen Adler die Flügel ausreißen." Dies hat nämlich dem Krieger geträumt, und er schaltet es seinem Gesange bei. Die Anwesenden [illegible]

den Traum deuten, oder der Ergänzer ist frei vom Kriegsdienste. Im erwähnten Falle können etwa die vier weißen Schlangen für vier Europäer gelten, die der Träumende tödten, und der rothe Adler einen Indianer, dem er den Haarschopf nehmen soll. — Ein Krieger schloß seinen Todesgesang mit dem Zusatze, er habe einen Hund mit feurigen Ohren gesehen; Niemand vermochte ihm diesen Traum zu deuten, und er kehrte in seine Hütte zurück. Derlei Gebräuche, die den Charakter des Kindesalters haben, könnten bei den Europäern der Feigheit zum Deckmantel dienen, beim nordmexikanischen Wilden haben sie diese Folge nicht, man achtet sie nur für eine Handlung jener freien und bizarren Willkühr, deren sich der Indianer nie begiebt, wenn er sich auch aus Gründen oder Laune auf einen Augenblick den Befehlen eines andern Menschen unterwirft.

In der Nacht der Träume herrscht unter den jungen Kriegern viele Besorgniß, der Zauberer möchte übel träumen, d. h. sich fürchten. Denn der Zauberer kann durch einen einzigen Traum den Rückmarsch der ganzen Armee bewirken, und hätte sie auch schon zweihundert Meilen Weges zurückgelegt. Eben so wird die Heimkehr veranlaßt, wenn irgend ein Krieger die Geister seiner Väter gesehen oder ihre Stimme gehört zu haben glaubt. Vollkommenste Unabhängigkeit und eine

[illegible] Religion [illegible] die [illegible] der Wilden.

Hat kein Traum den Feldzug gehemmt, so setzt man sich wieder in Marsch. Die gemalten Weiber werden nebst den Kanoes zurückgelassen; voraus aber wird eine Schaar von etwa zwanzig Kriegern gesendet, die den Freundesbeid geleistet haben. *) Die größte Ordnung und das tiefste Stillschweigen herrscht unter den Truppen. Die Krieger gehen in einer Reihe hintereinander, so daß immer der nachfolgende in die Fußstapfen des vorausgehenden tritt, wodurch die Vielheit der letztern verhütet wird. Zu noch größerer Sicherheit streut derjenige, welcher den Zug schließt, dürres Laub und Sand hinter sich her. Der Anführer befindet sich an der Spitze des Zuges; der Spur des Feindes folgend eilt er durch die Windungen des Dickichts wie ein feinwitternder Spürhund. Von Zeit zu Zeit macht man Halt und horcht. Wenn bei den Europäern die Jagd ein Nachbild des Krieges ist, so ist bei den Wilden der Krieg ein Nachbild der Jagd: der Indianer lernt, indem er Menschen verfolgt, Bären ausfindig machen. Im Naturzustande ist der muthigste und kräftigste Jäger auch der größte Feldherr, im Zustande der Bildung hingegen machen

*) S. Natchez.

geistige Eigenschaften, scharfsinnige Combinationen und eine durch richtiges Urtheil vervollkommnete Uebung der großen Heerführer.

Die ausgeschickten Kundschafter bringen manchmal Bündel frisch abgeschnittenen Schilfes mit zurück; dieß sind gleichsam Ausforderungsbriefe oder Cartells. Man zählt die Schilfstücke, denn ihre Anzahl bezeichnet jene der Feinde. Bei Volksstämmen, welche, wie die Huronen, sich durch militärische Offenheit auszeichneten, drückten ehedem jene Schilfbündel genau die Wahrheit aus; bei andern Völkerschaften aber, z. B. den Irokesen, die im Rufe besonders feiner Politik standen, gaben die Schilfstengel die Zahl der Streiter bald zu groß, bald zu klein an.

Zuweilen kömmt man auf eine Stelle, wo der Feind vor Kurzem sein Nachtlager aufgeschlagen hatte; hier wird dann eine genaue Beaugenscheinigung vorgenommen. Aus der Bauart der Hütten lassen sich die verschiedenen Stämme eines Volkes, so wie ihrer Verbündeten erkennen. Hütten mit einem einzigen Thürpfosten rühren von den Illinesen her. Eine Stange weniger oder mehr, oder ihre größere oder geringere Neigung dient als Kennzeichen. Rund sind die Ajupa's der Outonesen; ebene aber hohe Dächer haben nur die Hütten des weißen Fleisches.

Es ist hie und da der Fall, daß die Feinde

noch vorher, [illegible] Volk, [illegible] folgt werden; sie erhielt, eine mit diesem Volke verbündete Horde schlagen, und, um ihre Verfolger zu erschrecken, eine Art Siegeszeichen zurücklassen. So fand man einst eine dicke, ganz von Rinde entblößte Birke, auf deren weißem Splint eine ovale Fläche folgende Figuren in schwarzer und rother Farbe gemalt darstellte: einen Bären, ein Birkenblatt von einem Schmetterlinge zernagt, zehn Kreise und vier Binsenmatten, einen fliegenden Vogel, einen Halbmond über Maisgarben, ein Kanot und drei Ajupa's, einen Menschenfuß und zwanzig Hütten, eine Eule und eine untergehende Sonne, eine Eule, drei Kreise und einen liegenden Mann, einen Kopfbrecher und dreißig Köpfe in einer Reihe, zwei Männer auf einem kleinen Kreise stehend, drei Köpfe in einem Bogen mit drei Linien. — Dieß Oval mit Hieroglyphen rührte von einem Illinesischen Häuptlinge, Namens Attabou her; solches war an dem eigenthümlichen Zeichen zu erkennen, das jener auch auf seinem Gesichte gemalt trug, nämlich an dem Bilde des Bären, des Manitou jenes Häuptlings. Das vom Schmetterling angefressene Birkenblatt war das Volkszeichen der Illinesen; die zehn Kreise bedeuteten tausend Krieger, jeder Kreis hundert; die vier Matten drückten aus, daß viermal Vortheile über den Feind errungen worden; der flie-

gende Kugel bezeichnete den Nordmarsch der Illinesen; der Mond über den Maisgarben gab als die Zeit dieses Ausmarsches den Mond des grünen Getreides an; das Kanu, das Ruder und die drei Ajupa's gaben Kunde, daß die tausend Krieger drei Tagereisen zu Wasser, dann der Menschenfuß und die zwanzig Hütten, daß sie zwanzig Tagereisen zu Lande zurückgelegt; die Eule war das Volkszeichen der Chicassas; die untergehende Sonne zeigte, daß die Illinesen ihren Angriff auf das Lager der Chicassas von der Westseite her machten; die Eule, die drei Kreise und der liegende Mann sagten, daß dreihundert Chicassas bei Nacht überfallen worden; der Kopfbrecher und die dreißig Köpfe verkündeten, daß die Illinesen dreißig Chicassas getödtet; die zwei auf einem Kreise stehenden Männer bezeichneten zwanzig Gefangene; die drei Köpfe in einem Bogen endlich gaben die Zahl der umgekommenen, und die drei Linien die Zahl der verwundeten Illinesen an.

Ein Kriegsoberhaupt muß diese Zeichen mit Geläufigkeit und Sicherheit zu deuten und, aus eigner Kunde über die Stärke und die Allianzen des Feindes, die Wahrheit der Angaben zu beurtheilen wissen. Entschließt er sich, ungeachtet der wirklichen oder vorgeblichen Siege des Feindes, dennoch zum Vorrücken, so macht er sich zugleich schlagfertig. Neue Kundschafter werden ausgesendet. Diese

schleichen bald durchs dichteste Gebüsch, bald kriechen sie auf allen Vieren, bald erklettern sie die höchsten Bäume, und so wie sie feindliche Hütten entdecken, eilen sie zurück, den Heerführer von der Stellung des Feindes zu benachrichtigen. Ist diese Stellung schwer angreifbar, so geht man zu Rathe, durch was für eine Kriegslist man den Feind wohl dazu bringen könnte, sie zu verlassen.

Eines der gewöhnlichsten Mittel, solches zu bewirken, besteht in der Nachahmung des Geschreies von jagdbaren Thieren. Junge Krieger zerstreuen sich in den Forsten und machen das Schmälen der Hirsche, das Brüllen der Büffel, das Kläffen der Füchse nach. Die Wilden kennen jene List, aber ihre Leidenschaft für die Jagd ist so groß und die Nachahmung der Thierstimmen so täuschend, daß sie immer wieder dieser Lockung folgen. Ihr Lager verlassend, werden sie von einem Hinterhalte überfallen. Sie suchen dann wieder, wo möglich eine durch die Natur vortheilhaft gelegte Stellung, etwa auf einem Damme in einem Moraste oder auf einer Erdenge zwischen zwei Seen, zu gewinnen. Ist ihnen dieß gelungen, so sieht man sie, anstatt daß sie sich durchzuschlagen versuchen, vielmehr ganz friedlich allerlei Spiel treiben, als ob sie daheim in ihren Dörfern wären. Stets nur im äußersten Falle entschließen sich zwei indianischen Horden zu einem ernstlichen

Treffen, sie bekriegen sich lieber durch Geduld und List, und da beide Theile ohne gehörige Vorräthe sind, so müssen entweder die Einen ihre Blokade aufheben, oder die Andern sich einen Ausweg bahnen.

Das wirkliche Gefecht ist gräulich anzusehen, es ist, wie bei den Schlachten der Alten, ein großer Zweikampf, Mann gegen Mann. Der menschliche Blick, worin der Zorn glüht, hat etwas Ansteckendes, etwas Schreckliches, das sich mittheilt. Der Schrei des Todes, die Kriegsgesänge, die gegenseitigen Beschimpfungen widerhallen auf dem Schlachtfelde; die Krieger rufen einander, wie die Helden Homers, die heftigsten Schimpfreden zu; sie kennen einander Alle persönlich. «Erinnerst du — so rufen die Einen — «dich noch des Tages, an dem du wünschtest, so «schnellfüßig wie der Wind zu seyn, um meinen «Pfeilen zu entfliehen? — Altes Weib! soll ich «dir frischen Brei oder heißen Thee in einem «Schilfrohr bringen lassen? — Erzschwätzer mit «dem großen Maule! — antworten die Andern, — «man sieht wohl, daß du den Weiberrock zu tra«gen gewohnt bist; deine Zunge ist wie ein «Espenblatt, nie steht sie still!»

Auch ihre körperlichen Gebrechen werfen die Kämpfer einander vor, sie heißen sich Hinker, Schielker, Zwerge, und solche der Eigenliebe bei-

gebrauchte Wunden steigern immer mehr die Wuth. Die schreckliche Gewohnheit, den Feind zu skalpiren, erhöht die Hartnäckigkeit des Kampfes. Man setzt nämlich den Fuß auf den Nacken des Besiegten, faßt mit der linken Hand den Haarschopf, welchen die Indianer auf dem Wirbel des Hauptes haben, und schneidet mit der rechten mittelst eines schmalen Messers rings um den Schopf ein kreisförmiges Stück aus dem Schedel aus. Diese Trophäe, wird zuweilen mit solcher Geschicklichkeit abgelöst, daß das Gehirn bloß liegt ohne im geringsten von der Messerspitze verletzt zu seyn.

Treffen zwei feindliche Horden auf einer Ebene zusammen, und die eine fühlt sich schwächer, so gräbt diese Löcher in die Erde und verschanzt sich darin. Die Belagerer schießen dann ihre Pfeile wie Bomben hinein und wissen sehr geschickt die Köpfe der Belagerten zu treffen.

Diejenigen, welche am meisten Feinde erlegt haben, erhalten zur Auszeichnung die Erlaubniß, Killiou-Federn *) zu tragen. Um hiebei unge-

*) Die hier gebrauchte Benennung „Killiou“ ist wahrscheinlich gleichbedeutend mit Killdir, welchen letztern Namen in Carolina und Virginien eine Art Regenpfeifer, Charadrius vociferus L. führt. A. d. A.

rechtigkeit zu vermeiden, haben die Pfeile eines jeden Kriegers ein besonderes Zeichen, woran man, wenn sie aus dem Leichnam des Feindes ausgezogen werden, den Schützen erkennt. Die Flinte gewährt keine Zeugenschaft für den Ruhm ihres Besitzers. Wenn die Indianer sich dieser Waffe oder des Kopfbrechers oder der Streitaxt bedienen, so wird die Menge seiner Schlachtopfer aus der Anzahl der Skalps (abgetrennten Haarschöpfe) erkannt.

Während des Treffens gehorcht man selten den Befehlen des Anführers, welcher auch selbst nur sich persönlich auszuzeichnen strebt. Selten werden die Fliehenden verfolgt; die Sieger bleiben auf dem Schlachtfelde, um die Todten auszuplündern, die Gefangenen zu binden und den Sieg durch Tanz und Gesang zu feiern. Man beweint die gefallenen Freunde und setzt ihre Leichname unter lautem Wehklagen auf Baumästen aus; die Leichen der Feinde aber läßt man im Staube liegen.

Ein Krieger wird vom Lager aus abgeordnet, der Nation die Siegesnachricht und die Heimkehr der Armee zu verkünden. *) Dann versammeln sich die Aeltesten, und der Heerführer erstattet Be-

*) Diese Heimkehr ist beschrieben im eilften Abschnitte der Natchez.

richt über den Feldzug, worauf entweder Fortsetzung des Krieges oder Unterhandlung des Friedens beschlossen wird.

Entscheidet man sich für den Frieden, so werden die Gefangenen, als ein Mittel, zu einem bessern Abschlusse zu kommen, aufbewahrt; beharrt man aber auf Krieg, so wird Todesstrafe über die Gefangenen verhängt. In Betreff des Nähern hierüber erlaube ich mir, die Leser auf Atala und die Natchez zu verweisen. Gewöhnlich äußern bei diesem Werk der Rache die Weiber die größte Grausamkeit, zerfleischen die Gefangenen mit den Nägeln, stechen sie mit spitzigen Arbeitswerkzeugen und bereiten das Mahl aus ihrem Fleische. Man ißt dieß Fleisch geröstet oder gesotten, und jene Cannibalen kennen genau die saftigsten Theile ihres Schlachtopfers. Wer die Feinde nicht auffrißt, trinkt wenigstens ihr Blut und beschwiert sich Brust und Angesicht mit demselben.

Die Weiber haben aber auch ein schönes Vorrecht: sie können Gefangene retten, indem sie sie als Brüder oder Gatten annehmen, zumal wenn sie selbst Brüder oder Gatten in der Schlacht verloren haben. Durch solche Art von Adoption werden alle natürlichen Rechte übertragen, und man hat kein Beispiel, daß ein adoptirter Gefangener an der Familie, als deren Mitglied er angenommen war, zum Verräther geworden, im Gegentheile

zeigt er eben so viel Eifer, wie seine neuen Mitbürger, im Kriege gegen seine alten Landsleute, woraus denn die auffallendsten Abentheuer entstehen. So treffen nicht selten im Gefechte Vater und Sohn zusammen, und wenn letzterer seinen Vater niederwirft, so läßt er ihn wohl das erstemal wieder frei, aber mit dem Beisatze: «Du gabst mir «einst das Leben, ich gebe es dir nun auch, und «so sind wir ausgeglichen. Laß dich fürder nicht «mehr vor mir sehen, denn ich würde dir den Haar«schopf abnehmen.»

Gleichwohl genießen die adoptirten Gefangenen keiner vollen Sicherheit. Geschieht es, daß das Volk, dem sie nun angehören, einen Verlurst erleidet, so werden sie ermordet, und selbst Weiber, welche ein Kind zur Pflege übernommen, sind im Stande, ihren Pflegling dann mit der Streitaxt in Stücke zu hauen.

Die Irokesen, übrigens wegen ihrer Grausamkeit gegen Kriegsgefangene berüchtigt, hatten einen Gebrauch, welchen man von den Römern entlehnt nennen möchte, und der eine hohe politische Einsicht andeutet: sie einverleibten fremde Volksstämme dem ihrigen, ohne sie zu Sklaven zu machen, ja sie zwangen selbe nicht einmal, die Gesetze und Sitten der Sieger anzunehmen.

Nicht alle indianischen Nationen pflegten ihre Gefangenen zu verbrennen; einige begnügten sich,

ſie zur Sklaverei zu verurtheilen. Allein die Sachems, ſtrenge Verfechter der alten Gebräuche, beklagten dieſe Humanität, die nach ihrer Anſicht nur eine Ausartung von der alten Tüchtigkeit war. Das Chriſtenthum, welches ſich allmählig unter den Indianern verbreitete, hatte zur Milderung ihrer rauhen Wildheit beigetragen. Im Namen eines von den Menſchen geopferten Gottes erlangten die Miſſionäre die Abſchaffung der Menſchenopfer; ſie pflanzten an der Stelle des Hinrichtungspfahles das Kreuz auf, und mit dem Blute Jeſu Chriſti wurde das Blut der Gefangenen erkauft.

Religion.

Als die Europäer nach Amerika kamen, fanden ſie unter den Wilden religiöſe Glaubenslehren, die ſich heut zu Tage größtentheils verloren haben. Die Völkerſchaften von Florida und Louiſiana beteten faſt insgeſammt die Sonne an, wie die Peruaner und Mexikaner. Sie hatten Tempel, Prieſter oder Zauberer und Opfer; jedoch fügten ſie jener Gottesverehrung des Südens auch noch Sagen und Verehrung einzelner Gottheiten des Nordens bei.

Die öffentlichen Opferfeſte wurden am Ufer der Flüſſe gefeiert und fanden beſonders beim Mathſel

der Jahrszeiten oder bei Gelegenheit von Friedensschlüssen oder Ausbruch eines Krieges statt. Besondre Opfer wurden in den Hütten verrichtet. Man streute die profane Asche in den Wind und zündete ein neues Feuer an. Die Opfergaben für die guten und bösen Genien bestunden in Thierfellen, Hausgeräthen, Waffen, Halsbändern, Allerley von geringem Werthe.

Aber ein, sämmtlichen Indianern gemeinschaftlicher Aberglaube, und so zu sagen der einzige, den sie beibehalten haben, war der Glaube an die Manitou's. Jeder Indianer hat seinen Manitou, so wie jeder Neger seinen Fetisch hat. Irgend ein Thier, ein Stein, ein Stück Holz, ein Zeuglappen, ein bunt bemalter Gegenstand, ein amerikanischer oder europäischer Zierrath dient als Manitou. Der Jäger nimmt sich höchlich in Acht, das Thier, welches er zum Manitou gewählt hat, zu tödten, und wenn es unglücklicherweise doch geschah, so sucht er auf alle mögliche Art die Manen des getödteten Gottes zu besänftigen; aber erst, wenn er einen andern Manitou geträumt hat, giebt er sich ganz zufrieden.

Die Träume spielen eine große Rolle in der Religion der Wilden, ihre Deutung ist eine eigne Wissenschaft, und die Traumbilder werden für etwas völlig Reelles gehalten. Bei dem civilisir-

den Völkern ist es oft umgekehrt: das Rechte gilt für ein Traumgebilde.

Unter den Eingebornen der Neuen Welt ist der Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele nicht entschieden ausgesprochen, allein sie haben dennoch allgemein eine, wiewohl undeutliche, Vorstellung davon, wie solches ihre Gebräuche, ihre Fabeln, ihre Leichenfeierlichkeiten, ihre Ehrfurcht gegen die Todten bezeugen. Weit entfernt, die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen, dehnen die Wilden dieselbe noch weiter aus, und scheinen sie auch der Seele der Thiere, vom Insekt, Reptil, Fisch und Vogel bis zum größten Säugthiere, zuzuschreiben. In der That müssen Völker, die überall Geister sehen und hören, natürlicherweise auch annehmen, daß sie in sich selbst einen Geist haben, und daß den übrigen beseelten Wesen der Wildniß ebenfalls etwas Göttliches innwohne.

Bei den Völkerschaften von Canada fand sich ein völliges System religiöser Fabeln, und nicht ohne Ueberraschung erkannte man darin Spuren der griechischen Dichtungen und der biblischen Wahrheiten.

Der Groß-Huse versammelte eines Tages auf den Gewässern seinen Hofstaat, der aus dem Moosthiere, dem Reh, dem Bären und andern vierfüßigen Thieren bestand. Er nahm vom Grunde

das Meer ein Sandkorn und bildete daraus die Erde. Dann schuf er die Menschen aus den todten Körpern verschiedener Thiere.

Eine andere Ueberlieferung macht den Gott des Krieges, Areskoi oder Agresgoue, zum höchsten Wesen oder großen Geiste.

Der Groß-Hase stieß bei seinen Unternehmungen auf Hindernisse, denn der Gott der Gewässer, Michabou, mit dem Beinamen Tigerkatze, widersetzte sich dem Groß-Hasen, und da dieser deßhalb mit Michabou zu kämpfen hatte, so konnte er nur sechs Menschen erschaffen. Einer dieser Menschen flog in den Himmel, und hatte Umgang mit der schönen Athaënsic, der Gottheit der Nacht. Als aber der Groß-Hase sah, daß letztere schwanger war, stürzte er sie mit einem Fußtritte auf die Erde herab und sie fiel auf den Rücken einer Schildkröte.

Einige indianische Priester behaupten, Athaënsic habe zwei Söhne gehabt, deren einer den andern tödtete. Allgemeiner hingegen wird geglaubt, sie habe blos eine Tochter zur Welt gebracht, welche Mutter von Tahouret-Garon und Jouskeka wurde. Jouskeka aber tödtete Tahouret-Garon.

Man nahm zuweilen Athaënsic für den Mond und Jouskeka für die Sonne. Auch Areskoui, der Gott des Krieges, ward für die Sonne gehalten. Bei den Natchez war Athaënsic, die Göttin der Nacht, das weibliche Oberhaupt der bösen Mäch-

ton's, und Jouskeka das weibliche Oberhaupt der guten.

In der dritten Generation erlosch das Geschlecht Jouskeka's fast gänzlich, denn der große Geist schickte eine Sündfluth. Messou, auch Saketschak genannt, sandte, als er diese Ueberschwemmung sah, einen Raben aus, um den Stand der Dinge auszukundschaften, allein der Rabe erledigte sich seines Auftrages sehr schlecht. Darum sandte Messou eine Zibethratte, welche ihm etwas Schlamm brachte. Messou versetzte nun die Erde wieder in ihren vorigen Zustand; er schoß Pfeile nach den noch aufrecht gebliebenen Baumstämmen, und die Pfeile wurden Aeste. Dann heirathete er aus Dankbarkeit eine weibliche Zibethratte, und aus dieser Ehe sind alle Menschen entsprossen, durch die heut zu Tage die Welt bevölkert ist.

Es giebt indeß von diesen Fabeln Varianten. Nach einigen Angaben wäre es nicht Messou gewesen, welcher der Sündfluth Einhalt that, sondern die Schildkröte, auf die Athaënsic vom Himmel gefallen war: diese Schildkröte schaffte schwimmend das Wasser mit ihren Pfoten bei Seite, und befreite so die Erde wieder von der Ueberschwemmung. Hiernach ist die Rache die Mutter des neuen Menschengeschlechtes.

Nächst dem Groß-Hasen ist der Groß-Biber der mächtigste Manitou. Er ist es, der den See Ni-

pissingue gebildet hat; die Wasserfälle, welche man im Flusse der Ontaouesen antrifft, rühren von Ueberresten des Dammes her, den der Groß-Biber gemacht hatte, um jenen See zu bilden; allein er starb mitten in der Arbeit. Er ist auf einem Berge begraben, der davon seine Gestalt hat. Keine Indianerhorde zieht am Fuße seines Grabes vorüber, ohne ihm zu Ehren eine Pfeife zu rauchen.

Michabou, der Gott der Gewässer, ist zu Mechillinakinac, an der Straße, welche den Huronsee mit dem Michigan verbindet, geboren. Von da begab er sich nach Detroit, machte einen Damm beim Wasserfalle St. Marie, und indem er so die Gewässer des Sees Alimipigon zurückdrängte, bildete er den obern See, um Biber zu fangen. Von der Spinne lernte Michabou Netze stricken, und lehrte dann diese Kunst auch die Menschen.

Es giebt Orte, welche Lieblingsaufenthalte der Gottheiten sind. Zwei Tagereisen unterhalb des Wasserfalles St. Anton sieht man die große Wakon-Teebe oder die Höhle des großen Geistes, welcher einen unterirdischen See von unergründeter Tiefe enthält. Wenn man einen Stein in diesen See wirft, so läßt der Groß-Haase eine fürchterliche Stimme hören. Schriftzüge finden sich an der Wölbung des Felsens von Geistern eingegraben.

Im Westen des obern Sees sind Berge, deren Gestein schimmert wie das Eis der Wasserfälle im

Winter, und jenſeits dieſer Berge dehnt ſich ein See aus, noch weit größer als der obere See. Jenen See und jene Berge liebt Michabou vorzugsweiſe. *) Der große Geiſt dagegen hat ſeinen Wohnſitz am obern See aufgeſchlagen; man ſieht ihn daſelbſt luſtwandeln, auch liebt er eine Art Stachelbeeren zu pflücken, die am ſüdlichen Geſtade in Menge wachſen. Oft entfeſſelt er, auf der Spitze eines Felſens ſtehend, die Stürme. Seine Wohnung iſt auf einer in dem See liegenden Inſel, die ſeinen Namen trägt; dorthin kommen die Seelen der auf dem Schlachtfelde gefallenen Krieger, um des Vergnügens der Jagd zu genieſſen.

Ehemals ragte mitten aus dem geheiligten See ein Berg von Kupfer empor, allein der große Geiſt entfernte ihn vor langer Zeit weg und brachte ihn anderswohin; indeß zerſtreute er am Ufer Stücke Kupfererz, welche die beſondere Eigenſchaft beſitzen, Diejenigen unſichtbar zu machen, welche davon beſitzen. Aber der große Geiſt will nicht, daß man dieſe Steine berühre. Eines Tages waren einige algonkiniſche Männer ſo frech, einen ſolchen Stein aufzuheben, jedoch kaum hatten ſie ihre Kanots

*) Dieſe alte Tradition von einer Gebirgskette und einem unermeßlichen See im Nordweſten deutet ſichtlich ſicher auf die Rocky-Mountains und den ſtillen Ocean.

wieder bestiegen, als ein Mannikon, mehr als sechzig Ellen hoch, aus einem Walde hervorkam und sie verfolgte; das Wasser des Sees reichte ihm kaum bis an den Gürtel, und er nöthigte die Fliehenden, den geraubten Schatz in die Fluthen zu werfen.

An den Gestaden des Huronsees machte der große Geist den weißen Hasen singen wie einen Vogel, und gab dem blauen Vogel die Stimme einer Katze.

Athaënsic pflanzte auf den Inseln des Eriesees das Flöhkraut*). Wenn ein Krieger dieß Kraut ansieht, wird er vom Fieber befallen; wenn er es berührt, läuft ein leichtes Feuer über seine Haut. Athaënsic pflanzte ferners an das Ufer des Eriesees die weiße Ceder **), um das Menschengeschlecht auszurotten; denn die Ausdünstung dieses Baumes tödtet das Kind im Mutterleibe, wie der Reif die Blüthe der Weinreben abfallen macht.

Der Groß-Hase begabte die Wachteule des Eriesees mit Weisheit. Dieser Vogel fängt daher Sommerszeit Mäuse, die er verstümmelt, aber lebendig in sein Nest bringt, wo er sie sorgfältig für den

*) „Herbe à la puce", Rhus Toxicodendron L.? A. d. U.

**) Cupressus thyoides L. Diese Angaben der Wilden deuten auf eine Wirkung, welche mit jener des Sadebaumes übereinstimmt. A. d. U.

Winter, und jenseits dieser Berge dehnt sich ein See aus, noch weit größer als der obere See. Jenen See und jene Berge liebt Michabou vorzugsweise. *) Der große Geist dagegen hat seinen Wohnsitz am obern See aufgeschlagen; man sieht ihn daselbst lustwandeln, auch liebt er eine Art Stachelbeeren zu pflücken, die am südlichen Gestade in Menge wachsen. Oft entfesselt er, auf der Spitze eines Felsen stehend, die Stürme. Seine Wohnung ist auf einer in dem See liegenden Insel, die seinen Namen trägt; dorthin kommen die Seelen der auf dem Schlachtfelde gefallenen Krieger, um des Vergnügens der Jagd zu genießen.

Ehemals ragte mitten aus dem geheiligten See ein Berg von Kupfer empor, allein der große Geist hob ihn vor langer Zeit weg und brachte ihn anderswohin; indeß zerstreute er am Ufer Stücke Kupfererz, welche die besondere Eigenschaft besitzen, Diejenigen unsichtbar zu machen, welche davon bei sich tragen. Aber der große Geist will nicht, daß man diese Steine berühre. Eines Tages waren einige algonkinsche Männer so frech, einen solchen Stein aufzuheben, jedoch kaum hatten sie ihre Kanots

*) Diese alte Tradition von einer Gebirgskette und einem unermeßlichen See im Nordwesten deutet ziemlich sicher auf die Rocky-Mountains und den stillen Ocean.

dich auf meine Matte.« Hondioun ſetzt ſich ohne zu ſprechen: Athanënſic und ihre Wuth waren in ſeinem Herzen. Almilao ſchlingt einen Arm um den irokeſiſchen Krieger, ohne ihn zu kennen, und ſucht ſeine Lippen. Hondioun küßte ſie wie den Mond.

Akoueſſan, der Abenaqueſe, ein Verbündeter der Huronen, kömmt an und nahet in der Dunkelheit. Die Liebenden aber waren in Schlaf geſunken. Jener legt ſich neben Almilao nieder, ohne Hondioun, der ſich in die Felle des Bettes eingewickelt hatte, zu bemerken. Akoueſſan bezauberte den Schlaf ſeiner Geliebten. Hondioun erwacht, ſtreckt die Hand aus, berührt den Haarſchopf eines Kriegers, und vom Schrei des Kriegers erbebt die Hütte. Die Sachems der Huronen eilen herbei. Akoueſſan, der Abenaqueſe, lebte nicht mehr.

Hondioun, der Irokeſen-Häuptling, wird an den Pfahl der Gefangenen gebunden; er ſingt ſein Todeslied, ruft mitten in den Flammen Almilao und fordert ſie auf, ſein Herz zu eſſen. Sie weint und lächelt: Leben und Tod ſchwebten auf ihren Lippen.

Der Groß-Haſe verſetzte die Seele Hondioun's in die ſchwarze Schlange, und die Seele Almilao's in den kleinen Vogel des Ontarioſees. Der kleine Vogel greift ſeitdem die ſchwarze Schlange

an und streckt sie mit seinem Schnabel todt nieder. Akonessan ward in einen Meermann verwandelt.

Der Groß-Hase machte im Lande der Abenaquasen eine Grotte von schwarzem und grünem Marmor, und pflanzte im salzigen See (Meer) einen Baum an den Eingang der Grotte. Alle Mühe des weißen Fleisches, den Baum zu entwurzeln, war vergebens. Wenn auf dem See ohne Ufer der Sturm braust, steigt der Groß-Hase vom blauen Fels herab und beweint unter dem Baume Hondiaun, Almilao und Akonessan.

So geleiten die Fabeln der Wilden den Reisenden von den canadischen Seen bis an die Küsten des atlantischen Meeres. Moses, Lucrez und Ovid scheinen diesen Völkerschaften, ersterer seine Tradition, der zweite seine schlechte Naturkunde, der dritte seine Metamorphosen als Erbe hinterlassen zu haben. Es lag aber in diesem Allem genug Religion, genug Täuschung und genug Poesie, um zu unterrichten, irre zu führen und zu trösten.

dich auf meine Matte. Hondioun setzt sich ohne zu sprechen: Athuënsic und ihre Wuth waren in seinem Herzen. Almilao schlingt einen Arm um den irokesischen Krieger, ohne ihn zu kennen, und sucht seine Lippen. Hondioun liebte sie wie den Mond.

Akouessan, der Abenaquèse, ein Verbündeter der Huronen, kömmt an und nahet in der Dunkelheit. Die Lebenden aber waren in Schlaf gesunken. Jener legt sich neben Almilao nieder, ohne Hondioun, der sich in die Felle des Bettes eingewickelt hatte, zu bemerken. Akouessan bezauberte den Schlaf seiner Geliebten. Hondioun erwacht, streckt die Hand aus, berührt den Haarschopf eines Kriegers, und vom Schrei des Kriegers erbebt die Hütte. Die Sachems der Huronen eilen herbei. Akouessan, der Abenaquese, lebte nicht mehr.

Hondioun, der Irokesen-Häuptling, wird an den Pfahl der Gefangenen gebunden; er singt sein Todeslied, ruft mitten in den Flammen Almilao und fordert sie auf, sein Herz zu essen. Sie weint und lächelt: Leben und Tod schwebten auf ihren Lippen.

Der Groß-Hase versetzte die Seele Hondioun's in die schwarze Schlange, und die Seele Almilao's in den kleinen Vogel des Ontariosees. Der kleine Vogel greift seitdem die schwarze Schlange

Staatsverfassungen gebildeter Völker, den Despotismus, die absolute und die beschränkte, die Wahl- und die Erb-Monarchie nicht minder als den Freistaat.

Die Indianer von Nordamerika kennen repräsentative Republiken und Monarchien, und der Föderalismus war eine der besonders gewöhnlichen politischen Einrichtungen bei ihnen. Die große Ausdehnung ihrer Wildniß hatte bei ihnen in Bezug auf die Wissenschaft von den Regierungsformen dieselbe Wirkung wie bei uns die Uebervölkerung.

Der Irrthum, in welchen man hinsichtlich des Daseyns einer wirklichen Regierungsform der Wilden verfiel, ist um so auffallender, da man durch die Geschichte der Griechen und Römer hätte hierüber belehrt seyn sollen: diese hatten ja bei der Gründung ihrer Staaten sehr verwickelte Institutionen.

Die politischen Gesetze entstehen bei den Menschen vor den bürgerlichen. Denn, obschon man glauben sollte, letztere müßten vorausgehen, so ist es dennoch Thatsache, daß die Gewalt früher geregelt wird, als das Recht, weil die Menschen eher das Bedürfniß fühlen, sich gegen Willkühr zu sichern, als die übrigen wechselseitigen Verhältnisse unter sich zu bestimmen.

Die politischen Gesetze entstehen von selbst mit

dem Menschen und stellen sich fest, ohne daß etwas Anderes vorausgegangen. Man findet sie daher auch bei den rohesten Horden. Die bürgerlichen Gesetze hingegen bilden sich aus Gewohnheiten; was zuerst bei der Vermählung eines Mädchens und eines Jünglings, bei der Geburt eines Kindes, beim Tode eines Familienhauptes ein religiöser Gebrauch gewesen, bildet sich im Laufe der Zeiten zu einem Gesetze um. Eine zweite Quelle bürgerlicher Gesetze ist das Privateigenthum; dieß ist aber den Jägervölkern unbekannt. Auch gab es bei den nordamerikanischen Wilden keinen Codex der Verbrechen und Strafen. Vergehungen gegen Sachen oder Personen wurden durch die Familie, nicht durch das Gesetz bestraft. Rache vertrat die Stelle der Rechtspflege; und Vieles, was unter civilisirten Menschen Angelegenheit des öffentlichen Rechtes ist, fällt bei wilden dem Naturrechte anheim.

Wir wollen zuvörderst die allgemeinen Eigenschaften der Staatsverfassungen der Wilden zusammenstellen, und dann zum Einzelnen einer jeden ihrer Regierungsformen übergehen.

Die indianischen Völkerschaften sind in Stämme (tribus) eingetheilt, deren jeder ein erbliches Oberhaupt hat, welches wohl zu unterscheiden ist von dem Kriegsanführer, der, wie bei den alten Germanen, durch Wahl ernannt wird. Jeder Stamm

führt seinen eigenen Namen: Stamm des Wolfes, des Bären, des Bibers u. s. w. Das Stammbild, welches den Stamm bezeichnet, dient auch als Feldzeichen im Kriege und als Siegel bei Verträgen.

Die Oberhäupter der Stämme und der Stammesabtheilungen erhalten ihre Namen von irgend einer Eigenschaft, von einem Gebrechen ihres Körpers oder Geistes, oder von einem Ereignisse ihres Lebens. So heißt der Eine der weiße Bison, ein Anderer das gebrochene Bein, der platte Mund, der trübe Tag, die schöne Blume, der Spießwerfer, der Bärentödter, das Feuerherz u. dgl. So war es auch in Griechenland, und in Rom hatte Cocles diesen Namen wegen von seinen nahe beisammenstehenden Augen, der vom Verluste eines Auges, und Cicero's von einer Warze oder von den Pflanzungen seines Ahnherrn. Auch unter den Königen und Helden der neuern Geschichte kommen Namen vor wie: der Kahle, der Stammler, der Rothbart, der Hinkende, Mattel oder der Hammer, Capet oder der Dickkopf u. s. w.

Die Rathsversammlungen der indianischen Völkerschaften bestehen aus den Oberhäuptern der Stämme, den Heerführern, den Matronen, den Medicinen, den Propheten oder Zauberern (Jongleurs) und den Aerzten. Doch haben hierin je nach der Verfassung des Volkes Unterschiede statt.

Eine indianische Rathsversammlung gewährt einen sehr malerischen Anblick. Den Anfang macht die Ceremonie mit der Tabakspfeife. Dann nimmt ein Redner das Wort. Die Mitglieder des Rathes sitzen oder liegen auf der Erde; die Einen, ganz nackt, haben blos eine Büffelhaut zur Hülle; Andre, vom Kopfe bis zu den Füßen tätowirt, gleichen ägyptischen Statuen; noch Andre sind mehr den wilden Thieren, Federn, Vogelschnäbeln, Bärenklauen, Büffelhörnern, Biberknochen, Fischzähnen, auch mit europäischem Putzwerke geschmückt. Die Gesichter sind mit allerlei bunten Farben bemalt oder auch blos weiß oder schwarz angestrichen. Der Redner wird mit großer Aufmerksamkeit angehört, und, so oft er Inne hält, ertönt der Beifallsruf: Dah! Dah! . . .

Man sollte denken, Völker von solcher Einfachheit müßten nichts Politisches zu verhandeln haben; allein sicherlich kommen kaum bei einem civilisirten Volke mehrerlei Angelegenheiten zur Berathung. Da ist eine Gesandtschaft an einen benachbarten Stamm zu schicken, um ihm zu einem Siege Glück zu wünschen; ein Allianztraktat abzuschließen oder zu erneuern; eine Erklärung über Gebietsverletzung zu fordern; es sind Abgeordnete zu ernennen, um der Todtenfeier eines Häuptlings beizuwohnen; es ist auf einem Landtage eine Abstimmung zu geben; es ist ein Oberhaupt

führt seinen eigenen Namen: Stamm des Adlers, des Bären, des Bibers u. s. w. Das Sinnbild, welches den Stamm bezeichnet, dient auch als Feldzeichen im Kriege und als Siegel bei Verträgen.

Die Oberhäupter der Stämme und der Stammesabtheilungen erhalten ihre Namen von irgend einer Eigenschaft, von einem Gebrechen ihres Körpers oder Geistes, oder von einem Ereignisse ihres Lebens. So heißt der Eine der weiße Bison, ein Andrer das gebrochene Bein, das platte Maul, der trübe Tag, die schöne Stimme, der Spießwerfer, der Bibertödter, das Feuerherz u. dgl. So war es auch in Griechenland, und in Rom hatte Eocles diesen Namen entweder von seinen nahe beisammenstehenden Augen oder vom Verluste eines Auges, und Cicero von einer Warze oder von den Pflanzungen seines Ahnherrn. Auch unter den Königen und Helden der neuern Geschichte kommen Namen vor wie: der Kahle, der Stammler, der Rothbart, der Hinkende, Martel oder der Hammer, Capet oder der Dickkopf u. s. w.

Die Rathsversammlungen der indianischen Völkerschaften bestehen aus den Oberhäuptern der Stämme, den Heerführern, den Matronen, den Rednern, den Propheten oder Zauberern (jongleurs) und den Aerzten. Doch haben hierin je nach der Verfassung des Volkes Unterschiede statt.

ihnen er sich merken mußte, auswendig, oder schrieb ihn vielmehr in sein Gedächtniß. *)

Manchmal werden die Rathschlüsse der Sachems mit geheimen Zeichen in Bäume eingeschnitten. Allein die Zeit, welche unsre alten Chroniken zerstört, vernichtet auch jene der Wilden, wiewohl auf andre Art; sie überzieht den Papyrus, auf welchem die Geschichte des Indianers verzeichnet ist, mit einer neuen Rinde, und nach Verlauf einer kurzen Reihe von Jahren sind im Schatten des nämlichen Baumes der Indianer und seine Geschichte dahingeschwunden. —

Wir wollen nun zur Geschichte der besondern Einrichtungen einzelner indianischer Regierungsarten übergehen und mit dem Despotismus beginnen.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß überall, wo der Despotism eingeführt ist, eine Art physischer Civilisation herrscht, wie man sie bei den meisten Völkern von Asien antrifft, und wie sie in Peru und Mexiko vorhanden war. Der Mensch, welcher sich nicht mehr mit öffentlichen Angelegenheiten abgeben darf, und der sein Leben an einen Herrn hingiebt, wie ein Stück Vieh oder ein Kind

*) M. s. die bis ins Einzelne der Wahrheit gemäße Beschreibung einer Rathsversammlung der Wilden in den Natchez. (Uebers. Thl. V.)

hat volle Zeit sich mit seinen metaphysischen Wahnbildungen zu beschäftigen. Und da das System der Sklaverei jenem Menschen auch noch andre Hände, als seine eignen, dienstbar macht, so bauen diese Maschinen sein Feld, verschönern seine Wohnung, verfertigen seine Kleider und bereiten sein Mahl. Allein, auf einer gewissen Stufe angelangt, erleidet diese Civilisation des Despotismus einen Stillstand, denn der Obertyrann mag zwar einige Grade untergeordneter Tyrannei verstatten, behält aber immer die Gewalt über Leben und Tod seiner Untergebenen, und diese tragen Sorge, sich innerhalb der Schranken einer gewissen Mittelmäßigkeit zu halten, welche weder die Habgier noch die Eifersucht der Macht reizen kann.

. . . . . .

Unter der Herrschaft des Despotismus giebt es daher wohl Anfänge von freiem Lebensgenuß und von geregelter Verwaltung, aber in einem Maaße, welches weder zur völligen Entwickelung der Industrie führt, noch dem Geiste des Menschen vergönnt, durch Aufklärung zur Freiheit zu gelangen.

Ferdinand de Soto fand Völker dieser Art in Florida und an den Ufern des Mississipi. Längs dieses großen Stromes erstreckte sich die Herrschaft der Natchez. Diese stammten aus Mexiko, sie hatten es erst nach dem Umsturze von Montezuma's Throne verlassen, und die Zeit ihrer Auswanderung stimmt mit jener der Chilkaffas zusammen, die aus

Paru kamen und gleichfalls durch die Invasion der Spanier aus der Heimath vertrieben waren.

Ein Oberhaupt mit dem Beinamen die Sonne, von der er auch seine Abstammung herleitete, beherrschte die Natchez. Die Thronfolge hatte in der weiblichen Linie statt, in der Art, daß nicht der Sohn der Sonne selbst, sondern der Sohn der Schwester der Sonne oder sonst der nächsten weiblichen Verwandten den Thron erbte. Dieß Weib hieß weibliches Oberhaupt oder oberstes Weib (femme-chef) und hatte gemeinschaftlich mit der Sonne eine Leibwache von jungen Leuten, Allonez genannt.

Die höchsten Würdeträger unter der Sonne waren zwei Kriegsanführer, zwei Priester, zwei Beamte für die Unterhandlungen, der Aufseher über die öffentlichen Arbeiten u. Vorrathskammern, ein besonders wichtiger Mann, der den Titel Oberhaupt des Mehles führte, endlich vier Ceremonienmeister.

Die Erndte, welche gemeinsam vorgenommen, und deren Ertrag unter die Obhut der Sonne gestellt wurde, war ursprünglich die Hauptursache der Entstehung der Tyrannei. Als ausschließlicher Bewahrer der Subsistenzmittel Aller, benützte der Monarch diesen Umstand, um sich Creaturen zu machen; er gab den Einen auf Unkosten der Anderen, und erfand jene Hierarchie der Stellen, wodurch eine Menge Leute Mithelfer zur Unterdrückung wer-

den und haben bei der Aufrechthaltung der Gewalt interessirt sind. Die Sonne umgab sich mit Satelliten, die bereit waren, ihre Befehle auszuführen. Nach wenigen Menschenaltern hatten sich Standesklassen im Staate gebildet: die Abkömmlinge von den Anführern oder Offizieren der Allouez behaupteten edler als Andre zu seyn, und man glaubte es. Hierauf ward eine Menge Gesetze erfunden. Jeder Bürger ward verpflichtet, der Sonne einen Theil der Ausbeute von Jagd und Fischfang darzubringen. Wenn die Sonne diese oder jene Arbeit befahl, so war man gehalten, sie ohne Lohn zu verrichten. Mit der Auferlegung der Frohndienste bemächtigte sich die Sonne auch des Richteramtes. «Man schaffe mir diesen Hund weg», sprach er, und seine Leibwache gehorchte.

Der Despotismus der Sonne erzeugte jenen des obersten Weibes und dann jenen der Edelleute. Verfällt ein Volk in Knechtschaft, so entsteht eine Kette von Zwingherren durch alle Stufen hinab. Die Willkühr der Macht des obersten Weibes nahm den Charakter des Geschlechtes dieser Oberherrin an, sie wendete sich auf Seite der Sitten. Das oberste Weib glaubte sich berechtigt, so viele Männer und Liebhaber zu haben, als sie wollte, und ließ dann diejenigen, welche sich ihre Mißgunst zugezogen, erwürgen. Binnen Kurzem wird es dann als zulässig angesehen, daß die junge Sonne,

worum sie den Thron bestiegen, ihren Vater, falls er nicht Edelmann war, auch könnte erwürgen lassen.

Jene Verderbniß theilte sich von der Mutter des Thronerben aus auch den übrigen Weibern mit. Die Edelmänner durften die Jungfrauen, ja selbst die jungen Ehegattinen im ganzen Volke mißbrauchen. Die Sonne war selbst so weit gegangen, eine allgemeine Schändung der Weiber zu verordnen, wie dieß in Babylon bei gewissen Tempelfesten zu geschehen pflegte.

Nur noch ein Uebel fehlte, der Aberglaube. Auch damit wurden die Natchez heimgesucht. Die Priester bemühten sich, durch Schwächung der Einsicht des Volkes die Tyrannei zu stärken. Es ward zur ausgezeichneten Ehre und zu einem verdienstlichen gottgefälligen Werke gestempelt, auf dem Grabe eines Adelichen sich selbst zu entleiben, und bald kam es dahin, daß die Leichenfeier manches Oberhauptes mit einem Blutbade von mehr als hundert Schlachtopfern endete. Diese Unterdrücker schienen nur darum das volle Maaß ihrer unbeschränkten Gewalt nicht schon im Leben zu erschöpfen, um noch eine Erbschaft von Tyrannei für ihren Tod übrig zu lassen; und so sehr war man an Sklaverei gewöhnt, daß man noch einem Leichname gehorchte! Ja, noch mehr: man erbat sich manchmal zehn Jahre voraus die Ehre, die Sonne in das Land der Seelen begleiten zu dürfen. Hiebei übte aber der Hun-

mit einem Akt der Gerechtigkeit: dieselben Allonez, durch welche die Knechtschaft begründet worden war, genossen die Früchte ihres Werkes, denn die öffentliche Meinung machte es ihnen zur Pflicht, beim Todtenfeste ihres Herrn sich mit dem eigenen Dolche zu durchbohren; Selbstmord gab eine würdige Verherrlichung des Leichenprunkes des Despotismus. Aber was half dem Beherrscher der Natchez diese Begleitung seiner Leibwache ins jenseitige Leben? konnte sie ihn schützen gegen den ewigen Rächer der Unterdrückten?

War das oberste Weib gestorben, so wurde dessen Gatte, wenn er nicht adelich war, erwürgt. Die älteste Tochter des obersten Weibes, welche diesem in der Würde folgte, verordnete die Erdrosselung von zwölf Kindern, deren zwölf Leichen dann rings um jene des alten obersten Weibes und seines Gatten auf eine feierlich geschmückte Bahre gelegt wurden.

Vierzehn Allonez erhoben die Bahre, der Zug setzte sich in Bewegung. Die Väter und Mütter der erdrosselten Kinder, paarweise gebund und ihre todten Kinder auf den Armen tragend, eröffneten die Reihen. Vierzehn Schlachtopfer, die sich dem Tode geweiht hatten, folgten der Bahre, den tödtlichen Strang, welcher sie selbst erdrosseln, in den Händen haltend. Ihre nächsten Anverwandten um-

geben sie. Zuletzt kam die Familie des obersten Weibes.

Von zehn zu zehn Schritten ließen die vorausgehenden Väter und Mütter die Leichname ihrer Kinder auf die Erde fallen, und die Träger der Bahre giengen darüber hin, so daß, wenn man beim Tempel anlangte, das Fleisch dieser zarten Körper in Stücke zerfiel. Am Begräbnißplatze machte der Zug Halt. Die vierzehn dem Tode geweihten Personen wurden entkleidet; sie setzten sich auf der Erde nieder, auf die Kniee einer jeden von ihnen setzte sich ein Allouez, ein anderer hielt ihnen die Hände auf den Rücken fest, man ließ sie drei Stücke Tabaksblätter verschlingen und ein wenig Wasser trinken, warf ihnen die Schlinge um den Hals, und die Verwandten des obersten Weibes zogen nun singend an den beiden Enden des Stranges.

Man begreift kaum, wie ein Volk, bei welchem Privateigenthum und der größte Theil der Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens unbekannt war, einer solchen Unterjochung anheimfallen konnte. Einerseits nackte Menschen und natürliche Freiheit; andrerseits beispiellose Besteuerung und ein Despotism, welcher Alles, was man davon bei civilisirten Völkern sah, weit übersteigt; einerseits die Unschuld und die Tugenden eines noch im Werden begriffenen politischen Zustandes, andrerseits die Verdorbenheit

und die Verbrechen eines aus Alter zerfallenden Staates: welche abentheuerliche Vereinbarung!

Eine einfache, natürliche Staatsumwälzung, fast ohne Gewaltthätigkeit, befreite die Natchez großentheils von ihren Fesseln. Beinahe erdrückt vom Joche des Adels und der Sonne, zogen sie sich blos in die Wälder zurück, und die Wildniß gab ihnen die Freiheit wieder. Die Sonne, im großen Dorfe zurückgeblieben, vermochte nun, da Niemand mehr die gemeinschaftlichen Aecker bebaute, den Allouez nichts mehr zu geben, und ward von diesen Söldlingen verlassen. Jene Sonne aber hatte einen vernünftigen Fürsten zum Nachfolger, welcher die Leibwache nicht wieder herstellte, sondern die tyrannischen Gebräuche abschaffte, seine Unterthanen zurückrief und ihnen seine Verwaltung angenehm zu machen wußte. Ein von ihm eingesetzter Rath von alten Männern zerstörte, indem er das gemeinschaftliche Eigenthum auf eine neue Art ordnete, das Princip der Tyrannei.

Die indianischen Völkerschaften, von gewissen uralten Ansichten beherrscht, haben eine unüberwindliche Abneigung gegen den Privatbesitz, der doch die eigentliche Grundlage geselliger Ordnung ist. Daher bei manchen Stämmen jenes gemeinschaftliche Eigenthum, jenes von allen bebaute Getreidefeld, jene Niederlegung des Erndten-Ertrages in Vorrathskammern, aus denen Jeder seinen Bedarf ablangt;

aber ebendaher auch die Macht der Häuptlinge, welche die Aufsicht über jene Schätze haben, und dieselben endlich zum Behufe ihrer herrschsüchtigen Bestrebungen anwenden.

Die Natchez fanden bei ihrer politischen Wiedergeburt ein Mittel, die Einführung des Privatbesitzes zu umgehen, ohne sich den Nachtheilen des gemeinschaftlichen Besitzes preiszugeben. Das große Getreidefeld ward in so viele Loose getheilt, als Familien da waren, und jede Familie nahm den Ertrag des Feldantheils, den ihr Loos bezeichnete, zu sich. Auf diese Art gieng die öffentliche Vorrathskammer ein, aber das Feld blieb gemeinschaftlich, denn indem jede Familie nicht gerade auf jenem Stücke des Ackers, das sie bearbeitet und angesäet hatte, erndtete, konnte sie nicht sagen, sie habe ein besonderes Recht auf den Besitz dessen, was ihr zugefallen war. Es beruhte nämlich nicht sowohl auf Gemeinschaftlichkeit von Grund und Boden, als auf der Gemeinschaftlichkeit der Arbeit das gemeinschaftliche Eigenthum.

Im Aeußerlichen und in den Formen behielten die Natchez ihre alten Einrichtungen bei, sie hörten nicht auf, eine absolute Monarchie, eine Sonne, ein oberstes Weib und verschiedene Stände oder Menschen-Klassen zu haben. Aber dieß Alles bestand blos als Erinnerung an

die Vergangenheit; eine nützliche Erinnerung für die Völker, denn es ist diesen niemals gut, dem Ansehen der Voreltern seine Gültigkeit zu nehmen. Immerfort wurde das ewige Feuer im Tempel unterhalten; auch die Asche der alten Oberhäupter blieb in dem Tempel unversehrt, denn nur mit frevelnder Hand verletzt man die Freistätte der Todten, und überdieß giebt der Staub der Tyrannen nicht minder große Lehren, als jener von andern Menschen.

Die Muſcogulgen,

oder

die beſchränkte Monarchie im Naturzuſtande.

Oeſtlich von dem Lande der durch den Deſpotismus niedergedrückten Natchez wohnten die Muſcogulgen, bei welchen die nächſte von den verſchiedenen Abſtufungen der Regierungsformen der Wilden, die conſtitutionelle oder beſchränkte Monarchie, ſich ausgebildet hatte.

Die Muſcogulgen bilden mit den Siminolen im alten Florida den Bund der Creeks. Sie haben als Oberhaupt einen König oder Präſidenten mit der Benennung Mico.

Der Mico iſt als der erſte Mann der Nation anerkannt und empfängt alle Arten von Ehrenbezeugungen. Führet er im Rathe den Vorſitz, ſo erweiſt man ihm eine faſt verächtliche Unterwürfigkeit; iſt er abweſend, ſo bleibt ſein Sitz leer. Er beruft den Rath zuſammen um Krieg oder Frieden zu beſchließen, und an ihn wenden ſich

Abgesandte oder Reisende von auswärtigen N
tionen.

Der Mico wird zu dieser Würde erwählt,
aber dann unabsetzbar. Die Aeltesten des Volk
ernennen ihn, die Krieger bestättigen seine E
nennung. Wer auf die Stelle des Mico A
spruch haben will, muß in der Schlacht geblut
oder sich sonst durch Einsicht, Talent und B
redsamkeit ausgezeichnet haben. So verdankt di
ser Souverain seine Macht blos seinem Verdienst
und erhebt sich über den Bund der Creeks glei
der Sonne, welche die Erde belebt und befruchte

Der Mico trägt kein Zeichen seiner hohe
Würde; außerhalb des Rathes ist er wie ein g
meiner Sachem, mischt sich unter die Meng
plaudert, raucht, leert den Becher mit allen Kri
gern: ein Fremder würde ihn nicht erkennen. Au
in der Rathsversammlung, wo er viel Ehre e
pfängt, hat er nichts als seine Stimme, sein ga
zer Einfluß beruht auf seiner Weisheit, und s
nen Vorschlägen folgt man nur deßhalb beina
allzeit, weil sie beinahe allzeit die besten sind.

Die Verehrung der Muscogulgen für ihr
Mico ist unglaublich. Steht ein junger Mens
im Begriff, etwas Unanständiges zu thun, un
sein Gefährte sagt zu ihm: «Nimm dich i
Acht, der Mico sieht's,» — so läßt jener a
genblicklich von seinem Beginnen ab. Dieß

die Kraft des unsichtbaren Despotismus der Tugend.

Indessen ist der Mico im Besitze eines gefährlichen Vorrechtes. Die Erndten sind bei den Muscogulgen gemeinschaftlich, und jede Familie muß von dem Ertrage ihres Looses einen bestimmten Theil in die öffentliche Vorrathskammer abliefern, worüber dann der Mico nach Gutdünken verfügt. Mißbrauch dieses Privilegiums würde, dem früher Gesagten zufolge, leicht zur Tyrannei, wie bei den Natchez, führen.

Nächst dem Mico hat der Rath der Alten die höchste Gewalt im Staate. Dieser Rath entscheidet über Krieg und Frieden, und bringt die Anordnungen des Mico zur Ausführung; — eine seltsame Einrichtung: In der Monarchie civilisirter Völker hat der König die ausübende Gewalt, und der Rath oder die Nationalversammlung die gesetzgebende; hier ist es umgekehrt: der Monarch giebt die Gesetze und der Rath führt sie aus. Vielleicht dachten diese Wilden, es sey minder gefährlich einem Rathe von Greisen die ausübende Gewalt zu übertragen, als sie in die Hand eines einzigen Mannes zu legen. Und da auf der andern Seite die Erfahrung lehrte, daß ein einzelner Mann von reifem Alter und besonnenem Geiste besser, als eine berathende Versammlung,

Gesetze entwirft, so übertrugen die Muscogulgen die gesetzgebende Gewalt ihrem Könige.

Allein der Staatsrath der Muscogulgen hat einen Hauptfehler: er steht unter der unmittelbaren Leitung des Oberzauberers, welcher ihn durch Furcht vor Zauberei und durch Traumdeutungen regiert. Die Priester bilden bei diesem Volke eine furchtbare Körperschaft, die sich aller Gewalt zu bemächtigen droht.

Der Kriegsoberste ist unabhängig von dem Mico und übt eine unbeschränkte Macht über die bewaffnete Jugend. Gleichwohl wird, bei besonders drohender Gefahr, der Mico auf eine bestimmte Zeit Heerführer nach außen, so wie er Obrigkeit im Innern ist.

So ist, oder vielmehr so war die Regierungsform der Muscogulgen, an und für sich und ohne Rücksicht auf die Bundesverhältnisse betrachtet. In letzterer Beziehung gestaltet sie sich allerdings etwas anders.

Die Muscogulgen, ein stolzes und ehrgeiziges Volk, kamen von Westen her und bemächtigten sich Floridas, indem sie dessen erste Bewohner, die Yamasen, völlig ausrotteten. *) Bald darauf ka-

*) Diese Sagen von den indianischen Völkerwanderungen sind dunkel und einander widersprechend. Einige unterrichtete Männer betrachten die Völkerstämme Floridas als einen Rest der

men die Siminolen aus Osten und schlossen sich an die Muscogulgen an. Diese, welche die mächtigern waren, zwangen jene, ein Bündniß einzugehen, vermöge dessen die Siminolen Abgeordnete in das große Dorf der Muscogulgen senden müssen, und so zum Theile durch den Mico der letztern regiert werden. Die beiden verbündeten Völker wurden von den Europäern die Nation der Creeks genannt, und in obere Creeks (die Muscogulgen) und untere Creeks (die Siminolen) eingetheilt.

Der Ehrgeiz der Muscogulgen war aber noch nicht befriedigt, daher fiengen sie mit den Cherokesen und den Chikassas Krieg an und nöthigten sie, dem Bündnisse beizutreten. So wurde dieser Bund im Süden von Nordamerika nicht minder berühmt, als jener der Irokesen im Norden. — Ist es nicht auffallend, diese Wilden die Vereinigung der Indianer zu einer Föderativ-Republik unternehmen zu sehen in eben demselben Lande, in welchem später durch die Europäer eine ähnliche Regierungsform sich gestalten sollte?

---

großen Nation der Alligewis, welche die Thäler des Missisipi und Ohio bewohnten, aber um das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert durch die Lennilenapen (Irokesen und Delaware-Wilden), eine kriegerische Nomadenhorde, die von Norden und Westen, d. h. von den der Behringsstraße nahen Küsten, herkam, vertrieben wurden.

Als die Muscogulgen Verträge mit den Weißen abschlossen, war eine der Festsetzungen, daß diese den verbündeten Völkern keinen Branntwein verkaufen dürften. In den Dörfern der Creeks wurde nur ein europäischer Kaufmann geduldet, dieser wohnte aber daselbst unter öffentlichem Schutze. Nie wurden gegen ihn die Gesetze der strengsten Rechtlichkeit verletzt, und er kam und gieng, seines Vermögens und Lebens vollkommen sicher.

Die Muscogulgen haben großen Hang zum Müßiggange und zu Festlichkeiten. Sie treiben übrigens Ackerbau, haben Viehheerden und Pferde von spanischer Race; auch besitzen sie Sklaven. Der Sklave arbeitet auf dem Felde, besorgt im Garten Obst und Blumen, hält die Hütte rein und bereitet das Essen. Wohnung, Kleidung und Nahrung hat er wie sein Herr. Verheirathet er sich und bekömmt Kinder, so sind diese frei, die Geburt giebt ihnen ihr natürliches Recht, und das Unglück des Vaters und der Mutter geht nicht auf die Nachkommenschaft über, denn die Muscogulgen wollten nicht, daß die Sklaverei erblich sey: eine schöne Lehre, welche die Wilden den gebildeten Völkern geben!

Allein so ist die Sklaverei: wie wenig hart sie auch seyn möge, immerhin entwürdigt sie. Der Muscogulge, keck, heftig, polternd, keinen Widerspruch duldend, hat zum Sklaven einen furchtsamen

geduldigen, ſtillen und unterwürfigen Yamaſen. Und doch iſt dieſer Yamaſe ebenfalls von indianiſcher Herkunft, war einſt Herr von Florida und kämpfte heldenmüthig, um ſein Vaterland vor der Eroberung der Muscogulgen zu retten; aber das Glück war ihm ungünſtig. Was hat denn aber zwiſchen dem Yamaſen von ehemals und dem Yamaſen von heute, und zwiſchen dieſem beſiegten Yamaſen und dem ſiegreichen Muscogulgen einen ſo überaus großen Unterſchied begründet? — Freiheit und Knechtſchaft.

Die muſcogulgiſchen Dörfer ſind auf eine eigenthümliche Weiſe gebaut. Beinahe jede Familie hat vier Häuſer oder Hütten von gleicher Geſtalt, welche ſo geſtellt ſind, daß ein viereckiger, etwa einen halben Morgen großer Hof zwiſcheninne liegt. An den vier Ecken ſind die Eingänge in dieſen Hof. Die Hütten beſtehen aus Brettern, und ſind inn- und auswendig mit einem ziegelrothen Mörtel überzogen. Stücke von Cypreſſenrinde, nach Art von Schildkrötenſchuppen aufeinandergelegt, dienen zur Deckung des Daches.

In der Mitte des Hauptdorfes befindet ſich auf einer Anhöhe, welche von vier langen Gallerien umgeben iſt, der öffentliche Platz. In einer jener Gallerien werden die für die laufenden Geſchäfte täglich ſtatt findenden Rathsverſammlungen gehalten. Dieſer Saal iſt aber mittelſt einer der Länge

nach durchgezogenen Wand in zwei Kammern getheilt, so daß das hintere Gemach gar kein Licht, und nur eine niedere, nahe am Boden angebrachte Oeffnung in der Wand hat. In diesem geheiligten Raume werden die Schätze der Religion und Politik aufbewahrt: die Rosenkränze (chapelets) aus Hirschhorn, der Arzneinapf, die Chichikoue's, die Friedenspfeife, die aus einem Adlerschwanze bestehende Nationalstandarte. Nur der Mico, der Kriegsoberste und der Oberpriester dürfen mit ehrfurchtsvoller Scheu diesen Ort betreten. Der vordere Raum des Rathssaales ist von drei quergehenden Brustlehnen durchschnitten und an seiner Rückwand mit drei stufenweis erhöhten Bänken versehen, die mit Matten bedeckt und zu Sitzen für die Sachems und die Krieger bestimmt sind.

Die drei andern Gallerien, welche nebst der zum Rathssaale dienenden die Umgebung des öffentlichen Platzes bilden, haben gleichfalls jede drei Abtheilungen, aber keine der Länge nach laufende Scheidewand. Sie werden Gallerien des Gastmahls genannt, und man trifft daselbst immer eine lärmende Schaar, die sich mit verschiedenen Spielen ergötzt.

An den Wänden und hölzernen Säulen dieser Gallerien sieht man hieroglyphische Zierrathen, welche die priesterlichen und politischen Geheimnisse der Nation enthalten. Es sind gemalte Figuren von

Menschen in verschiedenen Stellungen, von Vögeln und vierfüßigen Thieren mit Menschenköpfen und von Menschen mit Thierköpfen. Die Zeichnung dieser Figuren ist mit Freiheit und in richtigen Verhältnissen gemacht, die Färbung lebhaft, aber ohne Kunst. Die Säulenordnung der Gallerien ist in den Dörfern verschiedener Stämme verschieden; zu Otasses sind die Säulen spiralförmig gewunden, weil die Muscogulgen von Otasses zum Stamme der Schlange gehören.

Unter den Ortschaften dieses Volkes verdienen die Stadt des Friedens und die Stadt des Blutes eine besondere Erwähnung. Die Stadt des Friedens ist die Hauptstadt des Bundes der Creeks, und heißt Apalachukla. In dieser Stadt wird nie Blut vergossen, und wenn wegen eines allgemeinen Friedens unterhandelt werden soll, so versammeln sich dort die Abgeordneten der Creeks. Die Stadt des Blutes heißt Koweta; sie liegt zwölf Meilen von Apalachukla und in ihr werden die Berathungen gepflogen, wenn man einen Krieg unternehmen will.

In dem Bunde der Creeks zeichnen sich die Bewohner des schönen Dorfes Uche, etwa zweitausend Köpfe stark, worunter fünfhundert waffenfähige Männer sind, dadurch aus, daß sie eine ganz eigenthümliche Sprache, die Savanna- oder Savantica-Sprache reden, und daß sie in der

Bundesversammlung gemeiniglich ganz von den Anträgen der übrigen abweichende Meinungen haben. Man sieht sie daher mit einer Art Eifersucht an; indessen sind doch beide Partheien klug, es nicht zu einem Bruche kommen zu lassen.

Die Siminolen sind minder zahlreich als die Muscogulgen, und haben nur neun Dörfer, die sämmtlich am Flintflusse liegen. Ihr Land zeigt bei jedem Schritte Savannen, Seen, Quellen, Flüsse vom reinsten Wasser. Frohsinn, Zufriedenheit, Liebe spricht aus dem ganzen Wesen des Siminolen; sein Gang ist leicht, seine Stirn offen und heiter, seine Geberde voll Lebhaftigkeit, er spricht viel und schnell, seine Sprache ist wohllautend und fließend. Dieser liebenswürdige flatterhafte Charakter ist so vorherrschend bei diesem Volke, daß er kaum in den Bundesversammlungen in eine würdige Haltung überzugehen vermag.

Die Siminolen und Muscogulgen sind von ziemlich großem Wuchse, haben aber, auffallend genug, die kleinsten Weiber von ganz Amerika. Letztere erreichen selten eine Höhe von 4 Fuß und 2 — 3 Zoll, ihre Hände und Füße gleichen denen einer Europäerin von neun bis zehn Jahren. Allein die Natur hat sie für diese Art von Beeinträchtigung entschädigt: ihr Wuchs ist zierlich und reizend, ihr Auge schwarz, groß, schmachtend

und züchtig. Mit wohllüstiger Schüchternheit senken sie den Blick zur Erde, und sähe man sie nicht, wenn sie reden, so würde man Kinder zu hören glauben, die nur halbe Worte aussprechen.

Die Weiber der Creeks arbeiten weniger als andere Indianerinnen, sie geben sich mit Stickerei, Färberei und andern kleinen Geschäften ab. Die Sklaven ersparen ihnen die Besorgung des Ackerbaues; jedoch helfen sie, so wie die Krieger, in der Erndte.

Die Dichtkunst und Musik der Muscoguigen stehen in großem Rufe. In der dritten Nacht des Festes vom neuen Mais versammelt man sich im Rathssaale und kämpft um den Preis des Gesanges. Der Mico ertheilt den Preis nach Stimmenmehrheit; dieser besteht in einem Zweig von der grünen Eiche. So kämpften die Hellenen um einen Oelzweig. Auch die Weiber nehmen an diesem Wettstreite Theil und tragen oft den Preis davon: eine ihrer Oden ist noch jetzt berühmt.

Gesang vom weißen Menschen. *)

«Aus Virginien kam der weiße Mann. Er

*) Im Original wird abwechselnd «chair blanche» (weißes Fleisch) und «homme blanc» (weißer Mensch, weißer Mann) gesagt; ersteres schien im Teutschen bei der Uebersetzung dieses Gesan-

war reich, hatte blaues Tuch, Pulver, Waffen und franzöſiſches Gift. *)

«Der weiße Mann ſah Tibeima, die Ikoueſſin **).

«Ich liebe dich, ſagt' er zum gemalten Mädchen; wenn ich dir nahe, fühl' ich das Mark in meinem Gebeine ſchmelzen, meine Augen werden trübe, und es iſt mir, als ſollt' ich ſterben.

«Das gemalte Mädchen, gierig nach dem Reichthum des Weißen, verſetzte: «Laß mich meinen Namen auf deine Lippen ſchreiben; drücke meinen Buſen an deinen Buſen.

«Tibeima und der weiße Mann bauten eine Hütte. Die Ikoueſſin verpraßte die großen Reichthümer des Fremden, und war ungetreu. Der Weiße wußte es, konnte aber nicht aufhören, zu lieben. Er gieng von Thüre zu Thüre, Maiskörner für Tibeimas Unterhalt zu betteln. Und wenn er ein wenig Feuerwaſſer***) bekommen konnte, trank er es um ſeinen Kummer zu vergeſſen.

«Stets Tibeima liebend, ſtets von ihr betrogen, verlor der weiße Mann den Verſtand und

---

ges zu ſtörend, daher durchgängig der andre Ausdruck gebraucht wurde.

A. d. H.

*) Branntwein.

**) Das Freudenmädchen.

***) Branntwein.

entlief in den Wald. Der Vater des gemalten Mädchens, ein trefflicher Sachem, verwieß ihm dieß und sprach: das Herz eines Weibes, das aufgehört hat zu lieben, ist härter als die Frucht des Papayabaumes.

«Der weiße Mann kam in seine Hütte zurück. Er war nackt, sein Bart lang und zottig, die Augen hohl, die Lippen blaß: er setzte sich auf eine Matte, Gastfreundschaft in seiner eigenen Hütte suchend. Der weiße Mann hatte Hunger, und da er wahnsinnig war, hielt er sich für ein Kind und Tibeima für seine Mutter.

«Tibeima, die in der alten Hütte des weißen Mannes neuen Reichthum mit einem andern Krieger erlangt hatte, schauderte vor Dem, den sie einst geliebt. Sie jagte ihn hinaus. Der weiße Mann setzte sich an der Pforte auf ein Häufchen Laub und starb. Auch Tibeima starb. — Wenn der Siminole fragt: welches sind die mit hohem Gras bedeckten Ueberreste jener Hütte? — so antwortet man ihm nicht.»

Die Spanier versetzten in die schöne Wildniß von Florida eine Quelle der Verjüngung. War ich demnach wohl nicht berechtigt, diese Wildniß zum Schauplatze einiger andern Dichtungen zu machen?

Ich werde weiter unten berichten, was aus den Creeks geworden und von welchem Loose dieß Volk bedroht ist, das mit so großen Schritten der Civilisation entgegen gieng.

Die Huronen und Irokesen,

oder

der Freistaat im Naturzustande.

So wie bei den Natchez die Regierungsweise des Despotismus im Naturzustand, und bei den Creeks die erste Anlage der beschränkten Monarchie, so fand sich bei den Huronen und Irokesen die republikanische Regierungsform, ebenfalls im Naturzustande. Sie hatten, wie die Creeks, neben der Constitution der einzelnen Volksstämme, noch eine gemeinsame repräsentative Versammlung und einen Bundesvertrag.

Die Staatseinrichtung der Huronen war einigermaßen verschieden von jener der Irokesen. Sie hatten in jedem Stamm nebst einem Rathe ein erbliches Oberhaupt, dessen Würde sich, wie bei den Natchez, in der weiblichen Linie forterbte. Starb diese Linie aus, so stand es der edelsten Matrone des Stammes zu, ein neues Oberhaupt zu wählen. Der Einfluß der Weiber muß be-

trächtlich gewesen seyn bei einem Volke, bei welchem ihnen Politik und Natur so große Rechte einräumte. Die Geschichtschreiber leiten von diesem Einflusse einen Theil der guten und der bösen Eigenschaften der Huronen her. Bei den Völkern Asiens sind die Weiber Sklavinnen und haben keinen Antheil an der Staatsverwaltung; es liegen ihnen die häuslichen Geschäfte ob, wogegen sie im Allgemeinen von den rohern Arbeiten des Feldbaues befreit sind. Bei den Völkern von germanischer Herkunft waren die Weiber von jeher frei, aber sie blieben stets den Thaten der Politik, außer jenen des Muthes und der Ehre, fremd. Bei den Völkerschaften von Nordamerika waren die Weiber Theilnehmerinnen an allen Angelegenheiten des Staates, aber auf ihnen lasteten auch jene mühsamen Arbeiten, welche im civilisirten Europa den Männern obliegen. Sklavinnen und Lastthiere auf dem Acker und auf der Jagd, wurden sie Freie und Königinnen in der Versammlung der Familie und im Rathe des Volkes. Etwas Aehnliches findet man nur bei den Galliern.

Die Irokesen oder die fünf Nationen *), in der algonkin'schen Sprache Agannonsioni genannt, waren eine Colonie der Huronen, trennten sich aber zu einer unbekannten Zeit von die-

*) Sechs, nach der Eintheilung der Engländer.

sen, verließen die Gestade des Huronsees, und setzten sich am südlichen Ufer des Hochelaga (des St. Lorenzstroms), unferne des Champlainsees, fest. In der Folge giengen sie bis zum Ontariosee hinauf und nahmen das Land zwischen dem Eriesee und den Quellen des Albanyflusses in Besitz.

Die Irokesen geben ein merkwürdiges Beispiel von der Veränderung, welche einerseits Unterdrückung, andrerseits Unabhängigkeit in dem Charakter der Menschen hervorbringen kann. Nachdem sie sich von den Huronen getrennt hatten, fiengen sie an, ihre Ländereien anzubauen und wurden ein friedliches Volk von Ackersleuten, woher sie denn die Benennung Agannansioni erhielten.

Ihre Nachbarn, die Adirondacs, woraus wir Algonkiner gemacht haben, ein kriegerisches Jägervolk, dessen Herrschaft sich über ein unermeßliches Gebiet erstreckte, verachteten jene Auswanderer der Huronen, kauften indeß doch Getreide von ihnen. Allein einst geschah es, daß die Algonkiner einige junge Irokesen zu einer Jagd einluden, und letztere sich dabei so auszeichneten, daß die Algonkiner eifersüchtig wurden und sie ermordeten. Zum erstenmale griffen jetzt die Irokesen zu den Waffen. Anfangs geschlagen, faßten sie den Entschluß, sich frei zu machen, oder bis

nach durchgezogenen Wand in zwei Kammern getheilt, so daß das hintere Gemach gar kein Licht, und nur eine niedere, nahe am Boden angebrachte Oeffnung in der Wand hat. In diesem geheiligten Raume werden die Schätze der Religion und Politik aufbewahrt: die Rosenkränze (chapelets) aus Hirschhorn, der Arzneinapf, die Chichikoue's, die Friedenspfeife, die aus einem Adlerschwanze bestehende Nationalstandarte. Nur der Mico, der Kriegsoberste und der Oberpriester dürfen mit ehrfurchtsvoller Scheu diesen Ort betreten. Der vordere Raum des Rathssaales ist von drei quergehenden Brustlehnen durchschnitten und an seiner Rückwand mit drei stufenweis erhöhten Bänken versehen, die mit Matten bedeckt und zu Sitzen für die Sachems und die Krieger bestimmt sind.

Die drei andern Gallerien, welche nebst der zum Rathssaale dienenden die Umgebung des öffentlichen Platzes bilden, haben gleichfalls jede drei Abtheilungen, aber keine der Länge nach laufende Scheidewand. Sie werden Gallerien des Gastmahls genannt, und man trifft daselbst immer eine lärmende Schaar, die sich mit verschiedenen Spielen ergötzt.

An den Wänden und hölzernen Säulen dieser Gallerien sieht man hieroglyphische Zierrathen, welche die priesterlichen und politischen Geheimnisse der Nation enthalten. Es sind gemalte Figuren von

Menſchen in verſchiedenen Stellungen, von Vögeln und vierfüßigen Thieren mit Menſchenköpfen und von Menſchen mit Thierköpfen. Die Zeichnung dieſer Figuren iſt mit Freiheit und in richtigen Verhältniſſen gemacht, die Färbung lebhaft, aber ohne Kunſt. Die Säulenordnung der Gallerien iſt in den Dörfern verſchiedener Stämme verſchieden; zu Otaſſes ſind die Säulen ſpiralförmig gewunden, weil die Muſcogulgen von Otaſſes zum Stamme der Schlange gehören.

Unter den Ortſchaften dieſes Volkes verdienen die Stadt des Friedens und die Stadt des Blutes eine beſondere Erwähnung. Die Stadt des Friedens iſt die Hauptſtadt des Bundes der Creeks, und heißt Apalachukla. In dieſer Stadt wird nie Blut vergoſſen, und wenn wegen eines allgemeinen Friedens unterhandelt werden ſoll, ſo verſammeln ſich dort die Abgeordneten der Creeks. Die Stadt des Blutes heißt Koweta; ſie liegt zwölf Meilen von Apalachukla und in ihr werden die Berathungen gepflogen, wenn man einen Krieg unternehmen will.

In dem Bunde der Creeks zeichnen ſich die Bewohner des ſchönen Dorfes Uche, etwa zweitauſend Köpfe ſtark, worunter fünfhundert waffenfähige Männer ſind, dadurch aus, daß ſie eine ganz eigenthümliche Sprache, die Savanna- oder Savantica-Sprache reden, und daß ſie in der

Bundesversammlung gemeiniglich ganz von den Anträgen der übrigen abweichende Meinungen haben. Man sieht sie daher mit einer Art Eifersucht an; indessen sind doch beide Partheien so klug, es nicht zu einem Bruche kommen zu lassen.

Die Siminolen sind minder zahlreich als die Muscogulgen, und haben nur neun Dörfer, die sämmtlich am Flintflusse liegen. Ihr Land zeigt bei jedem Schritte Savannen, Seen, Quellen, Flüsse vom reinsten Wasser. Frohsinn, Zufriedenheit, Liebe spricht aus dem ganzen Wesen des Siminolen; sein Gang ist leicht, seine Stirn offen und heiter, seine Geberde voll Lebhaftigkeit, er spricht viel und schnell, seine Sprache ist wohllautend und fließend. Dieser liebenswürdige flatterhafte Charakter ist so vorherrschend bei diesem Volke, daß er kaum in den Bundesversammlungen in eine würdige Haltung übergehen vermag.

Die Siminolen und Muscogulgen sind von ziemlich großem Wuchse, haben aber, auffallend genug, die kleinsten Weiber von ganz Amerika. Letztere erreichen selten eine Höhe von 4 Fuß und 2 — 3 Zoll, ihre Hände und Füße gleichen denen einer Europäerin von neun bis zehn Jahren. Allein die Natur hat sie für diese Art von Beeinträchtigung entschädigt: ihr Wuchs ist zierlich und reizend, ihr Auge schwarz, groß, schmachtend

und züchtig. Mit wohllüstiger Schüchternheit senken sie den Blick zur Erde, und sähe man sie nicht, wenn sie reden, so würde man Kinder zu hören glauben, die nur halbe Worte aussprechen.

Die Weiber der Creeks arbeiten weniger als andere Indianerinnen, sie geben sich mit Stickerei, Färberei und andern kleinen Geschäften ab. Die Sklaven ersparen ihnen die Besorgung des Ackerbaues; jedoch helfen sie, so wie die Krieger, in der Erndte.

Die Dichtkunst und Musik der Muscogulgen stehen in großem Rufe. In der dritten Nacht des Festes vom neuen Mais versammelt man sich im Rathssaale und kämpft um den Preis des Gesanges. Der Mico ertheilt den Preis nach Stimmenmehrheit; dieser besteht in einem Zweig von der grünen Eiche. So kämpften die Hellenen um einen Oelzweig. Auch die Weiber nehmen an diesem Wettstreite Theil und tragen oft den Preis davon: eine ihrer Oden ist noch jetzt berühmt.

Gesang vom weißen Menschen. *)

«Aus Virginien kam der weiße Mann. Er

*) Im Original wird abwechselnd «chair blanche» (weißes Fleisch) und «homme blanc» (weißer Mensch, weißer Mann) gesagt; ersteres schien im Teutschen bei der Uebersetzung dieses Gesan-

war reich, hatte blaues Tuch, Pulver, Waffen und französisches Gift. *)

«Der weiße Mann sah Tibeima, die Ikoueſſin **).

«Ich liebe dich, sagt' er zum gemalten Mädchen; wenn ich dir nahe, fühl' ich das Mark in meinem Gebeine schmelzen, meine Augen werden trübe, und es ist mir, als sollt' ich sterben.

«Das gemalte Mädchen, gierig nach dem Reichthum des Weißen, versetzte: «Laß mich meinen Namen auf deine Lippen schreiben; drücke meinen Busen an deinen Busen.

«Tibeima und der weiße Mann bauten eine Hütte. Die Ikoueſſin verpraßte die großen Reichthümer des Fremden, und war ungetreu. Der Weiße wußte es, konnte aber nicht aufhören zu lieben. Er gieng von Thüre zu Thüre, Maiskörner für Tibeimas Unterhalt zu betteln. Und wenn er ein wenig Feuerwasser ***) bekommen konnte, trank er es um seinen Kummer zu vergessen.

«Stets Tibeima liebend, stets von ihr betrogen, verlor der weiße Mann den Verstand und

---

ges zu störend, daher durchgängig der andre Ausdruck gebraucht wurde.

A. d. Ü.

*) Branntwein.

**) Das Freudenmädchen.

***) Branntwein.

endlich in den Wald. Der Vater des gemalten Mädchens, ein trefflicher Sachem, verwieß ihm dieß und sprach: das Herz eines Weibes, das aufgehört hat zu lieben, ist härter als die Frucht des Papayabaumes.

«Der weiße Mann kam in seine Hütte zurück. Er war nackt, sein Bart lang und zottig, die Augen hohl, die Lippen blaß: er setzte sich auf eine Matte, Gastfreundschaft in seiner eigenen Hütte suchend. Der weiße Mann hatte Hunger, und da er wahnsinnig war, hielt er sich für ein Kind und Tibeima für seine Mutter.

«Tibeima, die in der alten Hütte des weißen Mannes neuen Reichthum mit einem andern Krieger erlangt hatte, schauderte vor Dem, den sie einst geliebt. Sie jagte ihn hinaus. Der weiße Mann setzte sich an der Pforte auf ein Häufchen Laub und starb. Auch Tibeima starb. — Wenn der Siminole fragt: welches sind die mit hohem Gras bedeckten Ueberreste jener Hütte? — so antwortet man ihm nicht.»

Die Spanier versetzten in die schöne Wildniß von Florida eine Quelle der Verjüngung. War ich demnach wohl nicht berechtigt, diese Wildniß zum Schauplatze einiger andern Dichtungen zu machen?

Ich werde weiter unten berichten, was aus den Creeks geworden und von welchem Loose dieß Volk bedroht ist, das mit so großen Schritten der Civilisation entgegen gieng.

Die Huronen und Irokesen,

oder

der Freistaat im Naturzustande.

So wie bei den Natchez die Regierungsweise des Despotismus im Naturzustand, und bei den Creeks die erste Anlage der beschränkten Monarchie, so fand sich bei den Huronen und Irokesen die republikanische Regierungsform, ebenfalls im Naturzustande. Sie hatten, wie die Creeks, neben der Constitution der einzelnen Volksstämme, noch eine gemeinsame repräsentative Versammlung und einen Bundesvertrag.

Die Staatseinrichtung der Huronen war einigermaßen verschieden von jener der Irokesen. Sie hatten in jedem Stamm nebst einem Rathe ein erbliches Oberhaupt, dessen Würde sich, wie bei den Natchez, in der weiblichen Linie forterbte. Starb diese Linie aus, so stand es der edelsten Matrone des Stammes zu, ein neues Oberhaupt zu wählen. Der Einfluß der Weiber muß be-

trächtlich gewesen seyn bei einem Volke, bei welchem ihnen Politik und Natur so große Rechte einräumte. Die Geschichtschreiber leiten von diesem Einflusse einen Theil der guten und der bösen Eigenschaften der Huronen her. Bei den Völkern Asiens sind die Weiber Sklavinnen und haben keinen Antheil an der Staatsverwaltung; es liegen ihnen die häuslichen Geschäfte ob, wogegen sie im Allgemeinen von den rohern Arbeiten des Feldbaues befreit sind. Bei den Völkern von germanischer Herkunft waren die Weiber von jeher frei, aber sie blieben stets den Thaten der Politik, außer jenen des Muthes und der Ehre, fremd. Bei den Völkerschaften von Nordamerika waren die Weiber Theilnehmerinnen an allen Angelegenheiten des Staates, aber auf ihnen lasteten auch jene mühsamen Arbeiten, welche im civilisirten Europa den Männern obliegen. Sklavinnen und Lastthiere auf dem Acker und auf der Jagd, wurden sie Freie und Königinnen in der Versammlung der Familie und im Rathe des Volkes. Etwas Aehnliches findet man nur bei den Galliern.

Die Irokesen oder die fünf Nationen *), in der algonkin'schen Sprache Agannonsioni genannt, waren eine Colonie der Huronen, trennten sich aber zu einer unbekannten Zeit von die-

*) Sechs, nach der Eintheilung der Engländer.

sen, verließen die Gestade des Huronsees, und setzten sich am südlichen Ufer des Hochelaga (des St. Lorenzstroms), unferne des Champlainsees, fest. In der Folge giengen sie bis zum Ontariosee hinauf und nahmen das Land zwischen dem Eriesee und den Quellen des Albanyflusses in Besitz.

Die Irokesen geben ein merkwürdiges Beispiel von der Veränderung, welche einerseits Unterdrückung, andrerseits Unabhängigkeit in dem Charakter der Menschen hervorbringen kann. Nachdem sie sich von den Huronen getrennt hatten, fiengen sie an, ihre Ländereien anzubauen und wurden ein friedliches Volk von Ackersleuten, woher sie denn die Benennung Agannansioni erhielten.

Ihre Nachbarn, die Adirondacs, woraus wir Algonkiner gemacht haben, ein kriegerisches Jägervolk, dessen Herrschaft sich über ein unermeßliches Gebiet erstreckte, verachteten jene Auswanderer der Huronen, kauften indeß doch Getreide von ihnen. Allein einst geschah es, daß die Algonkiner einige junge Irokesen zu einer Jagd einluden, und letztere sich dabei so auszeichneten, daß die Algonkiner eifersüchtig wurden und sie ermordeten. Zum erstenmale griffen jetzt die Irokesen zu den Waffen. Anfangs geschlagen, faßten sie den Entschluß, sich frei zu machen, oder bis

zum letzten Manne umzukommen. Nun entwickelte sich plötzlich bei ihnen ein Kriegstalent, dessen man sich nicht versehen hatte. Sie schlugen die Algonkiner gänzlich, worauf diese sich mit den Huronen verbündeten, von welchen eben die Irokesen abstammten. Gerade, als der Kampf am heftigsten war, landeten Jacques Cartier und nachher Champelain in Canada. Die Algonkiner verbanden sich auch mit den Fremden, und somit mußten die Irokesen sich jetzt gegen Franzosen, Algonkiner und Huronen wehren.

Bald darauf kamen die Holländer nach Manhatte (New-York). Die Irokesen bewarben sich um die Freundschaft dieser neuen Europäer, versahen sich mit Feuergewehren, und wurden binnen kurzer Zeit in der Handhabung dieser Waffen geschickter, als selbst die Weißen. Es giebt in der Geschichte civilisirter Völker kein Beispiel eines so langen und unversöhnlichen Krieges als derjenige war, welchen die Irokesen gegen die Algonkiner und Huronen führten. Er dauerte mehr als dreihundert Jahre. Die Algonkiner wurden völlig vertilgt, und die Huronen schmolzen bis zu einer kleinen Horde zusammen, die sich unter den Schutz der Kanonen von Quebec flüchtete. Selbst die französische Colonie in Canada war nahe daran, den Anfällen der Irokesen zu unterliegen, und verdankte ihre Rettung blos ei-

ner politischen Berechnung dieser außerordentlichen Wilden. *)

Wahrscheinlich wurden die nordamerikanischen Indianer Anfangs, wie die Bewohner Roms und Athen's, von Königen beherrscht, und diese Monarchien später in aristokratische Republiken umgestaltet; daher fanden sich in den vornehmsten huronischen und irokesischen Dorfschaften adeliche Familien, gewöhnlich drei an der Zahl. Aus diesen Familien entsprangen die drei Hauptstämme des Volkes, worunter besonders einer eine Art Vorrang genoß; die Genossen dieses ersten Stammes nannten sich Brüder und die Genossen der beiden andern Stämme Vettern. Diese drei Stämme führten die Benennung huronischer Stämme, und einer hieß der Stamm des Rehes, der andere der Stamm des Wolfes, der dritte der

*) Andre, schon oben erwähnte Angaben machen aus den Irokesen eine Abtheilung jener großen Völkerwanderung der Lenni-lenapen, die von den Küsten des stillen Meeres herkam. Die Colonne der Irokesen und Huronen hätte hiernach die Völkerschaften des nördlichen Canada's, unter denen sich die Algonkiner befanden, vertrieben, während die Delaware-Indianer mehr südwärts bis an das atlantische Meer hinabzogen, und die ursprünglichen Einwohner der östlich und westlich von dem Alleghanygebirge liegenden Länder zerstreuten.

Stamm der Schildkröte. Der letztgenannte schied sich in zwei Zweige: die große und die kleine Schildkröte.

Die Staatsverwaltung war äußerst verwickelt und bestand aus drei Räthen: dem Rathe der Abgeordneten (assistants), dem Rathe der Alten, und dem Rathe der waffenfähigen Krieger oder des eigentlichen Volkes.

Jede Familie sendete in den Rath der Abgeordneten ein Mitglied, welches von den Weibern gewählt und weßhalb oft selbst ein Weib dazu ernannt wurde. Der Rath der Abgeordneten war die oberste Behörde, so daß also die Weiber im Besitze der höchsten Macht waren, und die Männer blos als ihre Stellvertreter betrachteten. Uebrigens sprach der Rath der Alten in letzter Instanz, und an ihn gelangten die Schlußnahmen des Rathes der Abgeordneten zur endlichen Entscheidung. Die Irokesen hatten es für unklug angesehen, sich des Beistandes eines Geschlechts zu berauben, dessen durchdringender und erfindungsreicher Geist so fruchtbar an Auskunftsmitteln ist und so geschickt auf das menschliche Herz zu wirken versteht; allein sie dachten auch, die Beschlüsse eines Rathes von Weibern möchten oft leidenschaftlich ausfallen, daher ordneten sie an, daß jene Beschlüsse durch das Urtheil alter Männer beaufsichtiget und gleichsam abgekühlt werden sollten. Ei-

nen ſolchen Rath von Weibern gab es auch bei den alten Galliern.

Der Rath der Alten war die Mittelſtelle zwiſchen dem Rathe der Abgeordneten und dem aus den jungen Kriegern beſtehenden Rathe.

Nicht alle Mitglieder der drei Räthe hatten das Recht, in der Verſammlung das Wort zu nehmen: eigene, von jedem Stamme gewählte Redner, welche Politik und Beredſamkeit zu ihrem beſondern Studium machten, verhandelten vor den Räthen über die Angelegenheiten des Staates. Dieſer Gebrauch, welcher bei den gebildeten Völkern Europas ein Hinderniß der Freiheit ſeyn würde, war bei den Irokeſen blos eine Maaßregel zur Erhaltung der Ordnung. Bei dieſen wilden Völkerſchaften ward nicht der allgemeinen Freiheit ein Theil der perſönlichen Freiheit zum Opfer gebracht; denn kein Mitglied der drei Räthe achtete ſich für perſönlich durch die Rathsſchlüſſe gebunden. Gleichwohl war es ohne Beiſpiel, daß je ein Krieger ſich geweigert hätte, ihnen zu entſprechen.

Die irokeſiſche Nation theilte ſich in fünf Kantone, welche von einander unabhängig waren und einzeln für ſich Krieg anfangen oder Frieden ſchließen konnten. Die neutralen Kantone waren aber in ſolchen Fällen ſtets bereit, den kriegführenden freundſchaftliche Dienſte zu leiſten. Von Zeit zu

Zeit ernannten die Kantone Abgeordnete, um den gemeinsamen Bund zu erneuern. Bei diesen Versammlungen, die immer mitten in einem Walde statt fanden, vereinbarte man sich gewöhnlich zu irgend einer grossen, für die Ehre oder die Sicherheit der ganzen Nation ersprießlichen Unternehmung. Jeder Abgeordnete erstattete Bericht über den Kanton, aus dem er gesendet war, und man berathschlagte über die Erfordernisse des gemeinen Besten.

Die Irokesen standen in gleich hohem Rufe rücksichtlich ihrer Staatsklugheit wie ihrer Kriegskunst. Da sie zwischen den Engländern und den Franzosen wohnten, wurden sie bald die Minute dieser beiden Nationen gewahr. Sie merkten wohl, daß man sich beiderseits um sie bewerben würde, und sie schlossen ein Bündniß mit den Engländern, obwohl sie diese nicht liebten, gegen die Franzosen, welche sie schätzten, die sich aber bereits mit den Algonkinern und Huronen verbündet hatten. Doch war es ihnen nicht darum zu thun, einer der beiden fremden Partheien einen vollständigen Sieg zu verschaffen. Als daher einst das irokesische Heer im Begriffe war, die französisch-canadische Colonie zu vertreiben, rief ein Beschluß der Sachems dasselbe zurück. Und als auf der andern Seite die Franzosen Miene machten, Neu-Yersey zu erobern und die Engländer an-

aus zu verjagen, setzten sich die fünf irokesischen Nationen in Bewegung, kamen den Engländern zu Hülfe und retteten sie. —

Der Irokese hat nichts von den Huronen beibehalten, als die Sprache. Der Hurone, munter, sinnreich, flatterhaft, von glänzender und verwegener Tapferkeit, von hohem, zierlichem Wuchse, war ganz dazu geschaffen, der Verbündete der Franzosen zu seyn. Der Irokese dagegen hat ein überaus kräftiges Ansehen, eine breite Brust, muskulöse Beine, nervige Arme; in seinen großen runden Augen funkelt Unabhängigkeit, sein ganzes Aeußeres ist das eines Helden, auf seiner Stirne liest man die Züge hoher Gedanken und erhabener Gesinnung. Diesen furchtlosen Mann erschreckte selbst das Feuergewehr nicht, als man sich dessen zum erstenmal gegen ihn bedeute, er stand mitten im Gepfeife der Kugeln und dem Donner der Kanonen, als ob er beides sein Leben lang gehört hätte; er schien nicht mehr darauf zu achten, als auf ein Gewitter. Und sobald er sich eine Flinte zu verschaffen wußte, handhabte er sie geschickter als ein Europäer. Allein er gab darum den Gebrauch des Kopfbrechers, des Messers, des Bogens und der Pfeile nicht auf, sondern fügte ihnen nur den Karabiner, die Pistole, den Dolch und die Streitaxt bei, gleichsam als ob er für seine Tapferkeit nie Waffen genug haben könnte. So doppelt gewaff-

net mit den Mordwerkzeugen Europa's und Amerika's, das Haupt mit Federn geschmückt, die Ohren abgestutzt, das Gesicht schwarz bemalt, die Arme mit Blut gefärbt — war dieser wackere Kämpe der neuen Welt eben so furchtbar anzuschauen, wie zu bekämpfen, wenn er seinen heimathlichen Boden Schritt für Schritt gegen den Fremdling vertheidigte.

Zur Quelle der Tugend hatten die Irokesen die Erziehung gemacht. Nie setzte sich ein junger Mensch in Gegenwart eines Greises nieder: die Verehrung für das Alter war eben so groß, wie bei den Lacedämoniern. Man gewöhnte die Jugend, die größten Entbehrungen zu ertragen und sich den größten Gefahren auszusetzen. Langes Fasten, von der Staatsklugheit im Namen der Religion angeordnet, gefährliche Jagden, immerwährende Waffenübung, mannhafte Spiele hatten dem Charakter der Irokesen eine gewisse Ungezähmbarkeit gegeben. Manchmal hielten kleine Knaben einander an den Armen, legten glühende Kohlen auf die Arme und wetteiferten nun, wer den Schmerz länger aushielt. Wenn ein junges Mädchen einen Fehler begieng, und die Mutter goß ihm Wasser ins Gesicht, so brachte diese einzige Bestrafung das Mädchen nicht selten dahin, sich zu erdrosseln.

Der Irokese verachtete Schmerz und Tod. Ein hundert Jahre alter Sachem spottete der Flammen

des Scheiterhaufens, reizte die Feinde, ihre Grausamkeit zu verdoppeln, und forderte sie heraus, ihm nur einen Seufzer abzuzwingen. Dieser Hochsinn des alten Mannes hatte keinen andern Zweck, als den, den jungen Kriegern ein Beispiel zu geben und sie aufzumuntern, ihrer Väter würdig zu werden.

Alles bezeichnete die Größe dieses Volkes. Sogar die Sprache, beinahe durchgängig aspirirt, erschreckte das Ohr. Wenn ein Irokese sprach, glaubte man einen Mann zu hören, der, mit aller Kraft redend, allmählig von den leisesten Tönen zu der lautesten Stimme übergeht.

So war der Irokese, bevor der düstere Schatten und die Verderbniß der europäischen Civilisation sich über ihn ausbreiteten. —

Obschon, wie ich oben bemerkte, Civil- und Criminalrecht bei den Indianern fast unbekannt sind, so hat doch an manchen Orten der Gebrauch sich zu einer Art von Gesetzen gestaltet.

Mord, welchen man bei den alten Franken mit einer nach dem Stande der Personen sich richtenden Geldsumme büßte, wird bei den Wilden durch den Tod des Mörders gerächt. In Italien lag es im Mittelalter den Familien ob, ihrer Angehörigen sich anzunehmen, wo denn die wechselseitige Rache sich oft so vererbte, daß die ganze Nation in Zwiespalt gerieth, wenn die feindlichen Familien mächtig waren. Bei den Völkerschaften von Nordamerika

kömmt dem Mörder seine Familie nicht zu Hilfe, aber die Verwandten des Ermordeten zählen sich's zur Pflicht, diesen zu rächen. Der Verbrecher, den kein Gesetz bedroht, aber auch die Natur nicht schützt, der nirgends eine Freistätte findet, nicht in den Wäldern, denn es verfolgen ihn die Freunde des Getödteten, nicht bei auswärtigen Stämmen, denn diese würden ihn ausliefern, nicht am heimischen Herde, denn er gäbe ihm keine Sicherheit, — der Verbrecher findet sich in einer so schrecklichen Lage, daß ein strafendes Gericht für ihn eine Wohlthat wäre. Vor diesem gälte wenigstens eine gesetzliche Form, eine bestimmte Weise ihn zu verurtheilen oder loszusprechen. Der mordbeladene Indianer hingegen, müde eines herumirrenden Lebens, und nicht eine große Volksfamilie findend, die ihn bestraft, liefert sich in die Hände einer Privatfamilie, welche ihn hinopfert; statt der bewaffneten Macht führt das Verbrechen selbst den Verbrecher zu den Füßen des Richters und des Henkers.

Ein unvorsätzlicher Mörder vermochte auch zuweilen durch Geschenke Versöhnung zu erwirken. Bei den Abenaquis bestand ein Gesetz, gemäß welchem der Leichnam des Ermordeten auf einer Art Hürde unter freiem Himmel ausgesetzt ward, und der Mörder dabei an den Schandpfahl gebunden mehrere Tage zubringen und seine Nahrung zu sich nehmen mußte.

sen, verließen die Gestade des Huronsees, und setzten sich am südlichen Ufer des Hochelaga (des St. Lorenzstroms), unferne des Champlainsees, fest. In der Folge giengen sie bis zum Ontariosee hinauf und nahmen das Land zwischen dem Eriesee und den Quellen des Albanyflusses in Besitz.

Die Irokesen geben ein merkwürdiges Beispiel von der Veränderung, welche einerseits Unterdrückung, andrerseits Unabhängigkeit in dem Charakter der Menschen hervorbringen kann. Nachdem sie sich von den Huronen getrennt hatten, fiengen sie an, ihre Ländereien anzubauen und wurden ein friedliches Volk von Ackersleuten, woher sie denn die Benennung Agannansioni erhielten.

Ihre Nachbarn, die Adirondacs, woraus wir Algonkiner gemacht haben, ein kriegerisches Jägervolk, dessen Herrschaft sich über ein unermeßliches Gebiet erstreckte, verachteten jene Auswanderer der Huronen, kauften indeß doch Getreide von ihnen. Allein einst geschah es, daß die Algonkiner einige junge Irokesen zu einer Jagd einluden, und letztere sich dabei so auszeichneten, daß die Algonkiner eifersüchtig wurden und sie ermordeten. Zum erstenmale griffen jetzt die Irokesen zu den Waffen. Anfangs geschlagen, faßten sie den Entschluß, sich frei zu machen, oder bis

ryland, Delaware, Pennsylvanien, New-Jersey, New-York und in jenen weiten Landstrichen von Neu-England, Acadien und Canada landeten oder sich ansiedelten, kann man, selbst einige Uebertreibung abgerechnet, die zur Zeit der Entdeckung dieser Gegenden zwischen dem Mississipi und dem St. Lorenzstrom wohnende wilde Bevölkerung nicht viel unter drei Millionen anschlagen. Heut zu Tage beläuft sich die Zahl der indianischen Einwohner von ganz Nordamerika, mit Ausschluß der Mexikaner und Eskimaux, kaum auf 400,000 Seelen. Da noch Niemand eine Aufzählung der Eingebornen dieses Theiles der neuen Welt gemacht hat, so will ich sie machen. Mancher Stamm, mancher Volkszweig wird beim Namenaufrufe fehlen, denn es ist eigentlich eine Sterbeliste, die ich hier als letzter Geschichtschreiber dieser Völkerschaften eröffne.

Im Jahre 1534 bei Jacques Cartiers Ankunft in Canada, und noch zur Zeit der Gründung von Quebec durch Champelain im Jahr 1608, vermochten die Algonkiner, Irokesen und Huronen mit den ihnen verbündeten oder unterworfenen Stämmen, nämlich den Etscheminen, Surikesen, Bersiamiten, Papinakleten, Montaguesen, Attikamegen, Nipissingen, Temiskamingen, Amikuesen, Cristinaux, Assiniboles, Puteuatamis, Nokais, Otschagras und Miamis, ungefähr 50,000 bewaffnete Krieger zu stellen, woraus sich auf eine Bevölkerung von ungefähr

250,000 Seelen schließen läßt. Nach der Angabe Lahontans hatte jedes der fünf großen irokesischen Dörfer 14,000 Einwohner. Gegenwärtig befinden sich in Niedercanada nur noch sechs kleine Dörfchen von Wilden, die zum Christenthum übergegangen sind, nämlich die Huronen von Coreste, die Abenaqueſen von St. François, die Algonkiner, Nipissinger und Irokesen am See der zwei Berge, und die Ofouekatschue; dürftige Reste dahingeschwundener Völker, aber Zeugen von der erhaltenden Kraft der Religion, die sie noch rettete, und von der zerstörenden Kraft der Menschen. Der Ueberrest der fünf irokesischen Nationen wohnt innerhalb der englischen und amerikanischen Gebiete, und die Anzahl sämmtlicher von mir so eben namhaft gemachten Wilden beträgt höchstens 2500 — 3000 Seelen.

Die Abenaqueſen, welche 1587 Acadien (das heutige Neu-Braunschweig und Neu-Schottland) inne hatten, die Wilden von Maine, welche 1675 alle Niederlassungen der Weißen zerstörten, und ihre Verheerungen bis 1748 fortsetzten; die Horden welche eben so in New-Hampshire verfuhren; die Wamponoags, die Nipmucks, welche den Engländern eine Art regelmäßiger Schlachten lieferten, Hadley belagerten und Brookfield in Massachusets stürmten; die Indianer, welche in eben jenen Jahren 1673 und 1675 die Europäer angriffen; die

Pequots von Connecticutz, die Indianer, welche über Abtretung eines Theiles ihrer Ländereien mit den Staaten von New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Delaware unterhandelten; die Pyscataways von Maryland; die Stämme, über welche Powhatan in Virginien herrschte; endlich die Paravustis in Carolina, — alle diese Völker sind verschwunden. *)

Von den zahlreichen Stämmen, die Ferdinand de Soto in Florida (unter welchem Namen alles Land begriffen werden muß, was heut zu Tage die Staaten von Georgien, Alabama, Mississipi und Tennessee bildet) antraf, ist nichts mehr übrig, als die Creeks, die Cherokesen und die Chicassas. **)

Die Creeks, deren ehemaligen Zustand ich beschrieben habe, könnten im gegenwärtigen Augenblicke nicht 2000 Krieger auf die Beine bringen.

---

*) Diese Völkerschaften gehörten größtentheils zu der großen Nation der Lennilenapen, deren zwei Hauptzweige die Irokesen und Huronen im Norden, und die Delaware-Indianer im Süden waren.

**) Nähere Kunde von Florida giebt ein Werk, welches 1817 zu Philadelphia erschien, unter dem Titel: Ansicht von West-Florida, enthaltend seine Geographie, Topographie ꝛc., mit einem Anhange über die Alterthümer ꝛc., mit Karten und Planen.

Von den weitausgedehnten Ländern, welche ihnen gehörten, besitzen sie nur noch etwa 800 Quadratmeilen in Georgien und einen eben so großen Landstrich in Alabama. Die Cherokesen und Chicassas, auf eine Handvoll Leute zusammengeschmolzen, leben in einem Winkel der Staaten Georgien und Tenneſſee, die letztern insbesondere an beiden Ufern des Fluſſes Hiwaſſee.

Ungeachtet ihrer Schwäche haben die Creeks noch in den Jahren 1813 und 1814 sich tapfer mit den Amerikanern geschlagen. Aber die Generale Jackſon, White, Clayborne und Floyd brachten ihnen bei Talladega, Hillabee, Autoſſee, Becanachaca und zumal bei Entonopeka große Verluſte bei. Jene Wilden hatten merkwürdige Schritte in der Civiliſation und zumal in der Kriegskunſt gemacht, und wußten sich ihrer Artillerie sehr gut zu bedienen. Vor einigen Jahren war einer ihrer Mico's oder Könige zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden, weil er ohne Zuzug des Volksrathes Ländereien an die Weißen verkauft hatte.

Die Amerikaner, denen nach dem reichen Lande gelüſtet, wo noch die Muſcogulgen und Simonolen wohnen, ſuchten dieſe zu nöthigen, es ihnen gegen eine Summe Geldes abzutreten, mit dem Vorſchlage, ſie ſodann nach der Weſtſeite des Miſſouri zu verpflanzen. Der Staat von Georgien behauptete wirklich, dieß Gebiet gekauft zu ha-

den, allein der Congreß vereitelte diese Anmaßung. Indessen werden doch frühr oder später die Creeks, die Cherokesen und Chicassas, eingeengt zwischen der weißen Bevölkerung vom Mississipi, von Alabama und Georgien, sich der Verbannung oder gänzlicher Vertilgung Preis geben müssen.

Alle die Wilden, die am Mississipi hinauf von seiner Mündung bis zum Einflusse des Ohio an beiden Ufern wohnten, die Biloxis, Torimas, Kappas, Sotonis, Bayagoulas, Colapissas, Tansas, Natchez und Yazous sind nicht mehr.

Im Ohiothale erhoben sich die Indianer, welche noch längs diesem Strome und seinen Nebenflüssen herumirrten, im Jahre 1810 gegen die Amerikaner. An ihrer Spitze befand sich ein Zauberer oder Prophet, welcher ihnen Sieg verkündete, während sein Bruder, der bekannte Thecumseh, den Kampf leitete; dreitausend Wilde hatten sich vereinigt, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen. Der amerikanische General Harrison zog mit einem Truppencorps gegen sie aus, und erreichte sie am 6. Nov. 1811 am Zusammenflusse des Tippacanoe und des Wabash. Die Indianer zeigten die größte Tapferkeit, und ihr Anführer Thecumseh entwickelte eine außerordentliche Geschicklichkeit; dennoch wurden sie besiegt.

In dem Kriege von 1812 zwischen den Ame-

rikanern und Engländern erneuerten sich die Feindseligkeiten an den Gränzen der Wildniß. Die Wilden schlugen sich fast insgesammt auf die Seite der Engländer, Thecumseh war in ihre Dienste getreten, der Oberst Proctor, ein Engländer, leitete die Operationen. Zu Chicago und in den Forts Meigs und Milden fanden höchst barbarische Scenen statt: das Herz des Capitaine Wells ward bei einem aus Menschenfleisch zubereiteten Mahle aufgefressen. — Der General Harrison eilte herbei und schlug die Wilden in dem Treffen am Thames. Thecumseh kam um, der Oberst Proctor verdankte seine Rettung der Schnelligkeit seines Pferdes.

Als 1814 zwischen den vereinten Staaten und England Friede geschlossen wurde, fand eine endliche Grenzbestimmung zwischen beiden Reichen statt, und die Amerikaner haben sich sodann durch eine Reihe Militärposten die Oberherrschaft über die Wilden gesichert.

Von der Mündung des Ohio bis zum St. Antonsfalle des Mississipi findet man am westlichen Ufer des letztgenannten Stromes die Saukis, deren Volkszahl sich auf 4800 Seelen beläuft, die Füchse zu 1600 Seelen, die Winebegos zu 1600 und die Menomenis zu 1200. Sie stammen von den Illinesen ab.

Hierauf folgen die Sious, welche mexikanischer Abkunft sind, und sich in sechs Nationen scheiden;

die erste wohnt theilweise am obern Mississipi, die zweite, dritte, vierte und fünfte haben die Ufer des St. Petersflusses inne, die sechste breitet sich gegen den Missouri aus. Man schätzt diese sechs siouischen Nationen auf ungefähr 45,000 Seelen.

Hinter den Sious, gegen Neu-Mexiko hin, finden sich einige Ueberbleibsel der Osagen, der Cansas, der Octotatas, der Mactotatas, der Ajoues und der Panis.

Die Assiboiner irren unter verschiedenen Benennungen in den Gegenden von den nördlichen Quellen des Missouri bis zum großen rothen Flusse, der sich in die Hudsonsbai ergießt, umher; ihre Anzahl beträgt etwa 25,000 Seelen.

Die Cypowais, von algonkin'schem Stamme und Feinde der Sious, führen, 3 — 4000 Krieger stark, ein Jägerleben in den Wildnissen, welche die großen canadischen Seen vom Winipegsee trennen.

Dieß ist Alles, was man mit einiger Zuverläßigkeit über die indianische Bevölkerung Nordamerika's weiß. Zählt man zu diesen bekannteren Stämmen nun auch noch die weniger besuchten, die jenseits der Rocky-Mountains wohnen, so wird man doch nur mit Mühe die 400,000 Köpfe herausbringen, der wir oben am Anfange dieser Aufzählung erwähnten. Ja einige Reisebeschreiber setzen die wilde Bevölkerung diesseits der Rocky-

Mountains nicht höher, als auf 100,000 Seelen an, und die jenseitige, mit Innbegriff der Wilden von Kalifornien, auf 50,000.

Durch die eingewanderte europäische Bevölkerung nach dem Nordwesten Amerika's zurückgedrängt, scheinen die wilden Völkerschaften das sonderbare Loos haben zu sollen, an derselben Küste, wo sie in unbekannten Jahrhunderten landeten, um von Amerika Besitz zu nehmen, nun ihr Daseyn zu endigen. In der irokesischen Sprache nannten sich die Indianer Männer auf immerdar (hommes de toujours), Ongoue-onoue; aber diese Männer auf immerdar sind vorübergegangen, und bald wird der Fremdling den rechtmäßigen Erben einer ganzen Welt nichts übrig lassen, als den Raum zu ihren Gräbern.

Die Ursachen jener Entvölkerung sind bekannt. Der Genuß geistiger Getränke, die Laster, die Krankheiten, die Kriege, welche durch uns bei den Indianern häufiger wurden, haben den Keim der Zerstörung in diese Völker gepflanzt. Aber, daß die Einführung des gesellschaftlichen Zustandes in die Wälder, eine der vorzüglich wirksamen Ursachen dieser Zerstörung gewesen sey, ist völlig ungegründet. Der Indianer war nicht wild, die europäische Civilisation hatte nicht auf den reinen Naturzustand, sondern

auf die beginnende amerikanische Civilisation zu wirken; hätte jene gar nichts vorgefunden, so würde sie etwas erzeugt haben, allein sie fand Sitten und zerstörte dieselben, weil sie stärker war und sich nicht damit vermischen zu müssen glaubte.

Die Frage, was wohl aus den Bewohnern, Amerika's würde geworden seyn, wenn Amerika den Segeln unserer Seefahrer entgangen wäre, ist ohne Zweifel unnütz, aber ihre Erörterung hat doch ein eigenes Interesse. Würden sie ebenfalls stille untergegangen seyn, wie jene in der Bildung weiter vorgerückten Nationen, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, einst in den Ländern am Ohio, am Muskingum, am Tennessee, am untern Mississipi und am Tumbec-bee blühten?

Dem Philosophen, wenn er für den Augenblick absieht von den hohen Grundsätzen des Christenthums und von den Interessen Europas, könnte es wünschenswerth erscheinen, daß die Völker der neuen Welt möchten Zeit gehabt haben, sich unbedingt durch unsere Einrichtungen zu entwickeln. Bei uns befindet sich Alles in den verbrauchten Formen einer veralteten Bildung (ich spreche nicht von den Völkern Asiens, die seit vier Jahrtausenden durch einen, aus dem Zeitalter der Kindheit herstammenden, Despotismus aufgehalten sind): bei den Wilden von Canada

Neu-England und Florida hingegen fand man die Anfänge aller Gebräuche und aller Gesetze der Griechen, der Römer und der Hebräer. Eine Civilisation von ganz anderer Natur als die unsrige, hätte vielleicht noch einmal die Menschen des Alterthums erzeugt, aber ganz neue Lichtstrahlen hätten aus noch unbekannter Quelle hervorgeleuchtet. Wer weiß, ob wir nicht eines Tages an unsern Küsten einen amerikanischen Columbus hätten anlanden sehen, der ausgegangen wäre, die alte Welt zu entdecken?

Die Verschlechterung der indianischen Sitten ist der Entvölkerung unter den Stämmen zur Seite gegangen. Die religiösen Ueberlieferungen sind viel verworrener geworden; der durch die Missionäre in Canada verbreitete Unterricht hat den ursprünglichen Ideen der Eingebornen Fremdartiges beigemischt, und man wird daher heut zu Tage unter rohen Fabeln entstellte christliche Lehren gewahr. Die meisten Wilden tragen Kreuze als Schmuck, und protestantische Handelsleute verkaufen ihnen jetzt das, was ihnen katholische Missionäre sonst schenkten. Wir können es zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhme unsrer Religion sagen, daß die Indianer große Anhänglichkeit an die Franzosen hatten, daß sie fortwährend ihren Wegzug bedauern, und daß man noch jetzt in den amerikanischen Wäldern große Neuerung

für die Schwarzröcke (Missionäre) hegt. Wenn in den Kriegen der Engländer mit den vereinten Staaten man beinahe sämmtliche Wilde den Fahnen Großbritanniens folgen sah, so beruhte dieß hauptsächlich auf dem Umstande, daß unter den Engländern von Quebec noch jetzt Abkömmlinge der Franzosen wohnen, und daß sie das Land inne haben, welchem einst Onontio *) vorstund. Der Wilde steht und noch in dem Boden, worauf wir wandelten, in dem Lande, wo wir seine ersten Gäste waren, und wo wir unsre Gräber zurückließen; indem er den neuen Besitzern Canada's dient, bewährt er durch Treue gegen die Feinde der Franzosen nur seine Treue gegen Frankreich.

Folgende Stelle, die man in einer neuen Reisebeschreibung liest **), hat um so mehr Gewicht, da der Verfasser an einer andern Stelle seines Buches Anlaß nimmt, gegen die Jesuiten unserer Tage loszuziehen.

«Die Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, daß «die französischen Missionäre sich im Allgemeinen «stets durch einen musterhaften, ihrem Stande an«gemessenen Wandel ausgezeichnet haben. Ihr oft

*) «Der große Berg.» So nannten die Wilden die französischen Gouverneure von Canada.

**) Beltrami's Reise an die Quellen des Mississippi, 1823.

«religiöser Glaube, ihre apostolische Liebe, ihre «einnehmende Sanftmuth, ihre heroische Geduld, «und ihre von Schwärmerei und allzugroßer Strenge «freie Lehre machen für diese Gegenden erbau«liche Epochen in den Jahrbüchern des Christen«thums; und während auf dem Andenken eines «Vincenz de Paul, eines Bodilla u. dgl. stets die Ver«wünschung aller wahrhaft christlichen Herzen ru«hen wird, werden die Daniel, die Brebeuf «u. a. m. der Verehrung verkursig werden, wel«che die Geschichte der Entdeckungen und der Mis«sionen ihnen in gerechter Anerkennung weiht. «Daher jene Vorliebe, die die Wilden für die «Franzosen bezeigen, eine Vorliebe, die in ihrer «innersten Seele gegründet und durch Ueberlie«ferungen genährt ist, welche ihre Väter zu Gun«sten der ersten Apostel Canada's, des damaligen «Neu-Frankreichs, hinterlassen haben.»

Diese Stelle bestätigt das, was ich einst über die Missionen von Canada schrieb. Wohl sympathisirte der glänzende Charakter des französischen Muthes, unsere Uneigennützigkeit, unser rascher Witz mit dem Geiste der Indianer; allein nun muß auch zugeben, daß die katholische Religion geeigneter zur Erziehung des Wilden ist als der protestantische Gottesdienst.

Als das Christenthum mitten in einer gebildeten Welt und unter dem Gepränge des Götzen-

dienstes entstand, war sein Aeußeres einfach, seine Sittenlehre streng, seine Begründung übersinnlich, denn es hatte zur Aufgabe, durch Sinnlichkeit verführte oder durch philosophische Systeme irregeleitete Völker zu gewinnen. Als aber das Christenthum von den Lüsten Rom's und den Schulen Athen's nach den Wäldern Germanien's wanderte, umgab es sich mit Pomp und Bilderm, um die Einfalt des Barbaren zu bezaubern. Die protestantischen Regierungen von Amerika haben sich wenig mit der Civilisation der Wilden abgegeben, sondern waren blos auf Handel mit denselben bedacht; der Handel aber, während er bei schon civilisirten Völkern, bei denen die Intelligenz über die Sitten das Uebergewicht erlangt hat, zur Beförderung der Bildung dient, bringt bei Völkern, deren Sitten noch über die Intelligenz herrschen, nichts als Verderbniß hervor. Religion ist offenbar das ursprüngliche Gesetz, und die Missionaire Jogues, Lallement und Brebeuf waren Gesetzgeber von ganz anderer Art, als die englischen und amerikanischen Zwischenhändler.

So wie die Religionsbegriffe, so sind auch die politischen Einrichtungen der Wilden durch den Einbruch der Europäer verwirrt worden. Die indianischen Regierungsformen hatten noch nicht durch lange Dauer Festigkeit gewonnen, daher wurden sie beim Zusammenstoße mit fremden Na-

litik leicht zertrümmert. Jene verschiedenen Räthe, deren Gewalten einander die Wage hielten, jene aus den Abgeordneten, den Sachems, den Matronen, den jungen Kriegern wechselseitig gebildeten Gegengewichte, jene ganze Staatsmaschine war in Unordnung gebracht; unsere Geschenke, unsere Laster, unsere Waffen haben die Personen, welchen jene verschiedenen Gewalten anvertraut waren, erkauft, verdorben, getödtet.

Heut zu Tage werden die indianischen Stämme ganz einfach von einem Häuptlinge geführt, und jene, welche miteinander im Bündniß stehen, kommen manchmal auf allgemeinen Landtagen zusammen; allein da kein Gesetz diese Versammlungen regelt, so lösen sie sich fast allzeit ohne Schlußfassung wieder auf: sie fühlen ihre Nichtigkeit und jene Muthlosigkeit, welche die Schwäche zu begleiten pflegt.

Noch eine andere Ursache hat dazu beigetragen, die Regierungen der Wilden zu erniedrigen, nämlich die Errichtung amerikanischer und englischer Militärposten mitten in den Wäldern. Hier stellt sich dann ein Commandant zum Beschützer der Indianer auf, bewirkt mittelst einiger Geschenke, daß die Stämme vor ihm erscheinen, und erklärt sich für ihren Vater und den Abgesandten von einer der drei weißen Welten. (So bezeichnen die Wilden die Spanier, die Franzosen und die Eng-

länder.) Der Commandant belehrt seine rothen Kinder, daß er diese oder jene Grenzen abstecken, diesen oder jenen Landstrich anbauen will u. s. w. Am Ende bewirkt dieß bei dem Wilden den Glauben, daß nicht er der wahre Eigenthümer des Landes sey, worüber man so, ohne ihn zu fragen, verfügt; er gewöhnt sich daran, sich für niederern Geschlechtes als den Weißen anzusehen, und läßt sich's gefallen, von seinen Herren Befehle anzunehmen, für sie zu jagen und zu kämpfen. Und was sollte man dann noch regieren, wenn man nur gehorchen muß?

Natürlicherweise haben sich mit der Religion und der Politik auch die Sitten und Gewohnheiten verschlechtert, Alles ist miteinander zu Grunde gegangen.

Als die Europäer in Amerika eindrangen, lebten und kleideten sich die Wilden von der Beute ihrer Jagden, trieben aber keinen Handel damit. Allein bald lernten die Fremden sie dafür Waffen, Branntwein, verschiedene Hausgeräthe, grobe Tücher und allerlei Schmuck eintauschen. Einige Franzosen, die man Holzläufer (coureurs de bois) nannte, begleiteten anfänglich die Indianer auf ihren Zügen. Nach und nach bildeten sich dann Gesellschaften von Handelsleuten, die eigene Factoreien mitten in der Wildniß anlegten. So von der europäischen Habgier

und von der Verdorbenheit der gebildeten Völker bis in die Tiefe ihrer Wälder verfolgt, tauschen jetzt die Indianer in jenen Magazinen köstliches Pelzwerk gegen Dinge aus, welche von geringem Werthe, aber für sie schon zum Bedürfnisse geworden sind. Sie verhandeln nicht blos die schon gemachte Jagdbeute, sondern auch die noch künftig zu machende, wie man eine Erndte auf dem Halm verkauft. Auf solche Art von den Kaufleuten gegebene Vorschüsse stürzen aber den Indianer in einen Abgrund von Schulden, und bringen über ihn zugleich die ganze Noth des gemeinen Mannes unserer Städte und die ganze Trübsal des Wilden. Die Jagd, indem der Indianer ihre Ausbeute zu vermehren bemüht ist, wird zu einer entsetzlichen Mühseligkeit. Auch die Weiber müssen mit hinausziehen, und, zu allen möglichen Diensten genöthigt, ziehen diese Unglücklichen die Schlitten, suchen das erlegte Wild auf, gerben die Häute, dörren das Fleisch. Man sieht sie, mit den größten Lasten beladen, auch noch ihre kleinen Kinder an den Brüsten oder auf den Schultern tragen. Sind sie schwanger und der Niederkunft nahe, so beschleunigen sie, um bälder wieder zur Arbeit zu kommen, die Entbindung, indem sie sich mit dem Bauche über eine ein Paar Fuß über dem Boden angebrachte hölzerne Stange legen, so daß Füße und Kopf

hinabhängen. So bringen sie denn ein elendes Geschöpf zur Welt unter der ganzen Strenge des Fluches: In dolore paries filios! (Mit Schmerzen wirst du deine Kinder gebären.)

Hieraus ist ersichtlich, wie die Civilisation, bei den amerikanischen Stämmen sich durch den Handel Eingang verschaffend, anstatt ihre Intelligenz zu entwickeln, sie vielmehr dummer gemacht hat. Der Indianer wurde falsch, eigennützig, lügenhaft, zügellos, seine Hütte ein Sammelplatz der Unreinigkeit und Unsläterei. Als er noch nackt oder mit einem Thierfelle bedeckt war, hatte sein Aeußeres etwas Stolzes und Großes, jetzt aber zeigen die europäischen Lumpen, die seine Blöße nicht decken, nur seine Erbärmlichkeit: er ist ein Bettler vor der Thüre eines Handelshauses, er ist nicht mehr ein Wilder in seinen Wäldern!

Allmählich hat sich aus dem Umgange europäischer Abentheurer mit wilden Weibern eine Art Mittelrace gebildet, welche man, nach der Farbe ihrer Haut, angebranntes Holz (bois brulé) nennt. Diese Leute machen die Geschäftsträger oder Zwischenhändler zwischen den Völkern, von denen sie ihre zwiefache Herkunft haben, sie sprechen die beiden Sprachen ihrer Eltern, dienen daher als Dollmetscher der Handelsleute bei den Indianern und der Indianer bei den Handelsleuten, und haben die Laster von beiden Racen.

Diese Zwitter der gebildeten und der wilden Natur verkaufen sich bald an die Amerikaner, bald an die Engländer, um ihnen den Alleinhandel mit Pelzwerk in die Hände zu spielen, und unterhalten die gegenseitige Eifersucht zwischen der englischen Hudsonsbai-Compagnie und Nordwest-Compagnie und den amerikanischen Compagnien, Fur Colombian american Company, Missouri's fur Company u. a. Auch unternehmen sie selbst Jagden für Rechnung der Kaufleute und in Gesellschaft von Jägern, die von den Handelscompagnien besoldet sind.

Solche Jagden bieten ein ganz anderes Schauspiel dar als die indianischen: die Jäger sind zu Pferde, das gedörrte Fleisch und das Pelzwerk wird zu Wagen nachgeführt, Weiber und Kinder sitzen auf kleinen, von Hunden gezogenen Karren. Die Hunde, in den nördlichen Gegenden so überaus nützlich, sind hier doch noch eine Last für ihre Herren, denn diese wissen sie den Sommer über nicht zu ernähren, geben sie daher bei besondern Wärtern auf Kredit in die Kost, und machen somit neue Schulden. Die hungrigen Dogen entlaufen zuweilen aus ihrem Stalle, und da sie nichts zu jagen finden, gehen sie zu fischen; man sieht sie dann sich in die Flüsse stürzen und die Fische vom Grunde des Wassers heraufholen. —

Man kennt in Europa nur jenen großen ame-

rikanischen Krieg, welcher der Welt ein freies Volk gab. Man weiß nicht, daß auch für die elenden Interessen von ein Paar Pelzhändlern Blut floß. Die Hudsonsbai-Compagnie verkaufte 1811 an Lord Selkirk einen großen Landstrich am rothen Flusse; die Niederlassung geschah im Jahre 1812. Dieß erregte das Mißtrauen der Nordwest- oder Canada-Compagnie, und es kam zwischen den beiden Compagnien, deren jede mit einigen Indianerstämmen verbündet und von angebrauntem Holze unterstützt war, zum Streite. Der kleine, aber schauderhafte innere Krieg hatte in den beeisten Wüsten der Hudsonsbai statt, und Lord Selkirks Colonie wurde im Monat Juni 1815 in demselben Augenblick zerstört, wo die Schlacht von Waterloo geliefert ward. So unähnlich durch Glanz und Dunkelheit die beiden Schauplätze dieser Ereignisse waren, so brachten sie doch dem menschlichen Geschlechte dieselben Uebel. — Die beiden Compagnieen, gleich erschöpft, fühlten, daß es besser sey sich zu vereinigen als zu zerfleischen: gegenwärtig haben sie gemeinschaftlich ihre Operationen weithin ausgedehnt, im Westen bis an den Columbia, im Norden bis an die Flüsse, welche sich in das Polarmeer ergießen.

Kurz, die wackersten Völkerschaften Nordamerikas haben nichts als die angeerbte Sprache und Kleidung

behalten, und selbst diese letztere ist nicht ganz unverändert geblieben. Dafür lernten sie ein wenig Feldbau und Viehzucht. Aus einem berühmten Krieger ist der canadische Wilde ein ruhmloser Hirte geworden, allerdings eine außerordentliche Art von Hirten, die ihre Stuten mit dem Kopfbrecher lenkt und die Schaafe mit Pfeilen. Philipp, Alexanders Thronerbe, starb als Gerichtsschreiber in Rom; ein Irokese singt und tanzt um ein Paar Pfennige in Paris: man muß nicht nach dem Tage schauen, der auf den Tag des Ruhmes folgt.

Indem ich dieß Gemälde einer wilden Welt entwarf, indem ich immerfort von Canada und Louisiana sprach, indem ich auf den alten Karten die Ausdehnung der ehemaligen Colonieen Frankreichs in Amerika betrachtete, verfolgte mich ein peinlicher Gedanke: ich fragte mich, wie die Regierung meines Vaterlandes diese Colonieen konnte zu Grunde gehen lassen, die heut zu Tage eine unerschöpfliche Quelle der Wohlfahrt für uns seyn würden.

Von Acadien und Canada bis Louisiana, von der Mündung des St. Lorenzstromes bis an jene des Mississipi umschloß das Gebiet von Neu-Frankreich jenes Land, welches anfänglich den Bund der dreizehn zuerst vereinten Staaten bildete. Die eilf übrigen Staaten, der Distrikt von

Colonien, die Ländereien am Michigan, im Nordwesten, am Missouri, Oregon und Arkansa gehörten uns, oder würden uns gehört haben, wie sie jetzt durch Abtretung der Engländer und Spanier, unseres ersten Erben in Canada und Louisiana, den vereinten Staaten gehören.

Wenn man vom Kap Sable in Neu-Schottland, dem ehemaligen Acadien, zwischen dem 43. und 44. Grad nördlicher Breite ausgeht und eine Linie zieht, welche hinter den ersten vereinten Staaten, Maine, Vermont, Neu-York, Pennsylvanien, Virginien, Carolina und Georgien vorüber, durch Tennessee nach dem Mississipi und Neu-Orleans läuft, dann vom 29. Grade (der Breite der Mississipi-Mündungen) durch das Gebiet des Arkansa nach jenem vom Oregon hinauf und über die Rocky-Mountains steigt, und sich an der St. Georgsspitze auf der Küste des stillen Oceans, gegen den 42. Grad nördl. Breite endiget: so umschließt diese Linie ein unermeßliches Land, das im Nordosten an das atlantische, im Norden an das Polarmeer, im Nordwesten an den stillen Ocean und die russischen Besitzungen, im Süden an den mexikanischen Meerbusen grenzt, und dieß ganze Land, d. h. mehr als zwei Drittheile von Nordamerika, würde den Gesetzen Frankreichs gehorchen.

Was würde wohl geschehen seyn, wenn diese Colonieen zur Zeit der Befreiung der vereinten

Staaten noch in unsern Händen gewesen wären? hätte diese Befreiung statt gehabt? wäre sie durch unsere Anwesenheit auf amerikanischem Boden beschleunigt oder verzögert worden? wäre etwa Neu-Frankreich selbst auch frei geworden? Warum nicht? Was für ein Unglück wäre es denn für das Mutterland, einen ungebornen Staat aus seinem Schooße hervorgehen und aufblühen zu sehen, einen Staat, welcher den Ruhm unsers Namens und unsrer Sprache in einer andern Hemisphäre ausbreitete?

Wir besaßen jenseits des Meeres weite Landstriche, welche dem Ueberflusse unsrer Bevölkerung Aufnahme, unserm Handel einen beträchtlichen Markt, unserer Marine Nahrung gewähren konnten; jetzt sind wir genöthigt, die von den Gerichten verurtheilten Verbrecher, aus Mangel an einem Fleckchen Landes, wo wir jene Unglücklichen hinbringen könnten, in unsern Gefängnissen zu begraben. Wir sind ausgeschlossen von der neuen Welt, wo das Menschengeschlecht von neuem beginnt. Die englische und spanische Sprache dienen in Afrika, in Asien, auf den Inseln der Südsee, auf dem Festlande beider Amerika's zum Ausdrucke der Gedanken vieler Millionen Menschen; und wir, verjagt aus den Eroberungen unserer Tapferkeit und unseres Genie's, hören kaum in einigen Städtchen von Louisiana und von Canada, und unter

fremder Herrschaft, die Sprache Racine's, Colbert's und Ludwigs XIV. ertönen; sie erhält sich daselbst blos als Zeuge der Unbeständigkeit unseres Glückes und der Fehler unserer Politik.

So ist denn Frankreich aus Nordamerika verschwunden, wie jene Indianerstämme, die der französische Charakter so sehr ansprach, und von denen ich auch nur Ueberreste fand. Und was gieng in diesem Nordamerika vor seit dem Zeitpunkte, da ich dort meine Reise machte? Davon will ich nun sprechen. Zum Troste der Leser will ich beim Schlusse dieses Werkes ihre Blicke auf ein wundervolles Gemälde lenken: sie sollen sehen, was die Freiheit für das Glück und die Würde des Menschen zu bewirken vermag, wenn sie sich nicht von der Religion trennt, und wenn sie zugleich vernünftig und sittlich ist.

und von der Verdorbenheit der gebildeten Völker bis in die Tiefe ihrer Wälder verfolgt, tauschen jetzt die Indianer in jenen Magazinen köstliches Pelzwerk gegen Dinge aus, welche von geringem Werthe, aber für sie schon zum Bedürfnisse geworden sind. Sie verhandeln nicht blos die schon gemachte Jagdbeute, sondern auch die noch künftig zu machende, wie man eine Erndte auf dem Halm verkauft. Auf solche Art von den Kaufleuten gegebene Vorschüsse stürzen aber den Indianer in einen Abgrund von Schulden, und bringen über ihn zugleich die ganze Noth des gemeinen Mannes unserer Städte und die ganze Trübsal des Wilden. Die Jagd, indem der Indianer ihre Ausbeute zu vermehren bemüht ist, wird zu einer entsetzlichen Mühseligkeit. Auch die Weiber müssen mit hinausziehen, und, zu allen möglichen Diensten genöthigt, ziehen diese Unglücklichen die Schlitten, suchen das erlegte Wild auf, gerben die Häute, dörren das Fleisch. Man sieht sie, mit den größten Lasten beladen, auch noch ihre kleinen Kinder an den Brüsten oder auf den Schultern tragen. Sind sie schwanger und der Niederkunft nahe, so beschleunigen sie, um bälder wieder zur Arbeit zu kommen, die Entbindung, indem sie sich mit dem Bauche über eine ein Paar Fuß über dem Boden angebrachte hölzerne Stange legen, so daß Füße und Kopf

haben indianische Namen behalten, aber sie sind von Städten mit ganz andern Benennungen umgeben: so giebt es bei den Muscogulgen, Siminolen, Cherokesen und Chicassas jetzt eine Stadt Athen, eine andre, welche Marathon, eine, die Karthago, eine, die Memphis, eine, die Sparta, eine, die Florenz, eine, die Hampden heißt, eine Grafschaft Columbia, und eine Grafschaft Marengo. Der Ruhm aller Länder hat seine Namen in diese Wildniß geschrieben, wo ich einst nur den Pater Aubry und die unberühmte Atala fand.

Kentucky hat ein Versailles; eine Grafschaft Bourbon hat ein Paris zur Hauptstadt. Alle Vertriebenen, alle Unterdrückten, welche nach Amerika flohen, brachten das Gedächtniß an ihr Vaterland mit sich dahin.

Falsi Simoentis ad undam
Libabat cineri Andromache *)

Die vereinten Staaten bieten demnach in ihrem Schooße, unter dem Schutze der Freiheit, ein Bild und das Andenken der meisten berühmten Orte des alten und neuen Europa dar, ähnlich jenem Garten bei Rom, worin Hadrian Nachbilder der verschiedensten Denkmahle seines Reichs hatte aufstellen lassen.

Bemerkenswerth ist aber, daß es beinahe keine Grafschaft giebt, welche nicht eine Stadt, ein Dorf, oder doch einen Meyer hat, der Washington heißt, — eine erhebende Einmüthigkeit des Dankgefühls einer Nation.

*) An des falschen Simois Ufer
Opfert Andromache der theuren Asche.

Der Ohio begreift gegenwärtig vier Staaten, nämlich außer dem eigentlich sogenannten Ohiostaate noch Kentucky, Indiana und Illinois. Diese vier Staaten senden dreißig Abgeordnete und acht Senatoren zum Congresse. Virginien und Tenessee berühren den Ohio an zwei Punkten; an seinen Ufern zählt man einundzwanzig Grafschaften und zweihundert und acht Städte. Ein Kanal, welcher man da, wo die Strömungen den Fluß unfahrbar machen, gegenwärtig anlegt, und der in drei Jahren fertig seyn soll, wird den Vortheil gewähren, daß selbst große Schiffe bis Pittsburg werden hinauf gehen können.

Dreiundvierzig große Straßen gehen von Washington aus, wie ehedem die römischen Heerstraßen von Rom ausgingen, und enden, vielfach vertheilt, an dem Gränzumfange der vereinten Staaten. So gehen Straßen von Washington nach Dower in Delaware, von Washington nach Providence in Rhode-Island, von Washington nach Robbinstown im Distrikt von Maine an der Gränze der nördlichen englischen Gebiete, von Washington nach Concorde, von Washington nach Montpellier in Connecticut, von Washington nach Albany, und von da nach Montreal und Quebec, von Washington nach Havre de Sackets am Ontariosee, von Washington an den Niagarafall und das dabeiliegende Fort; von Washington über Pittsburg nach Detroit und Michilimakinac am Eriesee, von Washington über St. Louis am Missisipi nach Councils-Bluffs am Missouri, von Washington nach New-Orleans und der Mündung des Missisipi, von Washington nach Natchez, von Washington

nach Charlestown, Savannah und St. Auguſtin; und all' dieſes bildet einen Straßenlauf von 25,747 Meilen.

Es iſt aus dem ſo eben Geſagten erſichtlich, daß dieſe Straßen durch manche Gegenden laufen, welche noch vor Kurzem wild und öde waren, jetzt aber angebaut und bewohnt ſind. Auf ſehr vielen dieſer Straßen befinden ſich gute Poſten, und regelmäßige Poſtwagen bringen die Reiſenden zu mäßigen Preiſen von einem Orte zum andern. Wie man, um an den Ohio oder an den Niagarafall zu gehen, noch zu meiner Zeit einen Führer oder einen indianiſchen Dollmetſcher nahm, ſo nimmt man jetzt die Poſt. Seitenwege verzweigen ſich von den Hauptſtraßen aus, und ſind ebenfalls mit Fuhrwerken verſehen. Hiezu kommen faſt allenthalben die Waſſerſtraßen der Flüſſe und Seen, worauf man theils mit Ruder- und Segelſchiffen, theils mit Dampfbooten reiſet.

Dampfboote machen regelmäßige Fahrten von Boſton und Neu-York nach Neu-Orleans; auch auf den Seen von Canada, dem Ontario, Erie, Michigan, Champlain, ſind jetzt Fahrzeuge dieſer Art, wo man vor dreißig Jahren kaum einige Pirogen von Wilden ſah, und wo nun Linienſchiffe einander Schlachten liefern.

Die Dampfboote dienen in den vereinten Staaten nicht blos zum Dienſte des Handels und der Reiſenden, ſondern man verwendet ſie auch zur Vertheidigung des Landes; einige derſelben, von ungeheurer Größe, ſind an den Mündungen der Flüſſe aufgeſtellt und — ähnlich zugleich den Citadellen der heutigen Zeit und den Burgen des Mit-

teleitet — mit Kanonen und siedendem Wasser bewaffnet.

Zu den 25,747 Meilen Hauptlandstraßen muß man noch die Ausdehnung von 419 Kantonalstraßen und jene von 58,137 Meilen Wasserstraßen hinzurechnen. Der Betrag dieser letztern wird überdieß durch die Kanäle vermehrt: der Middlesexkanal verbindet den Hafen von Boston mit dem Flusse Merrimack; der Champlainkanal setzt den gleichnamigen See mit den canadischen Meeren in Verbindung; der berühmte Erie- oder New-York-Kanal vereinigt nun den Eriesee mit dem atlantischen Ocean; die Kanäle Santee, Chesapeak und Albemarne verdankt man den Staaten Karolina und Virginien; und da wasserreiche, nach verschiedenen Richtungen fließende Ströme oft benachbarten Ursprung haben, so ist nichts leichter, als ihre Verbindung zu bewerkstelligen. Schon sind fünf Wege bekannt, um an das stille Meer zu gelangen, und nur einer derselben geht über spanisches Gebiet.

Ein Gesetz des Congresses, aus der Sitzung 1824 — 25, verordnet die Aufstellung eines Militärpostens am Oregon. Die Amerikaner dringen auf diese Art, indem sie schon eine Niederlassung am Columbia haben, in einem Landstriche von beinahe sechs Grad Breite zwischen dem englischen, russischen und spanischen Amerika hindurch an das stillen Ocean vor.

Allein es giebt hier eine natürliche Grenze der Colonisation. Im Westen und Norden des Missouri schließen sich nämlich an die Wälder unermeßliche Steppen an, auf denen nicht ein einziger Baum zu finden ist, und welche, wiewohl reichlich mit Gras bewachsen, doch jedem Anbau zu widerstreben schei-

nen. Durch dieß grüne Arabien ziehen die Karavanen der Colonisten, welche sich nach den Rocky-Mountains und nach Neu-Mexiko begeben; es trennt die vereinten Staaten des atlantischen Meeres von den vereinten Staaten der Südsee, wie jene Wüsten, die in der alten Welt ebenfalls fruchtbare Länder trennen. Ein Amerikaner machte den Antrag, auf seine eigenen Kosten eine große gepflasterte Straße von St. Louis am Mississipi bis zur Mündung des Columbia zu bauen, wenn ihm dafür der Congreß einen zehn (amerikanische) Meilen breiten Strich Landes auf jeder Seite der Straße abtrete; der riesenmäßige Handel ward aber nicht angenommen.

Im Jahre 1789 gab es in den vereinten Staaten nicht mehr als 75 Postbureaux, jetzt giebt es deren mehr als 5000. Vom Jahr 1790 bis 1795 stieg ihre Anzahl von 75 auf 453, im Jahr 1800 waren es 903; im Jahr 1805 hatten sie bis zu 1558 zugenommen, im Jahr 1810 bis zu 2300, im Jahr 1815 bis zu 3000, im Jahr 1817 zählte man 3459, im Jahre 1820 schon 4030, im Jahr 1825 nahe an 5500.

Briefe und Pakete werden durch Felleisenposten, welche ungefähr 50 (amerikan.) Meilen im Tage machen, und durch Boten zu Pferde und zu Fuß verbracht. Eine große Briefpost-Linie erstreckt sich von Anson im Staat Maine über Washington bis Nashville im Staate Tennessee, 448 Meilen weit; eine andre von Highgate im Staate Vermont bis St. Marie in Georgien, 1369 Meilen weit. Von Washington bis Pittsburg, auf einer Strecke von 225 Meilen, beste-

dere sich Posthäuser, und bald werden dergleichen auch bis St. Louis am Missisipi, über Vincennes, und bis Nashville über Lexington in Kentucky angelegt werden. Die Gasthöfe sind gut und hübsch, zum Theil vortrefflich.

Eigene Behörden für den Verkauf von Staatsländereien sind in den Staaten Ohio und Indiana, in den Gebieten Michigan, Missouri und Arkansas und in den Staaten Louisiana, Mississipi und Alabama. Es stehen noch 150 Millionen Morgen Landes, das Anbaues fähig, vorhanden seyn, ohne den Boden der großen Wälder zu rechnen. Man schätzt den Werth jener 150 Millionen Acres auf ungefähr eine Milliarde und 500 Millionen Dollars, den Morgen im Durchschnitte zu 10 Dollars gerechnet. *)

In den nördlichen Staaten sind 25 Plätze mit Militärgarnisonen, in den südlichen 22.

Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung der vereinten Staaten 3,929,326 Seelen; bis zum Jahre 1800 war sie auf 5,305,666; bis z. J. 1810 auf 7,239,903; bis 1820 auf 9,609,827 gestiegen. Unter dieser Bevölkerung befinden sich 1,531,436 Sklaven.

Im Jahre 1790 hatten Ohio, Indiana, Illinois, Alabama, Missisipi und Missouri noch nicht so viele Colonisten, daß es der Mühe werth gewesen wäre, eine Zählung vorzunehmen. Im Jahre 1800 enthielt Kentucky allein schon 73,677, und Tennessee 35,691. Ohio, 1790 noch blos

*) Ein Dollar gilt nach dem niedersten Curse wenigstens drei Franken.

Bewohner, zählte zehn Jahre später 45,365, im Jahr 1810: 230,760, im J. 1820: 581,434; Alabama stieg in den Jahren 1810 bis 1820 von 10,000 Einwohnern auf 127,901.

So nahm die Bevölkerung der vereinten Staaten von zehn zu zehn Jahren, seit 1790 bis 1820 in dem Verhältnisse von $^{35}/_{100}$ zu. Schon sind nun auch sechs Jahre verflossen an dem Jahrzehend von 1820 — 30, und man glaubt, daß bei dessen völligem Umflusse die Bevölkerung der vereinten Staaten wohl auf 12,875,000 Seelen, die von Ohio auf etwa 850,000 und jene von Kentucky auf 750,000 stehen werde.

Würde die Bevölkerung fortwährend alle 25 Jahr sich verdoppeln, so erreichten die vereinten Staaten bis 1855 eine Seelenzahl von 25,750,000 und 25 Jahre später, nämlich 1880, stünde ihre Bevölkerung auf mehr als fünfzig Millionen.

Im Jahre 1821 betrug die Ausfuhr der vereinten Staaten an einheimischen und auswärtigen Erzeugnissen eine Summe von 64,974,382 Dollars; die Staatseinkünfte beliefen sich in demselben Jahre auf 14,264,000 Dollars, der Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe war 3,354,826 Dollars. In ebendemselben Jahre war die Nationalschuld auf 89,204,256 Dollars gemindert worden.

Die Armee wurde zuweilen bis auf 100,000 Mann gebracht; die Marine der vereinten Staaten besteht aus elf Linienschiffen, neun Fregatten und fünfzig andern Kriegsfahrzeugen von verschiedener Größe.

Es ist unnöthig, von den Constitutionen der

einzelnen Staaten zu sprechen; es genügt zu wissen, daß sie sämmtlich frei sind.

Keine Religion ist herrschend, jedoch muß jeder Bürger einem der christlichen Bekenntnisse angehören; die katholische Religion macht in den westlichen Staaten bedeutende Fortschritte.

Gesetzt auch, wie ich denn wirklich glaube, die statistischen Uebersichten, welche in den neuen Staaten bekannt gemacht werden, seyen aus Nationalstolz übertrieben, so bleibt doch immerhin im Ganzen ein so ausgezeichnetes Gedeihen, daß es unsere vollste Bewunderung verdient.

Um dieß überraschende Gemälde zu vollenden, muß man sich jene Städte vorstellen, Boston, New-York, Philadelphia, Baltimore, Savannah, New-Orleans, mit ihrer nächtlichen Beleuchtung, mit ihren vielen Pferden und Wägen, mit ihrem Ueberflusse an allen Gegenständen des Luxus, die auf tausend Schiffen in ihre Häfen eingeführt werden; man muß sich vorstellen jene einst so einsamen Seen von Canada, jetzt bedeckt mit Fregatten, Korvetten, Kutters, Barken, Dampfbooten, die sich mit den Piroguen und Kanots der Indianer kreuzen, wie die großen Schiffe und Galeeren mit den Pinken, Schaluppen und Caiken in den Gewässern des Bosphorus. Tempel und Häuser, mit Säulen im griechischen Geschmacke verziert, erheben sich mitten in jenen Wäldern, am Ufer jener Flüsse, die der einzige alte Schmuck der Wildniß waren. Weitläufige Schulgebäude, treffliche Sternwarten sind errichtet für die Wissenschaft, da wo die Heimath wilder Unwissenheit war; alle Religionen, alle Meinungen

wohnen friedlich beisammen und arbeiten gemeinschaftlich daran, das Menschengeschlecht besser zu machen und seine Einsicht zu erhöhen. Unter Wunderwerke der Freiheit.

Der Abbé Raynal hatte einen Preis ausgesetzt auf die Lösung der Frage: Was hat schon Einfluß auf die Entdeckung der neuen Welt auf die alte Welt gehabt? Die Schriftsteller vertieften sich in Betrachtungen über die Ein- und Ausfuhr der Metalle, über die Entvölkerung Spaniens, über die Zunahme des Handels, über die Vervollkommnung des Seewesens; aber Niemand suchte meines Wissens den Einfluß der Entdeckung Amerika's auf Europa in der Begründung amerikanischer Freistaaten. Man sah immer nichts als die alten Monarchieen, angesehen sich gleich blieben, die Gesellschaft in völligem Stillstande, den menschlichen Geist weder vorwärts noch rückwärts schreitend, man hatte nicht den mindesten Gedanken an die Revolution, welche im Verlaufe von vierzig Jahren in den Geistern vorgegangen ist.

Der köstlichste unter allen Schätzen, welche Amerika in seinem Schooße barg, war die Freiheit, und alle Völker sind berufen, aus diesem unerschöpflichen Schachte Gewinn zu ziehen. Die Entdeckung (découverte) der Repräsentativ-Republik in den vereinten Staaten ist eine der größten politischen Wohlthaten; durch sie ist, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, der Beweis geliefert, daß zwei Formen der Freiheit ausführbar sind. Die eine entspricht der Kindheit der Völker; und ist eine Tochter der Sitte und Tugend; dieser Art war die Freiheit

der ersten Griechen und der ersten Römer, dieser Art war auch die Freiheit der amerikanischen Wilden. Die andre entspringt aus dem Alter der Völker und ist eine Tochter der Vernunft und Aufklärung; solcher Art ist die Freiheit der vereinten Staaten, die die Freiheit des Indianers ersetzt hat. Glückseliges Land, welches in einem Zeitraume von weniger als drei Jahrhunderten von der einen Form der Freiheit zur andern überging fast ohne Mühe und unter einem nur acht Jahre dauernden Kampf!

Wird aber Amerika seine neue Art von Freiheit behalten? Werden die vereinten Staaten sich nicht trennen? Nimmt man nicht schon Keime dieser Trennung wahr? Hat nicht schon ein Repräsentant von Virginien den Satz von der alten griechischen und römischen Freiheit mit ihrem Systeme der Sklaverei vertheidigt gegen einen Abgesandten von Massachusetts, welcher die Sache der neuen Freiheit ohne Sklaven, der Freiheit, wie das Christenthum sie brachte, vertheidigt? Werden die westlichen Staaten, indem sie sich immer mehr und mehr ausdehnen, bei ihrer allzugroßen Entfernung von den Staaten am atlantischen Meere, nicht eine gesonderte Regierung haben wollen?

Sind die Amerikaner vollkommene Menschen, haben sie nicht auch, wie andre Menschen, ihre Fehler; stehen sie moralisch höher als die Engländer, von denen sie herstammen? Wird die fremde Einwanderung, welche aus allen Theilen Europa's unaufhörlich sich in die Bevölkerung der vereinten Staaten ergießt, nicht allmählig die

Uebereinstimmung des Charakters zerstören? Wird nicht der Handelsgeist sich ihrer bemeistern? Beginnt nicht schon der Eigennutz, ihr vorherrschender Nationalfehler zu werden?

Mit Schmerz muß ich überdieß noch sagen: die Entstehung der Republiken von Mexiko, Columbia, Peru, Chili, Buenos-Ayres ist für die vereinten Staaten gefährlich. So lange die letztern neben sich nur Colonieen einer überseeischen Monarchie hatten, war kein Krieg zu befürchten. Wird hingegen nicht jetzt Eifersucht entstehen zwischen den ältern Freistaaten Nordamerika's und den neuen Freistaaten des spanischen Amerika? Werden sie einander nicht die Bündnisse mit europäischen Mächten verwehren wollen? Und wenn man dann beiderseits zu den Waffen eilte, wenn kriegerischer Geist sich der vereinten Staaten bemächtigte, könnte da wohl nicht ein großer Feldherr sein Haupt emporheben? Der Ruhm liebt Kronen, Soldaten sind nichts als glänzende Verfertiger von Ketten, und die Freiheit ist ihres Erbgutes nicht sicher unter dem Schutze eines Siegers.

Mag jedoch kommen was da will, nie wird die Freiheit ganz aus Amerika verschwinden. Denn eben hierin besteht ein großer Vorzug der aus Aufklärung entsprossenen Freiheit vor der Freiheit, welche eine Tochter der Sitten ist. Letztere geht zu Grunde, wenn ihr Princip eine Aenderung erleidet; in dem Wesen der Sitten aber liegt es, mit der Zeit schlechter zu werden. Diese Art der Freiheit beginnt vor dem Despotism, noch in den Tagen der Niedrigkeit und Armuth, und sie

pflegt unterzugehen im Despotismus und in den Jahrhunderten des Glanzes und der Ueppigkeit.

Die Freiheit aus Aufklärung hingegen erblüht nach den Zeiten der Unterdrückung und Verderbniß; gemeinsam mit dem Prinzip, durch das sie erhalten und erneuert wird, schreitet sie fort; das Licht der Aufklärung nämlich, weit entfernt, mit der Zeit schwächer zu werden, nimmt vielmehr im Laufe der Zeiten zu, und trennt sich nicht von der Freiheit, die es hervorgebracht hat; stets mit dieser Freiheit verbunden, äußert die Aufklärung sich nicht blos als Freiheit erzeugende Kraft, sondern auch als unerschöpfliche Quelle immer gedeihender Freiheit.

Endlich haben die vereinten Staaten noch eine weitere Schutzwehr. Ihre Bevölkerung nimmt noch nicht den achtzehnten Theil des Bodens ein; Amerika wohnt noch in der Wüste, und noch lange wird die Einöde seine Sitten, und die Aufklärung seine Freiheit begründen.

Ich wünschte ein Gleiches von den spanisch-amerikanischen Freistaaten sagen zu können. Sie sind im Besitze der Unabhängigkeit, sie sind losgetrennt von Europa: dieß ist eine ausgemachte Thatsache, eine Thatsache, unermeßlich allerdings in ihren Folgen, aber aus der doch nicht unmittelbar und nothwendig Freiheit folgt.

Die spanisch-amerikanischen Freistaaten.

Als das englische Amerika sich gegen Großbritannien erhob, war seine Stellung weit anders, als diejenige ist, worin sich das spanische Amerika befindet. Die Colonien, aus denen die vereinten Staaten sich bildeten, waren zu verschiedenen Zeiten durch Engländer bevölkert worden, welche aus Mißvergnügen und um bürgerliche und religiöse Freiheit zu suchen, ihr Vaterland verlassen hatten. Diejenigen, welche sich zuerst in Neu-England niederließen, gehörten zu jener, unter dem zweiten der Stuarts berüchtigten republikanischen Secte. Der Haß gegen die Monarchie dauerte in dem strengen Klima von Massachusetts, New-Hampshire und Maine fort, und als zu Boston die Revolution ausbrach, war dieß so zu sagen keine neue, sondern die Revolution vom Jahre 1649, die nach einer Pause von etwas mehr als einem Jahrhunderte wieder erschien, ausgeführt durch die Abkömmlinge der cromwell'schen Puritaner. Wäre Cromwell selbst, der sich schon eingeschifft hatte, um nach Neu-England zu segeln, aber durch einen Befehl Karl's I. genöthigt wurde, ans Land zurückzukehren, — wäre Cromwell nach Amerika gegangen, so würde er

wohl unberührt geblieben seyn, aber seine Söhne würden sich jener republikanischen Freiheit zu erfreuen gehabt haben, welche er in einem Vorbereichen suchte, und die ihm nichts gab als einen Thron.

Royalistische Soldaten, durch die Parlamentsfaction auf dem Schlachtfelde gefangen genommen und wie Sklaven verkauft, aber auch von Karl II. nicht zurückgerufen, hatten in Amerika Kinder hinterlassen, welche gegen die Sache der Könige völlig gleichgültig waren.

Als Engländer waren die Pflanzer der vereinten Staaten schon an die öffentliche Verhandlung der Angelegenheiten des Volkes, an die Rechte des Bürgers, an die Sprache und Form der constitutionellen Regierung gewöhnt. Sie waren in Gewerben, Künsten und Wissenschaften unterrichtet, und theilten die ganze Aufklärung des Mutterlandes. Sie hatten Geschwornengerichte und besaßen ihre Verfassungsurkunden (Charten), wornach Verwaltung und Regierung geordnet war. Diese Charten beruhten auf so hochsinnigen Grundsätzen, daß sie noch heut zu Tage als Constitutionen von einzelnen Staaten in Anwendung sind. Hieraus ergiebt sich, daß die vereinten Staaten im Augenblicke der Revolution ihren Zustand so zu sagen gar nicht änderten; ein amerikanischer Congreß ersetzte ein englisches Parlament, ein Präsident einen König, an die Stelle der Lehensverbindung trat die Föderativverbindung, und zufällig fand sich ein großer Mann, dieses letztere Band fest zu knüpfen.

Gleichen wohl die Erben Pizarro's und Fer-

dinand Cortez den Kindern der Brüder Penn's und den Söhnen der Independenten? War das alte Spanien für sie eine Schule der Freiheit? Fanden sie in ihrer alten Heimath die Einrichtungen, die Lehren, die Beispiele, die Aufklärung, wodurch ein Volk für die constitutionelle Regierungsform gebildet wird? Gab es in den der Militärgewalt untergebenen Colonien, wo das Elend in Lumpen auf Goldminen saß, Verfassungsurkunden? Hat Spanien nicht in die neue Welt seine Religion, seine Sitten, seine Gebräuche, seine Begriffe, seine Grundsätze und selbst seine Vorurtheile hinübergebracht? Eine katholische Bevölkerung, einer großen, reichen und mächtigen Geistlichkeit unterthänig; eine Bevölkerung, gemischt aus 2,937,000 Weißen, aus 5,518,000 Negern und Mulatten, theils Freien, theils Sklaven, aus 7,530,000 Indianern; eine Bevölkerung, getheilt in die Klassen der Edeln und Unedeln; eine Bevölkerung, zerstreut in unermeßlichen Wäldern, in den verschiedensten Klimaten, in beiden Amerika's und längs den Küsten zweier Oceane; eine Bevölkerung, beinahe ohne nationelle Verbindung und ohne gemeinsame Interessen, — ist eine solche Bevölkerung wohl eben so geeignet für eine demokratische Verfassung, wie die gleichartige, nicht in Rangklassen abgetheilte, zu $^{7}/_{8}$ protestantische Bevölkerung von zehn Millionen Bürger der vereinten Staaten? In den vereinten Staaten ist der Unterricht allgemein; in den spanischen Republiken kann der beiweitem größte Theil der Bevölkerung nicht einmal lesen; der Pfarrer ist der Gelehrte des Dorfes; die Dörfer

selbst sind selten, und um von einer Stadt zu dieser oder jener andern zu gehen, braucht man nicht weniger als drei oder vier Monate Zeit. Städte und Dörfer sind durch den Krieg verwüstet, nirgends Straßen, nirgends Kanäle; die ungeheuern Ströme, welche eines Tages die Civilisation bis in die verborgensten Theile dieser Gegenden bringen werden, bewässern jetzt noch nichts als Wildnisse.

Aus jenen Negern, jenen Indianern und jenen Europäern ist eine gemischte Bevölkerung hervorgegangen, erstarrt in der sanften Sklaverei, welche die spanischen Sitten überall einführen, wo sie herrschen. In Columbia lebt ein von dem Afrikaner und dem Indianer erzeugter Menschenschlag, der keinen andern Instinkt hat, als zu leben und zu dienen. Man verkündigte den Grundsatz der Freiheit der Sklaven, und alle Sklaven begehrten bei ihren Herren zu bleiben.

In manchen jener Colonieen, deren man selbst in Spanien vergessen hatte, und die durch kleine Despoten, Gouverneurs genannt, bedrückt waren, hatte sich eine ungeheure Verderbniß der Sitten eingeschlichen; nichts ungewöhnlicher, als Geistliche anzutreffen, umringt von einer Familie, deren Herkunft sie gar nicht verhehlten. Man kannte einen Einwohner, der einen besondern Handel mit Negerinnen trieb, und durch den Verkauf der Kinder, die er von dieser Sklavinnen hatte, sich bereicherte.

Demokratische Formen waren in diesem Lande so unbekannt, selbst der Name Freiheit so fremd, daß ohne einen Band vom Rhein's

Geschichte man in Paraguay nicht einmal gewußt hätte, was ein Dictator, Consuln und Senat seyen. In Guatimala waren es zwei oder drei junge Fremde, welche die Constitution gemacht haben. Völker, bei denen die politische Erziehung noch so wenig vorangeschritten ist, lassen immer für die Freiheit fürchten.

In Mexiko sind zwar die höhern Stände durch Kenntnisse und Bildung ausgezeichnet, allein da Mexiko keine Seehäfen hat, so ist das Volk im Allgemeinen nicht in Berührung mit der Aufklärung Europa's gekommen. Columbia hingegen hat vermöge der trefflichen Beschaffenheit seiner Küsten mehr Verkehr mit dem Auslande, und ein merkwürdiger Mann erhob sich aus seinem Schooße. Aber läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß ein hochherziger Soldat eben so leicht werde Freiheit geben können, wie er Knechtschaft einzuführen vermöchte? Gewalt vermag nicht die Stelle der Zeit zu vertreten; wenn einem Volke noch die erste politische Erziehung fehlt, so kann nur die Zeit sie ihm ertheilen. Auch wird die Freiheit sich nicht wohl unter dem Schutze der Dictatur erhalten können, denn immer wird zu fürchten seyn, daß eine verlängerte Dictatur in Denjenigen, welchem sie übertragen wäre, eine Neigung zu immerdauernder Willkür erzeuge. Man dreht sich hier in einem leidigen Zirkel.

In dem Freistaate von Central-Amerika wüthet gegenwärtig Bürgerkrieg. Die Republik Bolivia und jene von Chili wurden von wiederholten Umwälzungen heimgesucht, und durch ihre Lage am stillen Ocean scheinen sie ausgeschlossen von

dem civilisirtern Theile der Welt *). Buenos Ayres hat eine nachtheilige geographische Lage, denn es ist nur allzuwahr, daß die Temperatur einer Gegend ein Hinderniß für die Entwicklung und den Gang der Volksregierung bilden kann. Ein Land, in welchem die physischen Kräfte des Menschen durch die Gluth der Sonne verzehrt werden, wo man sich den Tag über in den Häusern verbergen und beinahe unbeweglich auf einer Matte ausgestreckt liegen muß, ein Land von dieser Art begünstigt die Berathungen des Forums nicht. Allerdings wäre es unangemessen, den Einfluß der Klimate allzu hoch anzuschlagen: es waren wechselweise in einem und demselben Theile unter gemäßigten Himmelsstrichen freie und Sklaven-Völker zu sehen; allein unter dem Polarkreise und unter der Linie giebt es unbestreitbare klimatische Nothwendigkeiten, welche auch dauernde Wirkungen hervorbringen müssen. Schon blos aus dieser Nothwendigkeit würden die Neger in Südamerika immer mächtig seyn, wo nicht gar das Land der Herren werden.

Die vereinten Staaten erhoben sich, des Joches müde und Unabhängigkeit liebend, aus eigenem Antriebe, und als sie sich vom Gängelbande losgerissen hatten, wußten sie geschickt genug ohne dasselbe zu gehen. Eine weit vorgeschrittene Civilisation, eine längst begonnene politische Erzie-

*) In dem Augenblicke, da ich dieß schreibe, lauten die Zeitungen von allen Farben nichts als Unruhen, Spaltungen, Bankerotte aller jungen Republiken an.

hung, eine geübte Industrie führten sie auf jene Stufe von Wohlstand, worauf wir sie heut zu Tage sehen, ohne daß sie genöthigt waren, zu fremdem Gelde und fremden Kenntnissen ihre Zuflucht zu nehmen.

In den spanischen Republiken verhält sich dieß Alles ganz anders. Obschon diese Colonieen vom Mutterlande erbärmlich regiert wurden, war dennoch ihre erste Bewegung vielmehr die Wirkung eines äußern Anstoßes, als des eigenen Triebes für Freiheit. Der französische Revolutionskrieg gab diesen Anstoß. Die Engländer, welche seit der Regierung der Königin Elisabeth stets ihre Blicke nach dem spanischen Amerika gerichtet hatten, schickten im Jahre 1806 eine Expedition gegen Buenos-Ayres, ein Unternehmen, welches ein Franzose, der Capitaine Liniers, scheitern machte. Damals war die Frage für die spanischen Colonieen, ob sie der Politik des spanischen Cabinettes, welches zu jener Zeit mit Buonaparte alliirt war, folgen, oder diese Allianz als erzwungen und widernatürlich betrachten und sich von der spanischen Regierung losreissen sollten, um sich dem Könige von Spanien zu nähern.

Im Jahre 1790 hatte Miranda begonnen, mit England in Betreff der Emancipation zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen wurden 1797 1801, 1804 und 1807 wieder aufgenommen, in welch' letzterem Jahre zu Cork eine große Expedition nach der Terra firma ausgerüstet ward. Endlich 1809 warf sich Miranda in die spanischen Colonieen, aber das Unternehmen fiel nicht glück-

sich für ihn aus; indessen gewann doch der Aufruhr von Venezuela Bestand und Bollwar verbreitete ihn weiter.

Es änderte sich aber die Frage für die Colonieen sowohl als für England, da Spanien sich gegen Buonaparte erhoben, und die constitutionelle Regierung zu Cadix, unter der Leitung der Cortes, begonnen hatte. Die Freiheitsideen wurden nothwendigerweise und durch die Cortes selbst auch nach Amerika übertragen. England, seinerseits konnte nun die spanischen Colonieen unter keinem Vorwande mehr angreifen, da der König von Spanien Gefangener in Frankreich und Alliirter Englands geworden war; auch erschienen Bills, die den Unterthanen Sr. brit. Majestät verboten, den Amerikanern Hilfe zu leisten; aber ungeachtet jener diplomatischen Bills ließen sich zu selbiger Zeit sechs- bis siebentausend Engländer anwerben, um den Aufruhr Columbiens zu unterstützen.

Zur alten Regierung, nach Ferdinands Restauration, zurückgekehrt, machte Spanien große Fehler; auch die constitutionelle Regierung, durch die Insurrection der Truppen der Insel Leon wieder hergestellt, zeigte sich nicht geschickter, und die Cortes waren der Emancipation der spanischen Colonieen noch ungünstiger, als es die absolute Herrschaft gewesen war. Endlich zerbrach Bolivar durch seine Thätigkeit und seine Siege die Fesseln, welche Anfangs nur hatten erleichtert werden sollen. Die Engländer welche überall gewärtig waren, in Mexiko, in Columbia, in Peru, in Chili mit Lord Cochrane, anerkannten

einmüthig öffentlich, was großentheils insgeheim ihr Werk war.

Es ist demnach offenbar, daß die spanischen Colonieen nicht, wie die vereinten Staaten, durch ein mächtiges Freiheitsprincip getrieben wurden, und daß dieses Princip am Anfange der Unruhen nicht jene Lebendigkeit und Kraft hatte, welche den festen Willen einer Nation verkünden. Auf den ersten Blick sieht man nichts als eine von außen gekommene Aufregung, politische Interessen und äußerst verwickelte Ereignisse. Die Colonien rissen sich von Spanien los, weil Spanien in fremden Händen war; hierauf gaben sie sich Constitutionen, wie die Cortes dem Mutterlande gaben; endlich machte man ihnen unvernünftige Anträge und sie mochten nicht wieder unter das Joch zurückkehren.

Von 1822 bis 1826 wurden in England zehn Anleihen für die spanischen Colonieen gemacht, zusammen eine Summe von 20,978,000 Pf. St. betragend. Diese Anleihen wurden, eine in die andre gerechnet, zu 75 pCt. abgeschlossen, sodann zwei Jahreszinsen zu 6 pCt. abgezogen, und demnächst noch eine Provision von 7,000,000 Pf. St. zurückbehalten. Es hat folglich England nur eine wirkliche Summe von 7,000,000 Pf. St. (oder 175,000,000 Franken) vorgeschossen, aber die spanischen Republiken bleiben gleichwohl mit einer Schuld von 20,978,000 Pf. St. belastet.

Zu diesem schon übermäßigen Anlehen gesellte sich noch jene Menge von Vereinen oder Compagnieen zur Betreibung des Bergbaues, der Fischerei, des Kanalbaues, des Straßenbaues, der

Urbarmachung der Ländereien in dieser neuen Welt, welche erst jetzt entdeckt worden zu seyn schien. Neunundzwanzig solche Compagnieen traten auf, und das Nominalcapital der von ihnen aufgewendeten Summen betrug 14,767,500 Pf. Sterl. Die Unterzeichner lieferten nur ungefähr ein Viertheil dieser Summe, also 3,000,000 Pf. St. (oder 75,000,000 Franken), welche zu den 7,000,000 Pf. St. (oder 175,000,000 Franken) von den Anleihen müssen zugerechnet werden, so daß folglich 250,000,000 Franken von England vorgeschossen sind, wofür es aber eine Nominalsumme von 33,745,500 Pf. St. (oder 893,657,000 Franken) theils an die Regierung, theils an Einzelne fordert.

England hat Vice-Consuln in den kleinsten Baien, Consuln in allen bedeutendern Häfen, General-Consuln, bevollmächtigte Minister in Columbia und Mexiko. Das ganze Land ist bedeckt mit englischen Handelshäusern, mit englischen Zwischenhändlern, mit Agenten englischer Bergbau-Compagnieen, mit englischen Mineralogen, mit englischen Militäristen, mit englischen Lieferanten, mit englischen Ansiedlern, denen man den Morgen Landes zu drei Schillings verkaufte, während er den Actionär auf 12 ½ Sous zu stehen kam. Die englische Flagge weht an allen Küsten des atlantischen Oceans und der Südsee; kleine Schiffe, beladen mit englischen Waaren oder den dafür eingetauschten Gegenständen, gehen alle schiffbaren Flüsse auf und ab; Paketboote, von der Admiralität ausgerüstet, gehen regelmäßig jeden Mo-

nal von Großbritannien nach verschiedenen Theilen der spanischen Colonien.

Zahlreiche Fallimente waren die Folge jener unnützigen Unternehmungen, das Volk zertrümmerte in verschiedenen Gegenden die zur Ausbeutung der Bergwerke dienenden Maschinen, verkaufte Bergwerke fanden sich nicht, zwischen den spanisch-amerikanischen und den englischen Kaufleuten entstanden Processe, und es entspannen sich Erbitterungen zwischen den Regierungen in Betreff der Anleihen.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß die alten Colonieen Spaniens im Augenblicke ihrer Emancipation eine Art englische Colonieen geworden sind. Die neuen Herren sind nicht beliebt, denn man liebt überhaupt keine Herren, und im Allgemeinen erniedrigt der brittische Stolz selbst Diejenigen, welche er beschützt; aber es ist auch sicher, daß diese Art von fremder Oberherrlichkeit den Aufschwung des Nationalgeistes in den spanischen Republiken hemmt.

Die Unabhängigkeit der vereinten Staaten knüpfte sich nicht an so viele verschiedenartige Interessen. England hatte nicht wie Spanien eine Invasion und eine Staatsumwälzung erlitten, als seine Colonieen sich von ihm losrissen. Die vereinten Staaten behielten vom Frankreich, welches sie als Verbündete behandelte, militärische Unterstützung, aber sie wurden nicht durch Anleihen, Spekulationen und Uebervortheilungen die Schuldner und der Preis des Auslandes.

Endlich ist vom Mutterlande die Unabhängigkeit der spanischen Colonieen noch keineswegs an

erkannt. Dieser passive Widerstand des Kabinettes von Madrid hat viel mehr Kraft, und ist ein weit größeres Hinderniß, als man denkt; das Recht ist eine Macht, welche dem Thatbestand lange das Gleichgewicht hält, selbst wenn die Ereignisse das Recht nicht begünstigen. Frankreichs Restauration hat dieß erwiesen. Hätte England, anstatt die vereinten Staaten zu bekriegen, sich begnügt, ihre Unabhängigkeit nicht anzuerkennen, wären jetzt die vereinten Staaten wohl das, was sie sind?

Je mehr Schwierigkeiten aber die spanischen Freistaaten auf ihrer Bahn angetroffen haben oder noch antreffen werden, desto größer wird ihr Verdienst seyn, sie zu besiegen. Sie besitzen innerhalb ihrer weiten Grenzmarken alle Elemente der Wohlfahrt: Mannigfaltigkeit des Bodens und des Himmelsstrichs, Wälder für den Schiffbau, Häfen für die Flotten, zwei Meere, die ihnen den Welthandel öffnen. Die Natur hat sie im Ueberflusse mit Allem versehen, große Reichthümer finden sich in und auf ihrem Boden, dessen Oberfläche durch Flüsse, und dessen Schooß durch Gold befruchtet ist. Es steht sonach dem spanischen Amerika allerdings eine glückliche Zukunft bevor; aber ihm zu sagen, es könne dieselbe ohne Anstrengung erlangen, hieße, es täuschen und zu einer trügerischen Sorglosigkeit verleiten. Schmeichler sind den Völkern nicht minder gefährlich als den Königen. Wenn man sich ein Utopien träumt, nimmt man weder auf Vergangenheit, Geschichte und Thatsachen, noch auf Sitten, Charaktere, Vorurtheile und Leidenschaften Rücksicht: entzückt

nen dem reizenden Traume, sichert man sich nicht gegen mögliche Ereignisse, und leicht verscherzt man das schönste Loos.

Ich habe nun unverhohlen die Schwierigkeiten auseinandergesetzt, welche die Freiheit der spanischen Republiken gefährden können; auf gleiche Weise muß ich aber auch der Garantien ihrer Unabhängigkeit erwähnen.

Für's Erste würde an dem Einflusse des Himmelsstriches, und dem Mangel an Straßen und Anbau jede Anstrengung scheitern, die man machen wollte, um diese Freistaaten zu erobern. Man könnte wohl auf einen Augenblick das Küstenland besetzen, aber in's Innere zu dringen wäre unmöglich.

Columbien hat gegenwärtig auf seinem Gebiete gar keine eigentlichen Spanier mehr; man nannte sie daselbst Gothen, und sie sind theils ausgestorben, theils vertrieben worden. In Mexiko traf man vor Kurzem ebenfalls Maaßregeln gegen die im alten Mutterlande Gebornen. In Columbien besteht die ganze Geistlichkeit aus Amerikanern, viele Priester sind, durch eine strafbare Uebertretung der Kirchenzucht, Familienväter wie die übrigen Bürger, und tragen selbst die Kleidung ihres Standes nicht. Unstreitig leiden hiervunter die Sitten, aber eine Folge dieser Verhältnisse ist zugleich dieß, daß die Geistlichkeit, so katholisch sie auch ist, aus Scheu vor näherem Verkehr mit dem römischen Hofe, der Emancipation zugethan ist. Die Mönche waren während der politischen Unruhen vielmehr Soldaten als Geistliche. Zwanzig Jahre der Umwälzung

erzeugten neue Rechte, neues Eigenthum, neue Stellen, welche man nicht leicht wieder zerstören könnte, und das in dieser Zeit der Umwälzung geborne Geschlecht ist voll Eifer für die Unabhängigkeit.

Spanien rühmte sich einst, die Sonne gehe über seinen Gebieten nie unter; wir wollen hoffen, daß auch das Licht der Freiheit nie mehr aufhöre, die Bewohner zu erleuchten. Aber hätte man vielleicht diese Freiheit im spanischen Amerika durch ein leichteres und sichreres Mittel begründen können, als dasjenige war, dessen man sich bedient hat, durch ein Mittel, welches, zu rechter Zeit und vor der Entscheidung der Begebenheiten angewandt, eine Menge Hindernisse beseitigt hätte? Ich glaube: ja. Meines Erachtens wäre es vortheilhafter für die spanischen Colonieen gewesen, wenn sie sich zu constitutionellen Monarchieen gemacht hätten. Letztere Regierungsform ist nach meiner Meinung weit besser, als die republikanische, weil sie Bestrebungen Einzelner um die ausübende Gewalt ausschließt und Ordnung mit Freiheit verbindet. Zudem scheint mir, die Repräsentativmonarchie hätte besser zum spanischen Geiste und zu dem Zustande der Personen und Sachen in einem Lande gepaßt, wo großes Grundeigenthum vorherrscht, wo die Anzahl der Europäer gering, jene der Neger und Indianer beträchtlich, die Sklaverei allgemein eingeführt, und die katholische Religion Staatsreligion ist, wo endlich die meisten Volksklassen ganz ununterrichtet sind.

Die spanischen Colonieen würden als große, vom Mutterlande unabhängige Repräsentativ-Mo-

marchieen ihre politische Erziehung vollendet haben, ohne von den Stürmen bedroht zu seyn, welche die neugebornen Republiken noch umstürzen können. Ein Volk, welches plötzlich von der Sklaverei zur Freiheit übergeht, fällt leicht in Anarchie, und diese erzeugt fast allezeit den Despotismus.

Für diese Ansicht, für ein System, wodurch die oben erwähnten Gefahren zu verhüten gewesen wären, suchte ich selbst wirksam zu seyn, als mir von meinem Könige das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut war. Ich hatte mir einen Plan entworfen, den ich für beide Welten nützlich hielt. Aber er scheiterte an den Handelsinteressen der Engländer, und ich sah, daß ich geträumt hatte.

Es war der letzte Traum meines reifen Alters: ich wähnte mich in Amerika, aber ich erwachte in Europa. — Nun habe ich nur noch zu erzählen, wie ich einst aus eben jenem Amerika heimkehrte, nachdem ich auch einen Traum, den ersten Traum meiner Jugend, hatte dahinschwinden sehen.

Ende der Reise.

Von Wald zu Walde irrend, hatte ich mich den Neubrüchen (neu angebauten Strecken) des amerikanischen Gebietes genähert. Eines Abends erblickte ich am Saume eines Baches ein aus Baumstämmen erbautes Haus. Ich bat um gastfreundliche Aufnahme, und sie ward mir zu Theil.

Die Nacht brach an: die Wohnung war nur durch die Flamme des Herdes beleuchtet. Ich setzte mich in einen Winkel des Kamins, und während meine Wirthin das Abendessen bereitete, unterhielt ich mich damit, beim Scheine des Feuers mit gesenktem Haupte ein auf den Boden gefallenes englisches Zeitungsblatt zu lesen. Ich gewahrte, mit großen Buchstaben geschrieben, die Worte: FLIGHT OF THE KING (Flucht des Königs). Es war die Erzählung von Ludwigs XVI. heimlichem Entweichen und von der Gefangennehmung des unglücklichen Monarchen zu Varennes. Die Zeitung erzählte auch von den Fortschritten der Auswanderung und von der Vereinigung beinahe sämmtlicher Offiziere des Heeres unter den Fahnen der französischen Prinzen. Ich glaubte die Stimme der Ehre zu vernehmen und gab meine Plane auf.

In Philadelphia schiffte ich mich wieder ein. Ein Sturm trieb mich in neunzehn Tagen an die Küste Frankreichs, wo ich zwischen den Inseln Guernesey und Origny halben Schiffbruch litt. Zu Havre stieg ich ans Land. Im Monat Juli 1792 wanderte ich mit meinem Bruder aus. Die Armee der Prinzen stand schon im Felde, und ohne die Verwendung meines unglücklichen Vetters, Armand von Chateaubriand, wäre ich gar nicht mehr aufgenommen worden. Umsonst hatte ich versichert, daß ich geraden Weges vom Nigarafalle komme, man wollte nichts hören, und fast hätt' ich mich um die Ehre, den Tornister zu tragen, schlagen müssen. Meine Kameraden, die Offiziere vom Regiment Navarra, bildeten eine Compagnie im Lager der Prinzen, allein ich trat in eine der bretagne'schen Compagnieen. Was aus mir weiters geworden, mag man in der neuen Vorrede des historischen Versuches nachlesen.

So vereitelte Das, was mir Pflicht schien, die ersten Entwürfe, welche ich gemacht hatte, und führte die erste jener seltsamen Entwicklungen herbei, welche meine Laufbahn bezeichnet haben. Die Bourbone bedurften es ohne Zweifel nicht, daß ein bretagne'scher Cadet von jenseits des Meeres zurückkomme, um ihnen seine unbedeutende Ergebenheit zu bezeigen, so wenig als sie seiner Dienste bedurften, nachdem er aus der Unbedeutenheit hervortrat. Hätte ich mit dem Zeitungsblatte, welches mein ganzes Leben umstaltete, die Lampe meiner Wirthin angezündet, und meine Reise fortgesetzt: Niemand würde meine Abwesenheit bemerkt haben; denn Niemand hätte

gewußt, daß ich existire. Ein bloßer Zwiespalt zwischen mir und meinem Gewissen führte mich auf den Schauplatz der Welt zurück, und ich hätte bei diesem innern Streite thun können, was ich wollte, da ich der einzige Zeuge desselben war; allein unter allen Zeugen ist es eben dieser, vor dem ich mich wenigstens erröthen möchte.

Warum haben aber gegenwärtig in meiner Erinnerung die Bilder der Einöde am Erie und Ontario mehr Reiz, als das glänzende Schauspiel des Bosphorus?

Weil ich zur Zeit meiner Reise nach den vereinten Staaten noch voll Illusion war. Die Unruhen in Frankreich hatten gleichzeitig mit meinem Leben begonnen, und noch war nichts in mir und nichts in meinem Vaterlande vollendet. Es ist mir wohlthuend, jene Tage in mein Gedächtniß zurückzurufen, denn sie erinnern mich an die Empfindungen des Familienlebens und der Jugendfreuden.

Fünfzehn oder sechszehn Jahre später, am Ende meiner zweiten Reise, war die Revolution vorüber, ich wiegte mich nicht mehr in Träumen; meinen Erinnerungen, welche jetzt ihre Quelle in der Gesellschaft hatten, fehlte jene frühere Reinheit (candeur). Täuschung war auf meinen beiden Pilgerschaften mir zu Theil geworden: ich hatte die nordwestliche Durchfahrt nicht gefunden, ich hatte des Ruhmes weder in Mitte der Wälder, wo ich ihn suchte, noch auf den Ruinen von Athen mich bemächtigen können.

Ausgegangen, um Reisender in Amerika zu seyn, dann zurückgekehrt, um in Europa Soldat

zu seyn, kam ich weder auf der einen, noch auf der andern dieser Bahnen bis ans Ziel; ein böser Geist entriß mir den Wanderstab und den Degen, und gab mir die Schreibfeder in die Hand. Als ich in Sparta bei nächtlicher Weile zum Himmel blickte *), gedachte ich der Länder, die schon meinen bald friedlichen, bald unruhvollen Schlaf gesehen; auf Teutschland's Straßen, in den Heiden England's, auf den Gefilden Italien's, mitten auf den Meeren, in den canadischen Wäldern — hatte ich die nämlichen Sterne begrüßt, die ich über Helenen's und Nikolaus Vaterland glänzen sah. Aber was half es mir, den Sternen zu klagen, den unbeweglichen Zeugen meines herumschweifenden Lebens? Eines Tages wird ihr Blick auf meinem Grabe ruhen. Schon jetzt bin ich so gleichgiltig über mein Loos, daß ich von jenen bösen Gestirnen gar nicht begehre, es durch einen freundlichern Einfluß zum Bessern zu wenden, noch mir Das zurückzuerstatten, was der Reisende von seinem Leben an den Orten läßt, die er durchwandert.

*) Reisetagebuch.

Inhalt.

Erster Theil.

	Seite.
Vorwort	3
Vorrede	7
Einleitung	3*)
Reise nach Amerika	14

Zweiter Theil.

Die Onondagas	3
Die Seen von Canada	26
Tagebuch ohne Datum	37
Alte Denkmäler am Ohio	43
Beilage. Abhandlungen über die Alterthümer von Nordamerika	56

*) Es beginnt hier eine neue Paginirung, da Vorwort und Vorrede, welche letztere eine kurze allgemeine Geschichte der Reisen enthält, anfänglich bestimmt war, ein besonderes Bändchen zu geben, wovon man aber abstand, weil die Bogenzahl zu gering gewesen wäre. Jene Vorrede ist von Hrn. von Kronfels übersetzt, und erst das Folgende von Dr. Perleb.

Dritter Theil.

Seite.

Der Ohio und der Miſſiſſipi 3
Beſchreibung einiger Anſichten in Florida 24
Naturgeſchichtliches 45
Sitten der Wilden 70
Eintheilung des Jahres. Natürlicher Kalender 120
Arzneikunde der Wilden 124
Indianiſche Sprachen 132
Jagd 143

Vierter Theil.

Krieg 3
Religion 40
Regierungsform 51
Jetziger Zuſtand der nordamerik. Wilden . . . 93
Schluß. — Die vereinten Staaten 117
Die ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken . . 130
Ende der Reiſe 145

Bei Friedrich Wagner, Buchhändler in Freiburg, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkschrift

für die Aufhebung

des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen

Cölibates

Mit drei Aktenstücken.

[152 Seiten 8°. Preis, broch. 48 kr. oder 12 gr.

Diese höchst interessante Schrift verdankt ihren Ursprung einer, von einer Anzahl Katholiken des Großherzogthums Baden, an Se. königl. Hoh. den Großherzog von Baden, an die zweite Kammer der badischen Landstände und an die Curie des Erzbisthums Freiburg eingereichten Bittschrift, worin die Bitte um Aufhebung des Cölibat-Gebotes ausgesprochen wird. — Die Ansichten und Gründe auf welchen diese Bittschriften beruhen, sind in dieser Denkschrift genauer ausgeführt: es wird darin zuerst durch eine kurze historische Uebersicht an das Wesentlichste aus der Geschichte dieses Instituts erinnert, darauf werden die Nachtheile und Vortheile desselben erwogen, und endlich wird nachgewiesen, in welcher Weise die gewünschte Abänderung in der Diöcese, zu welcher das Großherzogthum Baden gehört, nach kanonischen Normen geschehen könnte.